



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## Universitätsbibliothek Paderborn

### **C. F. Gellerts anmuthiger Schriften ... Band**

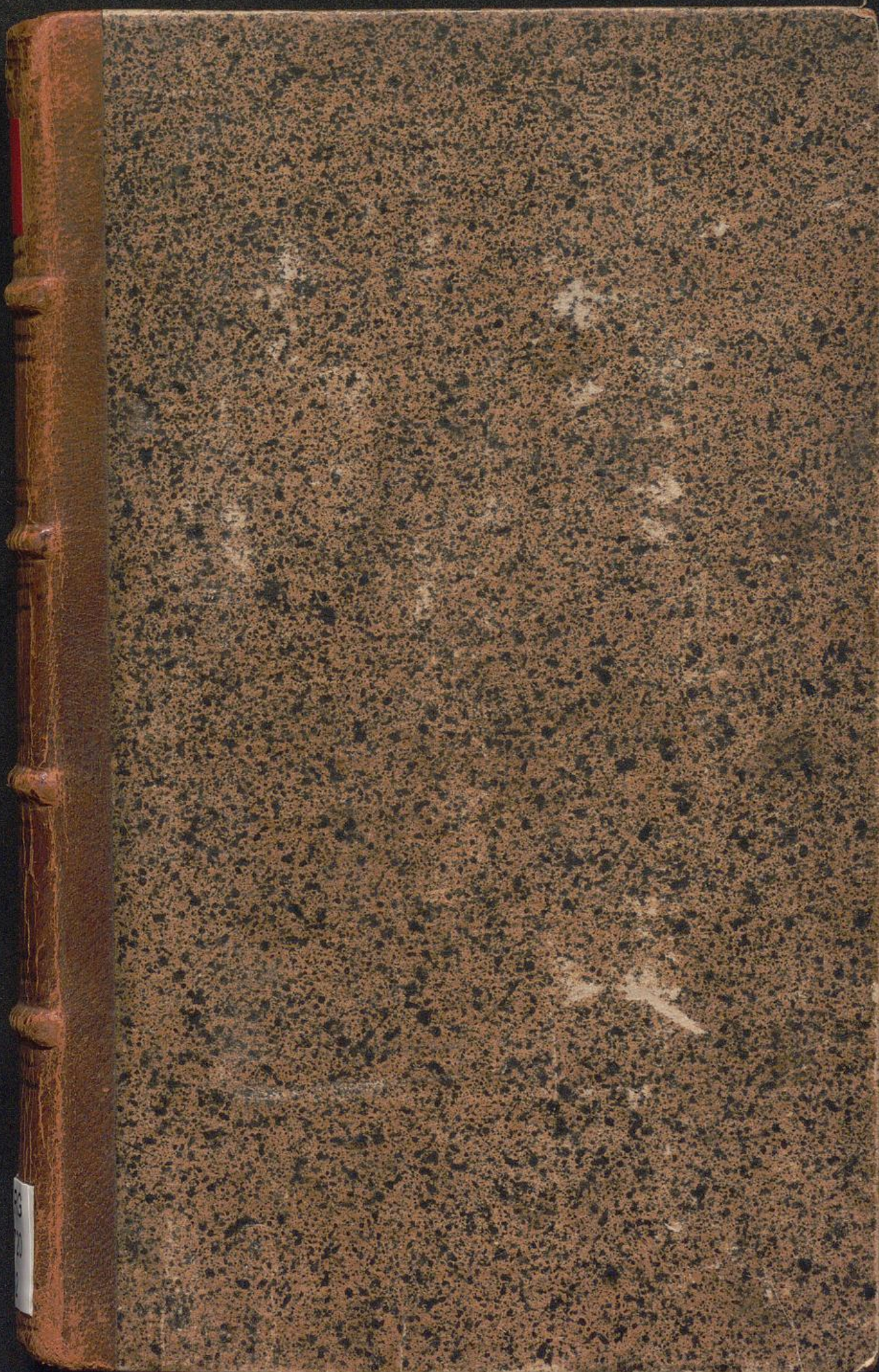
I. Lehr-Gedichte und Erzählungen. II. Leben der schwedischen Gräfin von G\*\*\*. III. Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen

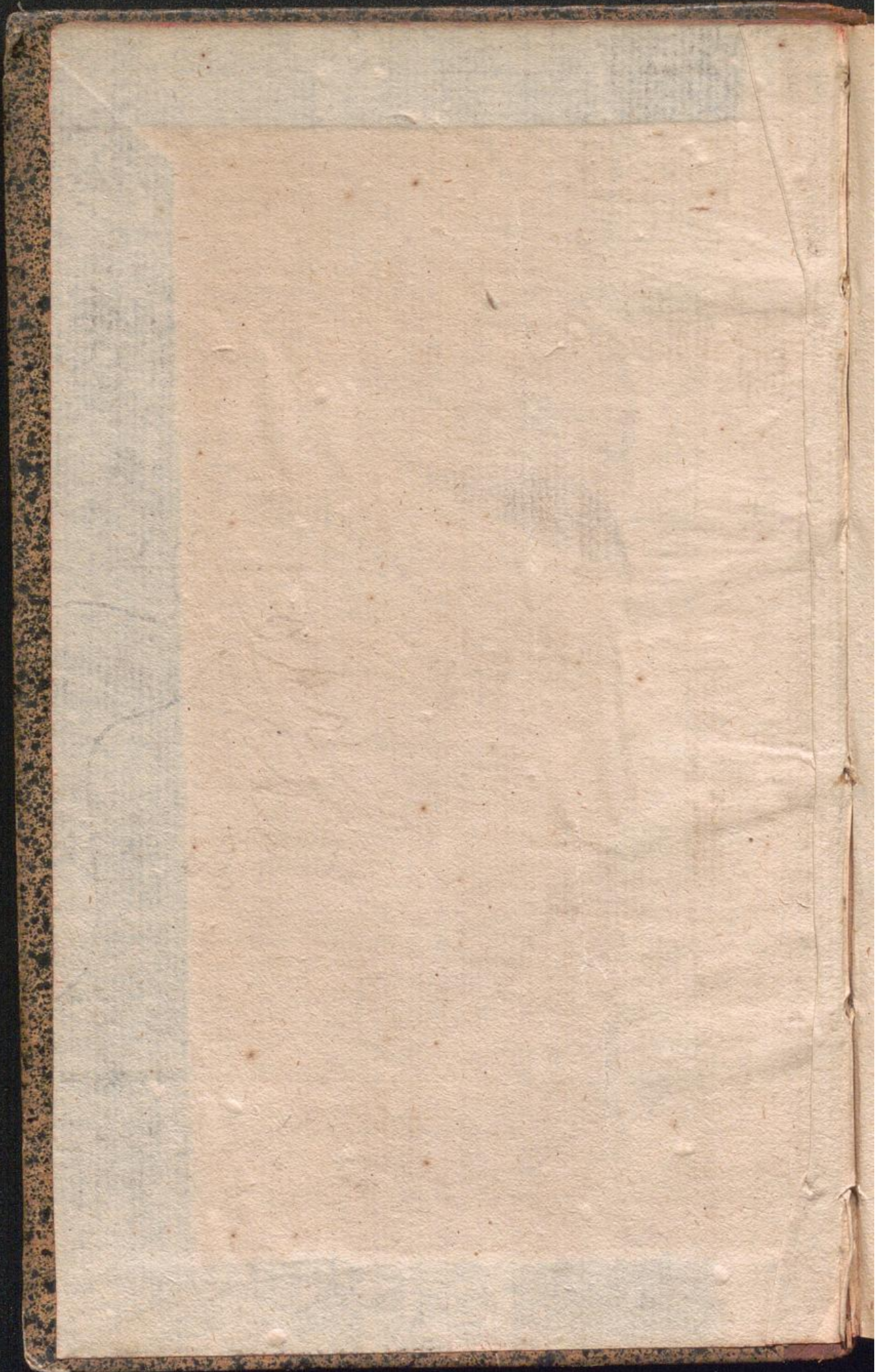
**Gellert, Christian Fürchtegott**

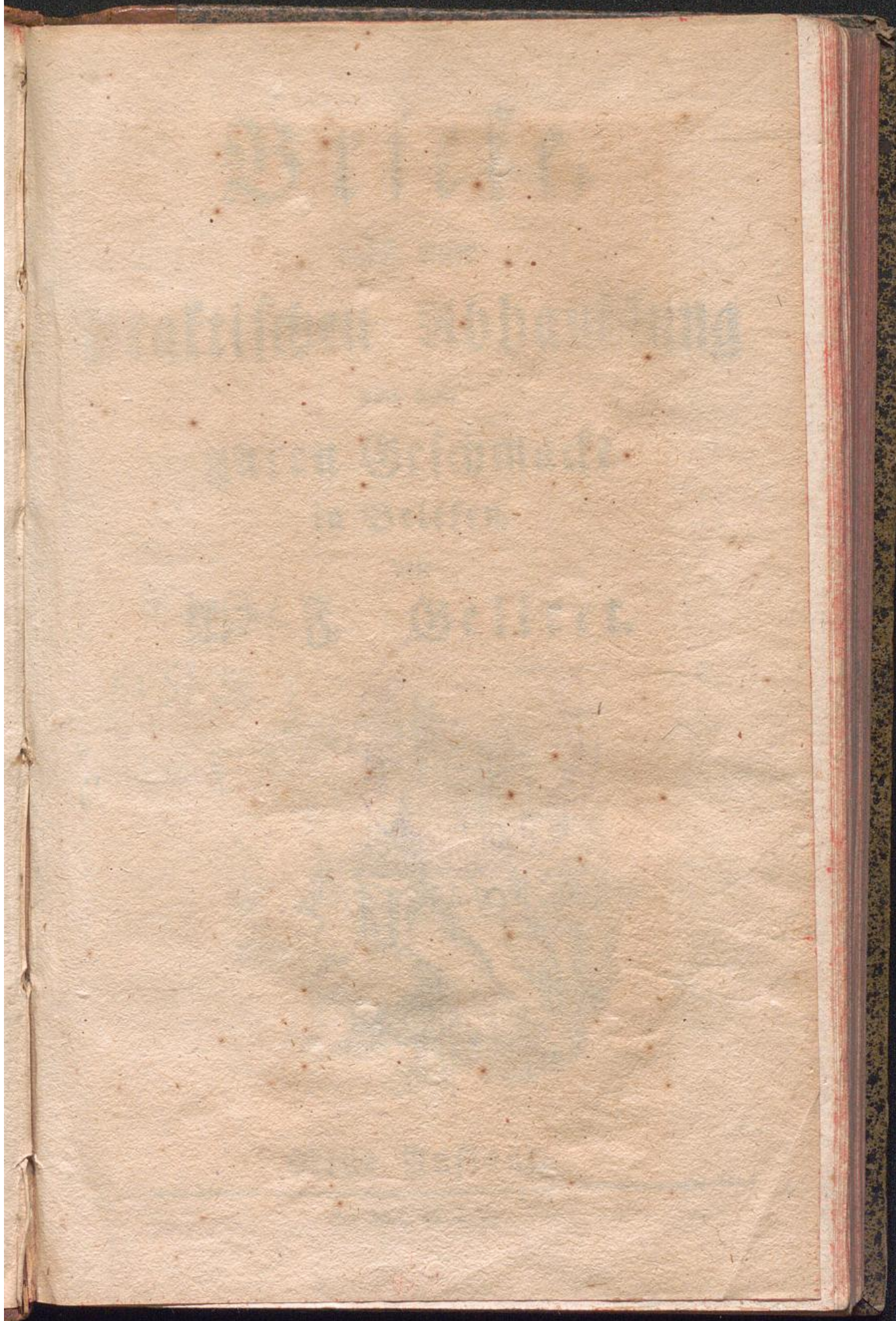
**Strassburg, 1755**

**VD18 10866280-003**

[urn:nbn:de:hbz:466:1-49034](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-49034)









40 06

CLRQ

17207

80/28666

V. Z. Keller

amunziger

W. R. T. M.

weiter

enthalten

I. Lehrbuch der...

II. Lehrbuch der...

III. Briefe...



1855

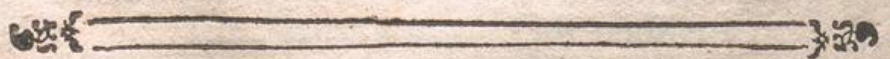
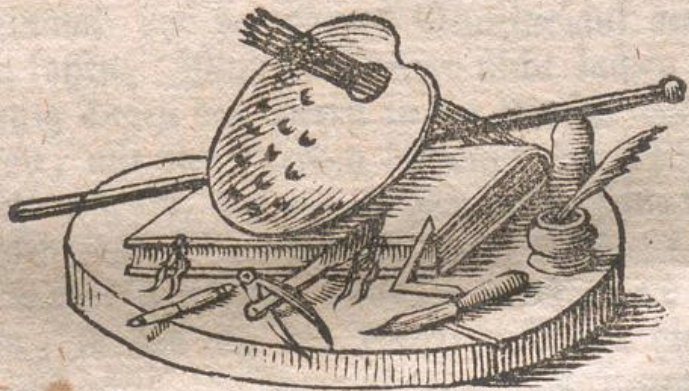
Verlag

bei Herrn...

M. G. L.

C. F. Gellerts  
anmuthiger  
**Schrieffen**  
zweiter Band,  
enthaltend

- I. Lehr-Gebichte und Erzählungen.
- II. Leben der Schwedischen Gräfin von G\*\*\*.
- III. Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen.



Strassburg,  
bei Georg Rhodius Stochdorph.  
MDCC LV.

Lehrgedichte  
und  
Erzählungen

von  
C. F. Gellert.

---



---

Neue Auflage.

M DCC LV.



Geographische

und

Historische

von

L. B. Gellert

---

Stettin

M D C C L X



## Reichtum und Ehre.



ie? leb ich darum nur, daß ich mich  
lebend fränke?

So ist mein Leben selbst das schreck-  
lichste Geschenke:

So wünscht ich tausendmal, daß ich, von Einsicht leer,  
Unedel, wie das Thier, nicht wüßte, daß ich wär.  
Zufrieden will ich seyn, gesichert vor den Schmerzern.  
Dies wünscht und sucht mein Herz und mit ihm Aller  
Herzen.

Allein, wie still ich ihn, den Trieb, der mich besiegt?  
O wär ich reich und groß: so wär ich wohl vergnügt.  
Könnt ich im Ueberfluß die Güter mir gewähren,  
Wovon mich jedes rührt, was würd ich mehr begehren?  
Ja, Reichtum wünsch ich mir. Doch hab ich auch  
bedacht,

Ob das der Reichtum ist, wozu der Schein ihn macht?  
Gellerts Gedichte. H Kann

Kann nicht, durch Wahn verführt, mein Herz für ihn  
entbrennen?

Ihr, die ihr ihn besitzt, lehrt seinen Werth mich kennen.

Cleant, der reichste Mann, wird der zufrieden seyn:  
So ruh ich eher nicht, bis Schätze mich erfreun.

Ich geh ihm heimlich nach. Er zählt, und lacht im  
Zählen,

Und eilt, was er gezählt, in Schlössern zu verheelen.  
Des Kastens Thüre knarrt, vor dem er schmachend kniet.  
Cleant erschrickt, springt auf, und sieht sich um, und sieht  
Die Kammer zehnmal durch, greift zitternd auf das  
Bette,

Ob sich vielleicht der Dieb darinn verborgen hätte.  
Er findet nichts, und geht. Tiefsinnig geht er fort,  
Misstrauisch kehrt er schnell nach dem verlassnen Ort,  
Und greift an jedes Schloß, und reißt, um zu erfahren,  
Ob sie verschlossen sind, wie sie verschlossen waren.

Cleant! Dich ruft dein Weib, der Tisch ist schon bereit.  
Man bringt ein halbes Brodt, er sieht es an, und schreyt:  
Wie? gestern schnitt ichs auf, und halb ist's schon ver-  
zehret?

Frau! Bettler werden wir, wenn das noch länger währet.  
Er ist, und schielt auf das, was er dem Weibe gab.

Es schmeckt der guten Frau. Dieß ist genug: Deckt ab!  
Ein Mann, der mehr besitzt, als oft kein Prinz besessen,  
Ist sich nicht satt, und läßt sein Weib nicht satt sich  
essen;

Nichtswürdiger Cleant, du solltest glücklich seyn?  
Du, deines Schazes Knecht? Nein, er ist deine Pein.  
Bestraf mich nicht, o Gott, mit Schätzen dieser Erden,  
Um ein Unseliger, um ein Cleant zu werden!

Ich

Ich eile vom Cleant zum glücklichern Lupin.  
 Er glänzt, und alles glänzt in seinem Haus um ihn.  
 Er führt mich selbst herum. Mehr kann man nicht  
 erblicken,  
 Mehr Kunst und mehr Geschmack, eronnen zum Ent-  
 zücken.

Hier herrscht Bequemlichkeit, vereint mit kluger Pracht.  
 Was Künstlern witzig glückt, was Mahler ewig macht,  
 Was feine Wollust heischt, dieß lachte mir entgegen,  
 Und nichts gebrach an dem, was Menschen wünschen  
 mögen.

Wie glücklich, sieng ich an, wie glücklich sind Sie nicht?  
 Und eine Röthe stieg Lupinen ins Gesicht.  
 Was kann man, fuhr ich fort, noch mehr, als dieß, be-  
 gehren?

Ich glücklich? sprach Lupin, und schon entwischten  
 Zähren,  
 Mein Sohn, ein Bösewicht, den ich nicht bessern kann,  
 Mein Weib, das mich nicht liebt = = = Ich unglück-  
 selger Mann!

Was hilft mir mein Pallast; was helfen Millionen?  
 Würd ich dieß Elend los, in Hütten wollt ich wohnen.

Alcest ist reich und jung, genießt, was er besitzt,  
 Und sorgt, man rühmts ihm nach, daß es auch Freun-  
 den nützt.  
 Kein Geiz, kein Weib, kein Sohn stört ihn in seinen  
 Freuden,  
 Kein Neid; wie könnte man den, der gern giebt, beneiden?  
 Sein Haus ist eine Stadt und jeder Tag ein Fest.  
 Wenn niemand glücklich ist: so isis vielleicht Alcest.

Jetzt zeigt mir ihn, mein Freund. O welch ein blaß Ge-  
sichte!

Wie kraftlos geht der Mann! Sind dieß des Fiebers  
Früchte?

Ja, siech zu seyn, dieß ist sein Unglück auf der Welt;  
Noch siecher machen ihn die Aerzte für sein Geld.  
Ich kenn ihn, spricht mein Freund, die Nacht ist seine  
Plage,

Und für die Quaal der Nacht rächt sich Alceste bey Tage,  
Er sucht Freund und Welt, Zerstreung, Spiel und  
Scherz;

Doch weder Freund noch Lust dringt in sein mattes Herz.  
Sein Tisch ist reich besetzt, sein Wein ist stets der beste;  
Doch beides, Tisch und Wein, vergnügt nur seine Gäste.  
Alceste ist mißvergnügt, und will es doch nicht seyn.  
Er ißt, ihm eckelt schon; er trinkt, ihm schmeckt kein Wein.  
Doch setzt er denen zu, die bey der Tafel essen,  
Und trinkt den Wein mit Zwang, nur um sich zu ver-  
gessen.

Ach, sprach er einst zu mir, ich bin mir selbst verhaßt;  
Mein Reichthum heißt mein Glück, und ist doch meine  
Last!

Was mich am Tag erfreut, quält schlaflos mich im  
Bette.

Siech bin ich; würd ichs seyn, wofern ich minder hätte?

Cleante, Lupin, Alceste, so fehlt, so reich ihr seyd,  
Euch bey dem Ueberfluß doch die Zufriedenheit?  
Und Tausend, die der Thor bey Schätzen glücklich preiset,  
Beweisen tausendfach mir das, was ihr beweiset.  
So brauch ich, um beglückt, nicht eben reich zu seyn?  
Und zur Zufriedenheit nicht Pracht und Fülle? Mein.

Verz

Vernunft! so wehre doch den ungerechten Trieben,  
 Und nöthige mein Herz, die Schätze nicht zu lieben,  
 Die man mit Müh gewinnt, bald prassend sie verzehret,  
 Bald geizig sie bewacht, und bald mit Fluch vermehret.  
 Wie schwer, wie mühsam ist's, sich Schätze zu erwerben!  
 Soll ich sie dumm erfreyn und hinterlistig erben?  
 Soll ich durch Sklaverey vor Großen sie erstehn,  
 Und niederträchtig seyn, um mich bald reich zu sehn?  
 Soll ich sie, wie Serpil, durch Meineid mir erlügen,  
 Staat, Mündel und Altar und Gott darum betrügen?  
 Verwünscht sey so ein Schatz! Verflucht sey der Gewinn,  
 Durch den ich reich, als Thor, reich, als ein Räuber, bin!

Dieß, sprichst du, such ich nicht. Ich kenne bessere  
 Güter.

Ist nicht der Ruhm das Ziel der feurigsten Gemüther?  
 Die Achtung vor der Welt, die sucht mein Herz allein.  
 Welch Glück, im Leben groß, im Tod unsterblich seyn!  
 Das thun, mit Beyfall thun, was wenig sich erkühnen!  
 Ruhm will ich nicht allein, ich will ihn auch verdienen;  
 Entweder etwas thun, das schreibenswürdig ist;  
 Wo nicht, selbst dieser seyn, den Welt und Nachwelt  
 liebt.

Wär ich die Lust des Volks, der Weisheit erste Zierde:  
 So würd ich glücklich seyn, beglückt durch Ruhmbes  
 gierde.

Mein ganzes Herz entbrennt, o Ruhm, allein für dich!  
 Dir weyh ich meinen Fleiß, des Lebenslust und mich.  
 Mein Nächster liegt und ruht, der träge Thor, er ruhe!  
 Ich wache diese Nacht, daß ich was Grosses thue.  
 Mir winkt ein lieber Freund. Wie gern wär ich um ihn!  
 Doch nein, mein rühmlich Werk = = Geht, sagts, er soll  
 mich fliehn.

Wie heiter lacht der Tag! Ich will = = = doch nein,  
er lache!

Was heißt ein schöner Tag, wenn ich mich ewig mache!  
Wie matt bin ich durch Fleiß! = = Geht, langt mir  
ein Glas Wein = =

Doch er erzeugt den Schlaf. Gut! Wasser gebt herein.  
Wie lange hab ich mich lebendig schön begraben!

Könnt ich dich, Doris, nicht zum edlern Umgang haben?  
In deinem treuen Arm schmeckt ich des Lebens Ruh.  
Wer ist so schön, so klug, so treu, so fromm, wie du?  
Doch kann man, wenn man liebt, auch frey nach Eh-  
re streben?

O nein, die Liebe stört. Gut! ich will einsam leben. = =

Viel Jahre sind vorbei. Wen rühmt man jezo?  
Mich.

Wer denkt am gründlichsten? Wer schreibt am feins-  
ten? Ich.

So warst du, seltnes Glück, denn mir allein beschieden?  
Dir, Ehre, sens gedankt, ich bin nunmehr zufrieden.  
Ich bin des Volkes Lust, der Klugen Augenmerk. = =

Allein, mein Ruhm wird alt. Er braucht ein  
neues Werk.

Auf, auf, Glückseliger! dein Feuer möcht erkalten,  
Den Ruhm, den du ersiegt, den mußt du auch erhalten.  
Auf! wag es noch einmal. Vergiß den Zeitvertreib,  
Schlaf, Freunde, Lieb und Wein; verläugne dich, und  
schreib.

Wahr ist's, dein Körper siecht, dein Fleiß ist sein Ver-  
derben;

Doch besser, jung mit Ruhm, als alt unrühmlich ster-  
ben. = =

Nun

Nun lieft die Welt von mir ein neues Meisterstück.  
Sie lieft, liefts noch einmal, erstaunt, und wünscht mir  
Glück.

Nun ist mein Wunsch gestillt. Was könnt ich mehr  
begehren?

Mit dem ersiegten Ruhm soll still mein Herz sich nähren.  
Wie viel empfind ich jetzt! Wie viel  $\ll$  doch wie mich  
deucht?

So seh ich einen noch, der mir Berühmten gleicht.  
Nur einen? nein, noch viel. Dieß kan ich nicht ver-  
tragen,

Mein, neben mir zu stehn, dieß muß sich keiner wagen.  
Ich will ein Urbild seyn. Eh bin ich nicht vergnügt.  
Bis Jeden, der mir gleicht, mein größrer Geist besiegt.

Wie lange läßt du dich, o Thor, vom Ruhm be-  
seelen!

Du siehsts, er quälet dich, und wird dich ewig quälen.  
Wie bey des Fiebers Blut den Durst, der dich verz-  
zehrt,

Der oft genosne Trank nie stillt, und sters vermehrt:  
So wird durch allen Ruhm, den man für dich erfindet,  
Dein Ehrgeiz nicht gestillt, nur immer mehr entzündet.

Betrachte doch den Ruhm, vielleicht verlöscht die  
Blut.

Ist nicht der größte Ruhm ein klein und flüchtig Gut?  
Ein kleines Gut, sprichst du, wenn eine Welt mich ehret,  
Und, was sie von mir denkt, mich durch Bewundrung  
lehret?



O Freund, dieselbe Welt, die deinen Namen preist,  
 Hat oft in einem Tag ein Wandrer durchgereist.  
 Was prahlst du mit der Welt? Der kleinste Theil der  
 Erden

War noch nicht klein genug, von dir erfüllt zu werden.  
 Der Mann, von dem du denkst, daß er dich schätzt und  
 liebt,  
 Weis wahrlich vielmal kaum, daß du geböhren bist;  
 Und der, auf dessen Gunst du zehnmal stolz geschworen,  
 Lacht heimlich über dich, und zähle dich zu den Ehoren.  
 Doch der Bewunderer Zahl, die dich mit Ruhm erfreun,  
 Sey Millionen stark, wirst du drum glücklich seyn?  
 Wer sind die Willigen, die dich zum Wunder machten?  
 Ist's meistens nicht ein Volk, das ich und du verach-  
 ten?

Hat einer oder zween, wenn hundert dich genannt,  
 Zum Lobspruch genug Geschmack, zum Nichten genug Ver-  
 stand?

Sey stolz! Zehn lobten dich; allein von eben diesen  
 Ward, sey nicht länger stolz, bald drauf ein Seck ge-  
 priesen.

„Sind denn nicht Kenner da? Was sagen die von mir?“  
 Sie loben dich. Doch mehr, sie sind entzückt von dir.  
 An dir hat unsre Zeit den feinsten Geist bekommen,  
 Du bist der klügste Kopf; sie selber ausgenommen.  
 Fast jeder, der dich lobt, belohnt sich für den Dienst,  
 Und ist sich in geheim, was du zu seyn ihm schienst.  
 Dein Kenner ist, wie du, hat göttlich schöne Gaben;  
 Doch auch, wie du, den Stolz, sie nur allein zu ha-  
 ben.

Viel

Viel rühmen dich. Warum? Aus Ueberzeugung?  
Nein.

Man lehrt durch Höflichkeit dich wieder höflich seyn.  
Warum hat dich Crispin so vielmal schon erhoben?  
Er wird dein Lob, um sich der Welt selbst einzuloben.  
Der Redner rühmet dich; nicht, weil du würdig bist,  
Nein, um uns darzuthun, daß er ein Redner ist.  
Hier spricht ein Tisch von dir. Wie? schätzen dich die  
Blöden?

O nein, sie wollten jetzt nicht mehr vom Wetter reden.  
Sarkast lobt heute dich; warum? dächst du das  
wohl?

Damit sein künftiger Spott mehr Eindruck machen soll.

Gesetzt, daß Tausend sich im Ernst für dich erklä-  
ren,

Gesetzt, dein Ruhm ist groß, wie lange wird er wäh-  
ren?

Ein Herz, das diesen Tag bey deinem Namen walt,  
Bleibt oft den folgenden bey deinem Namen kalt.  
Man wird es heimlich satt, dich immer hoch zu achten,  
Und hört schon denen zu, die dich zu stürzen trachten.  
Entgeht ein Sterblicher wohl je der Tadelsucht?  
Ist nicht des Andern Neid selbst deines Ruhmes  
Frucht?

Der Kluge wird an dir bald wahre Fehler merken,  
Und mit erdichteten wird sie der Neid verstärken.  
Man hört den Spötter an, und liebt ihn noch dazu;  
Denn daß du Fehler hast, gehört zu unsrer Ruh.

So sicher ist der Ruhm der Helden und der Weis-  
sen.

Und um ein solches Gut willst du dich glücklich preisen?

Du sammelst, was dich flieht, mit Müh und Zittern ein,  
 Und wenn dus endlich hast: so ist es noch nicht dein.  
 Soll man für so ein Gut, noch eh man es besessen,  
 Dann auch, wenn mans besitzt, des Lebens Ruh ver-  
 gessen?

Erfahrung und Vernunft, o steht uns beide bey!  
 Macht von der Ehrsucht uns, wie von dem Geldgeiz,  
 frey.

Nicht Ruhm noch Ueberfluß kann unsre Wünsche  
 stillen;

Von beiden steht auch keins allein in unserm Willen.  
 Was beides unserm Geist gab, und zu geben schien,  
 Rührt seine Fläche nur, und dringt nicht selbst in ihn.  
 Ein Gut, das glücklich macht, muß, solls mich wahr  
 entzücken,

Nicht unbeständig seyn, und für den Geist sich schicken.  
 Habt Wollust, Ruhm und Macht; ihr habts, und  
 wünscht noch mehr;

Noch immer bleibt ein Theil in eurer Seele leer.  
 Und dieser leere Theil für wen ist er beschieden?  
 O Tugend! gibst denn du vielleicht dem Herzen Frie-  
 den?

Ja, Mensch, erwirb dir sie: so wirst du ruhig seyn.  
 Sey weise, lieber Freund, schränk die Begierden ein.  
 Wahr ist's, die Kunst ist schwer, sich selber zu besiegen:  
 Allein in dieser Kunst wohnt göttliches Vergnügen.  
 Dein Wunsch ist Ueberfluß; doch eh du ihn noch stillst,  
 Verfliegt ein Leben schon, das du genießen willst.  
 Was suchst du viel? O lern, was du nicht brauchest,  
 meiden,

Und was du hast, genieß. Die Welt ist reich an  
 Freuden;

Du

Du aber bist zu schwach, die Freuden auszuspähn,  
 Und glaubst, wo tausend sind, kaum eine nur zu sehn.  
 Gönne jedem gern sein Glück; lern vortheilhaft empfinden,

Und in der andern Glück ein Theil von deinem finden.  
 Dem warf die Schickung viel, dir aber wenig zu.  
 Ist jener glücklicher, der reicher ist, als du?

Du denkst, und lügest dir. Steig glücklich auf die  
 Thronen,

Du wirst des Thrones Glück doch fühllos bald gewohnen,

Und sehn, daß jener dort, den eine Hütt umschließt,  
 Der wenig hat und braucht, drum noch nicht elend ist,  
 Und oft, wenn ihn ein Quell nach strenger Arbeit  
 fühlet,

Mehr Wollust bey dem Quell, als du bey'm Weine,  
 fühlet.

Entbehret er eine Lust, die dir der Reichthum schenkt:  
 So kränkt ihn das auch nicht, was dich als Reichen  
 kränkt.

Such solche Freuden auf, die still dein Herz bes  
 seelen,

Und, wenn du sie gefühlt, dich nicht mit Reue quälen.  
 Was sorgst du, ob dein Ruhm die halbe Welt durch  
 strich?

Dein Freund, dein Weib, dein Haus sind Welt genug  
 für dich.

Such sie durch Sorgfalt dir, durch Liebe zu verbinden,  
 Und du wirst Ehr und Ruh in ihrer Liebe finden.

Ein jeder Freundschaftsdienst, ein jeder treuer Rath,  
 So klein die Welt ihn schätzt, ist eine große That.

Auch

Auch in der Dunkelheit gibts göttlich schöne Pflichten,  
Und unbemerkt sie thum, heißt mehr, als Held, verrichten.

Ein Richter sieht in dir stets deiner Absicht zu,  
Lohnt, wenn du edel willst, dir mit geheimer Ruh.  
Du streitest wider dich; kaum ist der Sieg gelungen:  
So krönt sein Beyfall schon das Herz, das sich bezwun-  
gen.

Willst du dich an der Welt, an Lieb und Freundschaft  
freun,

Gern öffnert er dein Herz, und läßt die Freuden ein;  
Er schärfet dein Gefühl; da lacht mit reichem Segen  
Die prächtige Natur dem heitern Aug entgegen.

Wohin du gehst, geht auch sein stiller Beyfall mit,  
Und jeder Ort wird schön, den nur dein Fuß betritt.  
Du schleichst durchs bunte Thal, streiffst durch die grüne  
Heide,

Und was du siehst, ist Lust, und was du fühlst, ist Freude.  
Dein Aug erweiteret sich und mit ihm selbst dein Geist;  
Siehst, wie der stolze Baum Gott, seinen Schöpfer, preist;  
Siehst, wie durch Fruchtbarkeit die Saaten ihn verch-  
ren,

Und des Berufs sich freun, die Menschen zu ernähren;  
Siehst, wie das kleinste Gras, das dort in Demuth steht,  
Den mit verborgner Kunst, der es gemacht, erhöht.  
Du siehst, und wirst entzückt. Dir lacht die ganze  
Fläche,

Dir weht der sanfte West, dir rauschen frohe Bäche,  
Dir singt der Vögel Chor, dir springt zufriednes Wild,  
Und alles ist für dich mit Wollust angefüllt;  
Und du, an Unschuld reich, und sicher im Gewissen,  
Triffst da viel Freuden an, wo Tausend sie vermissen.

Freu von des Neides Pein, freu von des Geizes Last,  
 Strebst du nach wenigem, und hast mehr, als du hast;  
 Siehst stets auf deine Pflicht, oft auf dein kurzes Leben,  
 Nie ohne Freudigkeit auf den, der dir's gegeben.  
 Du siehst durch dessen Hand, der war, eh du gedacht,  
 Den Plan zu deinem Glück von Ewigkeit gemacht,  
 Den Plan zum Glück des Wurms, der jetzt vor dir ver-  
 schwindet,  
 Und Nahrung und ein Haus im kleinsten Sandkorn fin-  
 det.

In deines Freundes Arm, an deiner Gattinn  
 Brust,  
 Wird oft ein kleines Glück für dich die größte Lust.  
 Und kömmt ein Ungemach, (denn wer hat keins zu tra-  
 gen?)  
 So ist's doch schon ein Trost, es ihm und ihr zu klagen.  
 Du hörst, daß dich dein Feind zu lästern sich erkühnt.  
 Es schmerzt; doch Trost genug, du hast es nicht verdient.  
 Ein Unfall raubt dein Gut, ein Räuber hats entführet.  
 Es schmerzt; doch Glück genug, daß Gott die Welt re-  
 gieret.  
 Du fühlst ein ander Weh; du fühlst der Krankheit Pein;  
 Doch Trost genug, nicht krank durch eigne Schuld zu  
 seyn.  
 Dir raubt der Tod dein Weib, den Freund, den einzigen  
 Erben.  
 Es schmerzt; doch Trost genug, sie waren werth zu ster-  
 ben.

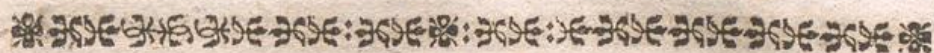
So sey dein liebstes Gut ein frommes weises Herz;  
 Dieß mehre deine Lust, dieß mindre deinen Schmerz;  
 Dieß

Dies sey dein Stolz, dein Schatz, dein höchstes Ziel auf  
Erden.

Sonst alles, nur nicht dies, kann dir entrissen werden.  
Zu wissen, es sey dein, zu fühlen, daß dus hast,  
Dies Glück erkauffst du nicht um aller Güter Last;  
Und ohne dieses Herz schmeck noch so viel Vergnügen,  
Es ist ein Rausch, und bald, bald wird der Rausch ver-  
fliegen.



Der



## Der Christ.

**M**ensch, der du Christen schmähest, was ist in ihrer  
 Lehre,  
 Das der Vernunft ein Schimpf und Gott nicht rühms-  
 lich wäre?

Verdient sie deinen Haß, verdient sie deinen Spott?  
 Zeig uns ein besser Glück und einen bessern Gott,  
 Als uns die Schrift gezeigt. Komm, zeig uns schönre  
 Pflichten,

Mehr Antrieb, sie dem Gott der Menschen zu entrichten,  
 Mehr Tugend für das Herz und für das Glück der Welt,  
 Mehr Trost, wenn sein Gericht der Richter in uns hält,  
 Mehr Licht, wenn fürchterlich uns finstre Zweifel quälen,  
 Mehr Edelmuth im Glück, in Noth mehr Ruh der  
 Seelen.

Bring eine Lehre vor, die besser für uns wacht,  
 Uns weiser, ruhiger und tugendhafter macht:  
 Und dann will ich mit dir die Schrift mit Spott be-  
 trachten,

Ihr Wort für Menschenwort und deins für Gottes ach-  
 ten.

Bring diese Lehre vor; wo nicht, so sey ein Christ,  
 Wenn du, wie du dich rühmst, ein Freund der Wahrheit  
 bist.

Sonst fürcht ich, daß dein Herz, sein Laster zu verehren,  
 Den Gott nicht kennen will, den seine Boten lehren.

Auf, Dichtkunst! ehre den, den stolz der Freengeist  
 schilt,

Und zu des Christen Ruhm entwirf des Christen Bild.  
 Ist

Ist



Ist er der Weise nicht, der nach der Wahrheit strebet?  
 Durch sie erleuchtet, denkt, durch sie gebessert, lebet?  
 Er ehret die Vernunft, und das, was ihr gebracht,  
 Ersetzt in seinem Geist ein göttlich heller Licht.  
 Er ist, der von dem Wahn die Wahrheit unterscheidet,  
 Und, frey vom Vorurtheil, und von dem Stolz, entkleidet,  
 Die engen Grenzen kennt, die ein Verstand ermisset,  
 Dem Gott oft Dunkelheit, der Mensch ein Räthsel ist.  
 Er nimmt die Weisheit auf, mit der Gott unterrichtet;  
 Und dessen Ausspruch ist, der seine Zweifel schlichtet,  
 Der ihm das Licht ertheilt, die Nebel zu zerstreun,  
 Den Muth, Troß allem Wahn! der Wahrheit treu zu  
 seyn,  
 Des Irrthums Tyrannen und die bewehrten Lügen  
 Des Lasters, das sie schüzt, durch Glauben zu besiegen.  
 Er kennet sich und Gott; sein Wort wird ihm Verstand.  
 So hat kein Sokrates, kein Plato, Gott gekannt.

Durch dich, so spricht der Christ, bin ich, o Gott!  
 vorhanden.

Die Himmel und ihr Heer sind durch dein Wort entstan-  
 den;

Dem, wenn du sprichst, geschiehts, wenn du gebeutst,  
 stehts da.

Mit Allmacht bist du mir und auch mit Güte nah.  
 Du bist der Gott der Kraft; dich preisen Erd und Meere,  
 Und Himmel predigen die Wunder deiner Ehre.  
 Dich bet ich dankend an. Mein Heil kömmt von dem  
 Herrn.

Du hörst der Menschen Flehn, und du errettest gern.  
 Und wenn ich deiner Hülff, o Gott! gewürdigt werde,  
 Was frag ich auffer dir nach Himmel und nach Erde?

Im

Im Himmel Donnerst du, und Schrecken füllt das Land;  
Noch fürcht ich nichts, denn du hältst mich bey deiner  
Hand.

Wenn ich die Himmel seh, die du, Herr, ausgebreitet,  
Der Sonne Majestät, den Mond, den du bereitet,  
Was ist der Mensch, o Gott! daß seiner du gedenkst?  
Unzählich ist das Gut, das du ihm täglich schenkst.  
Als Schaafeläßt du uns auf grünen Auen weiden,  
Stärkst uns mit Speis und Trank, füllst unser Herz mit  
Freuden.

Du sahst mich, eh der Grund der Welt geleyet war?  
Zogst mich aus Mutterleib; und eh sie mich gebar,  
Wogst du mein Glück mir ab, und Leiden, die mich  
üben;

Und meiner Tage Zahl war auf dein Buch geschrieben.  
Du bist der Frommen Schutz und bist der Müden  
Ruh,

Ein Gott, der gern verzeiht: wo ist ein Gott, wie du?  
Wem soll ich sonst vertraun, als dir, du Gott der Götter?  
Wen ehren, als nur dich, mein Schutz und mein Erretter?  
Wie süß ist dein Befehl! gieb mir dein Herz, mein  
Sohn,

Und liebe mich; ich bin dein Schild und grosser Lohn!  
Herr! dein Gebot ist Heil und deine Wahrheit Leben.  
Wie könnt ich einem Gott der Liebe widerstreben?  
Umsonst lockt mich das Glück, in dem das Laster blüht;  
Könnst ich ein Sünder seyn, da mich dein Auge sieht?  
Auch im Verborgnen nicht soll ihm der Sieg gelingen;  
Denn du wirst aller Werk einst vor Gerichte bringen.  
Umsonst reizt mich die Lust, von Fleisch und Blut ver-  
süßt;

Ich weis es, daß mein Leib ein Tempel Gottes ist.

Sollt ich der Menschen Ruhm stolz zu erringen trachten?  
 Mein, Herr, wenn du mich ehrst, mag mich der Mensch  
 verachten.

Ist es des Reichthums Glück, dem ich die Seele weh?  
 Um Reichthum ließ ich Gott? Geiz ist Abgötterey!  
 Sollt ich durch Schmähungen des Nächsten Ruhm ver-  
 derben?

Wer seinen Bruder haßt, kann Gottes Reich nicht erben,  
 Verläugnen sollt ich dich, wenn die Tyrannen drohn?  
 Du bist der Fürsten Herr; sprich! und sie fallen schon.  
 Verläugnen sollt ich dich, wenn Spötter deiner spotten?  
 Dich, Heyland! bet ich an; du eilst, sie auszurotten.  
 Dein Kreuz ist Thorheit nur dem, der verlohren geht;  
 Uns, die der Glaube stärkt, ist's Heil und Majestät.  
 Darf sich ein Mensch vor Gott, gerecht zu seyn, erküh-  
 nen?

Und wer, als Gottes Sohn, konnt uns mit Gott ver-  
 süßnen?

Ist beides nicht gleich groß, der Welt ein Schöpfer seyn,  
 Und eine Welt, die fiel, vom Falle zu befreien?

Wer kann die Majestät der Lieb und Großmuth fassen?  
 Als Sohn des Ewigen der Gottheit Thron verlassen,  
 Sich selbst erniedrigen, einher in Demuth gehn,  
 Der Wahrheit Herold seyn, und sich verspottet sehn,  
 Die Wunder Gottes thun, und, an das Kreuz geschla-  
 gen,

Mit himmlischer Geduld des Menschen Schulden tragen,  
 Um der zu seyn, der ihm ein ewigs Heil erwirbt?

Deß Herz ist göttlich groß, der selbst für Feinde stirbt!  
 Erschrickt nicht die Vernunft? Ja! denn sie soll erschres-  
 cken.

Zu schwach, der Gottheit Rath vom Menschen zu ent-  
 decken,

Bet

Bet ich der Liebe Macht, die ich nicht fassen kann,  
 Gott ist kein Mensch, wie ich, in tiefster Demuth an.  
 Der Tag der Ewigkeit wird mehr Licht mir gewähren,  
 Des Gottmessias Lieb im Schauen mir erklären.  
 Unendlich ist mein Heil. O Glaube, der erfreut!  
 Gelobet sey der Herr, gelobt in Ewigkeit!

So spricht, und glaubt der Christ. Lern mehr sein  
 Herz noch kennen,  
 Du wirst, sein Feind zu seyn, dir länger nicht vergönnen.  
 Ist seine Lehr ein Werk, das den Verstand nur übt?  
 Ihm Licht, doch auch zugleich mehr Stolz dem Herzen  
 giebt?

Nein, edler wird sein Herz. Die Lüste zu besiegen,  
 Die, wider die Vernunft, sein Glück und deins bekriegen,  
 Dieß ist sein göttlich Amt. Nicht siegt er durch die  
 Kraft,

Die bald der Eigennuz und bald der Stolz erschafft.  
 Nicht, als vor Menschen nur, die nach den Augen rich-  
 ten,

Nein, selber als vor Gott, erfüllt er seine Pflichten.  
 Die Strenge seiner Pflicht, die dir so traurig scheint,  
 Macht ihn zum Freudigsten. Er weis, Gott ist sein  
 Freund.

Ja, streng ist seine Pflicht, und schwer sind seine Werke;  
 Doch ein unendlich Glück, wie viel ertheilt dieß Stärke?  
 Der Christ fühlt dieses Glück. Heil und Unsterblichkeit  
 Glaubst er, von Gott belebt, und überwindet weit.

Ist dieß kein edles Herz, das brüderlich dich liebet?  
 Mit dir sich gern erfreut, sich gern mit dir betrübet?  
 Der Christ erblickt dein Gut; kein Meid empöret ihn;  
 Ihn heißt sein eignes Glück für dein Glück sich bemühen.

Und wenn du elend bist, wie gütig wird er eilen,  
 Von dem, was Gott ihm gab, dir hülfreich mitzutheilen!  
 Nicht dienet dir der Christ, groß vor der Welt zu seyn,  
 Und sich verehret zu sehn. Mein, Menschen zu erfreun,  
 Dieß ist sein Gottesdienst; und unbemerkt von ihnen  
 Wird er mit Hülfe hier und dort mit Rathe dienen.  
 Nicht treibt ihn erst dein Dank zu reicher Wohlthat an;  
 Mein, was er Brüdern thut, das hat er Gott gethan.  
 Ein Trunk, mit dem sein Dienst dem Durstigen begegnet;  
 Ein Blick voll Trost, mit dem sein Herz den Müden  
 segnet;

Ein Rath, mit dem er dich in deinem Kummer stärkt,  
 Nichts, weis er, ist so klein, das nicht der Herr bemerkt.  
 Eilt dort ein boshaft Herz, Unfrieden anzurichten:  
 So eilt sein sanfter Rath, der Brüder Zwist zu schlichten.  
 Er wird der Unschuld Schutz; ihr Leiden ist sein Schmerz;  
 Und ist sein Schutz zu schwach: arbeitet doch sein Herz.  
 Er hilft den Durstigen die Mittel gern ersinnen,  
 Durch Fleiß ihr eigen Brodt in Ruhe zu gewinnen;  
 Er legt durch Sparsamkeit, zu zarter Waisen Glück,  
 Die seine Hand erzieht, den Ueberfluß zurück;  
 Und er erspart das Gut, das Stolz und Pracht verzehren,  
 Den Kranken zu erfreun, die Wittwe zu ernähren.  
 Noch stärker nimmt sein Herz an deiner Tugend Theil.  
 Sein Beyspiel lehret dich; und einer Seele Heil  
 Ist ihm das größte Glück. Dir mangeln gute Sitten;  
 Er giebt dir Unterricht, und stärket ihn durch Bitten.  
 Er sieht ein redlich Herz, das durch des Freygeists Spott  
 Im Glauben wanken will; er siehts, und wird sein Gott.  
 Er sieht, des Jünglings Fuß verläßt den Weg der Tugend;  
 Er eilt, als wärs sein Sohn, und rettet seine Jugend.  
 Oft sagt er, wenn du fehlst, es dir aus Demuth nicht;  
 Doch ein lehrreicher Blick ruft dich zu deiner Pflicht.

Sey groß, nicht aber fromm! er wird dein Herz verachten.  
 Sey klein und fromm! er wird nach deiner Liebe trachten.  
 Wenn kränkt sein reiner Mund aus Schmähsucht deine  
 Ruh?

Er rühmet dein Verdienst, deckt deine Fehler zu,  
 Und wagt, wenn deinen Ruhm und wenn den Ruf der  
 Deinen

Ein Lästrer schänden will, für deinen Ruhm den seinen.  
 Er ist der wahre Freund. Sein Herz, in sich erfreut,  
 Verbreitet gern in deins den Tag der Heiterkeit.  
 Von Lüsten nicht beherrscht, fühlt er mit offnem Triebe  
 Der Freundschaft heiligs Glück; und seine Seel ist Liebe.  
 Er ehrt mich, wie sich selbst, und liebt mich treu, wie sich;  
 Sein Umgang giebt mir Muth, und ihm vertrau ich mich,  
 Mein Weib, mein Kind, den Rath, mein künftigs Glück  
 zu bauen.

Wer Gott vor Augen hat, wie solt ich dem nicht trauen?

Nur ist's allein der Christ, der keine Rache sucht,  
 Den liebt, der ihn verfolgt, den segnet, der ihm flucht.  
 Er bleibt sich gleich, denkt groß: Laß meinen Feind mich  
 schelten!

Die Rache ist mein, spricht Gott, und ich, ich will vergel-  
 ten.

Beleidigt handelt er noch als ein Menschenfreund:  
 Sein Feind ist ohne Brodt; er speiset seinen Feind.  
 Sein Feind geht bloß einher; der Christ erblickt sein Lei-  
 den,

Großmüthig läßt er den, der ihn verfolgte, kleiden.  
 Doch, wer den Schimpf erträgt, hat der wohl Edel-  
 muth?

Nach ich nicht rühmlicher die Ehre durch mein Blut,

Wenn ich des Unrechts dich durch Waffen überführe?  
 Mein Muth sucht deinen Fall == Dieß ist der Muth  
 der Thiere!

Thor, ruft mir die Vernunft, ist denn das Leben dein?  
 Kampf sieghaft, fäll den Feind; wirst du kein Mörder  
 seyn?

Kein Feind des Vaterlands, den seine Rächer suchen,  
 Und kein Rebell vor Gott, dem alle Himmel fluchen?  
 Doch rächt mein Arm sich nicht: so wird mein Nam ein  
 Spott;

Die Welt == Ist denn die Welt mehr, als ein starker  
 Gott?

Und ist der Christ kein Held, der dir den Kampf versaget,  
 Und doch fürs Vaterland sein Blut mit Freuden waget?  
 Wer wird zur Zeit der Pflicht den Tod wohl minder  
 scheun,

Als der, der herzhast glaubt, ich werd unsterblich seyn?  
 Wird, in der Hand des Herrn, ihn die Gefahr erschüttern?  
 Nein; doch wer Gott nicht scheut, der muß vor allem  
 zittern.

Geh jetzt dem Christen nach, und folg ihm in sein  
 Haus.

Berehret und geliebt, theilt er hier Freuden aus,  
 Sucht durch belebten Fleiß die Seinen wohl zu nähren,  
 Durch kluge Sparsamkeit des Fleißes Frucht zu mehren.  
 Sein Weib, sein würdigs Weib, erleichtert ihm die Müß,  
 Lohnt ihm mit Zärtlichkeit, und er empfindet sie.

Als Vater eilt er fromm, der Kinder Glück zu gründen,  
 Und in dem ihrigen seins noch einmal zu finden.

Er bildet gern ihr Herz; und an des Vaters Hand,  
 Regiert durch Gottesfurcht, geleitet durch Verstand,

Wächst

Wächst sein gesittet Kind; und er schmeckt Heil und Les  
ben,  
Dem Himmel und der Welt ein würdigs Glied zu geben.

Klug, ohne Hinterlist, streng, ohne Bitterkeit,  
Noch liebreich, wenn er straft, noch sanft, wenn er gebeut,  
Regiert der Christ sein Haus; und göttliche Gesetze  
Sind seines Wandels Licht und seines Hauses Schätze.  
Dem Niedern, der ihm dient, begegnet er gerecht,  
Giebt gern ihm seinen Lohn, und ehrt in seinem Knecht  
Ein göttliches Geschöpf, das, gleich den Herrn der Erden,  
Hier lebt, um tugendhaft und glücklich einst zu werden.  
Er ist des Knechtes Fürst; doch niemals sein Tyrann.  
Er straft, und zeigt ihm auch, daß er vergeben kann;  
Hält ihn von Lastern ab, vermindert ihm das Leiden,  
Belohnet seine Treu, und sorgt für seine Freuden.

Wie treu gehorcht er dir, du, seines Landes Fürst?  
Gebeut! und er vollzieht, was du gebieten wirst.  
Der Gott, den er verehrt, hat dir den Thron gegeben,  
Den stützt er durch sein Gut und schützt ihn durch sein  
Leben.

Mißbrauche die Gewalt; er trozt ihr nicht; er fleht,  
Und blickt mit Ehrfurcht noch auf deine Majestät.  
Gebeut ihm, was du willst, nur nichts, was Gott ver-  
boten;

Dann widersetzt er sich, wenn alle Fürsten drohten.

Der Christ, ist der ein Freund der blöden Schüch-  
ternheit,  
Die vor den Menschen flieht, und die Gesellschaft scheut?  
Nein, Freund, er wird mit Lust und ruhigem Gewissen  
Das Glück, ein Mensch zu seyn, des Umgangs Glück, ge-  
niessen.



Gott schuf ihn nicht zur Quaal. Lad ihn zu Freuden  
ein;

Er scherzt mit seinem Witz, lacht heitrer bey dem Wein,  
Freut sich des Sautenspiels; und Lieb in deinen Blicken,  
Und Freud auf deiner Stirn, wird seine Seel entzücken.  
Dieß, daß er Freude schmeckt, und mäßig sie genießt,  
Ist selbst der Wohlthat Dank, den er Gott schuld'ig ist;  
Und heut erquickt er sich, um morgen seine Pflichten,  
Als Bürger und als Christ, gestärkter zu entrichten.  
In dem Vergnügen selbst wird er sich ein Gesetz.

Doch ist dein Umgang nichts, als ein beredt Geschwätz,  
Nichts, als ein leer Gewerb vornehmer Eitelkeiten,  
Nichts, als der Witz, den Ruhm der andern zu bestreiten;  
Ists nichts, als Schmeichelen, nichts, als der Geist der  
Pracht,

Des Balles und des Spiels, der so beredt dich macht:  
So wird er seine Zeit ungern bey dir verschwenden.  
Er ist zu klug, um sie nicht edler anzuwenden.  
Nennst du dieß Lebensart, sich, aus Geselligkeit,  
Den Zaumel wilder Lust, das Glück der Trunkenheit,  
Den Kügel frechen Spotts im Umgang zu vergönnen:  
So ist der Christ kein Mann von Lebensart zu nennen.

Wieruhig ist der Christ, wenn sich der Unchrist  
quält!

Ihm gnügt bey wenigem, wenn diesem alles fehlt.  
Erringt er sich in Müh ein elend Glück durch Känke?  
Ists Niederträchtigkeit, sinds fesselnde Geschenke,  
Wodurch er sich die Gunst des Mächtigen erschleicht?  
Zufrieden mit dem Glück, das man durch Fleiß erreicht,  
Und durch Verstand beschützt; nicht durstig nach den Ehren,  
Die deinen Rang, mit ihm die Knechtschafft auch vermehren;

Dem

Dem Amte, das er ziert, und seiner Pflicht getreu,  
 Lebt er von mancher Quaal, die dich verfolget, frey.  
 Die Last des Uebermuths, in der sich Stolze quälen,  
 Die Müh, mit der sich selbst die Geizigen bestehlen,  
 Die Pein, die sich zum Lohn der Schwelger wild erpraßt,  
 Der Fluch, den vor der Welt der Hasser sich erhaßt,  
 Der Schmerz, mit dem der Neid sein feindlichs Herz verzehret,

Das Gift, das früh den Lenz des Wollüstlings verheeret,  
 Der Schimpf, mit dem, bestraft, dort ein Verschwender irrt,

Der Haß, der endlich noch des Lästners Rächer wird;  
 Dieß alles, und was sonst die Laster büßend tragen,  
 Sind, tugendhafter Christ! dir unbekante Plagen,  
 Und hier kannst du dich schon des Lohns der Tugend freun.

Doch drückt kein Elend ihn? Ja, laß ihn elend seyn,  
 Und dann wirst du sein Herz in seiner Groß erblicken;  
 Groß durch Religion, wenn ihn die Leiden drücken.  
 Das Feuer frist sein Gut, der Hagel seine Saat;  
 Kränkt dieß den Christen nicht? Es kränkt ihn; doch  
 der Rath

Der Vorsicht wird sein Trost. Wenn hier der Unchrist  
 tobet,

So spricht der Christ: Gott gabs; Gott nahm's; Er  
 sey gelobet!

Ihn drückt der Armuth Last, sein Leben ist nur Müh.  
 Er fühlt die Dürftigkeit, und still erträgt er sie.  
 Der, der die Lilien so majestätisch kleidet,  
 Den Hirsch zur Quelle führt, das Schaaf in Auen weidet,  
 Den jungen Raben speist, sorgt der für Menschen nicht?  
 Er sorgt; ich hoff auf ihn. Geduld ist meine Pflicht.

Verläumber schmähen ihn. Es schmerzt; doch ein Gewissen,  
Das uns mit Beyfall lohnt, hilft diesen Schmerz versüßen.

Der Feind, den er genährt, raubt ihm sein Eigenthum;  
Doch, wer das Unrecht trägt um Gutes, das ist Ruhm.  
Der Tod der Seinigen schlägt seine Ruhe nieder;  
Er weint, und tröstet sich: Bald seh ich dort sie wieder.  
Sein Glaube wird verfolgt; doch, flüchtig und entblößt,  
Bekennet er treu den Herrn, der theuer ihn erköst,  
Und spricht, vom schwersten Schlag des Arms des Herrn  
getroffen:  
Wenn du mich tödten wolltst, werd ich auf dich doch  
hoffen!

So siegt der Christ im Kreuz, und findet im Elend Ruh.  
Doch du, des Christen Tod, wie feyerlich bist du?  
Bestürzt verkündigt ihm der Arzt ein nahes Ende.  
Er hörts, fühlt neue Kraft, drückt dankbar ihm die Hände.  
So ist, Allmächtiger! denn meine Hülfe nah?  
Du ruffst, hier bin ich, Herr! Preis und Alleluja  
Sey dir, der seine Hand stets über mich gebreitet,  
Dir, Gott! der bis ans Grab mich wunderbar geleitet!  
Wie oft vergaß mein Herz sein Heil und seine Pflicht;  
Doch giengst du, Heiliger! nicht mit mir ins Gericht.  
Nimm des Dankes Lied, das ich dir sterbend bringe.  
Ich bin viel zu gering, der Treu viel zu geringe  
Und der Barmherzigkeit, die du an mir gethan.  
Frohlockend bet ich dich mit allen Himmeln an,  
Dich, Heil der ganzen Welt! Erfülle mein Vertrauen,  
Und deine Herrlichkeit laß meine Seele schauen.  
Du bist die Lieb, o Gott! und Gnade für und für.  
Mein Geist wird selig seyn; denn ihn befehl ich dir.

Mit

Mit allen Heiligen, von Herrlichkeit umgeben,  
Unsterblich, Engeln gleich, werd ich dich schaun, und leben.

Und du, mein bester Freund, der sich den Ruhm erwirbt,  
Im Tod es mir zu seyn, leb wohl! = = Er spricht's, und stirbt!

Ist dieß des Christen Bild, das Herz, die Pflicht  
des Christen,  
Was lästerst du, sein Feind? Ist's Thorheit, frey von  
Lüsten,  
Gottselig und gerecht, und treu, und mäßig seyn?  
Sich der vollbrachten Pflicht und seines Lebens freun?  
Gesundheit, Ehr und Ruh, und Glück, zu schätzen wissen?  
Wer soll denn sonst das Glück, dein Freund zu seyn, genieß'n?  
Der Mann, der keinen Gott und keinen Himmel glaubt,  
Kein Recht und Unrecht kennt, sich, was er will, erlaubt,  
Dir Ehre, Ruh und Glück, und selbst dein Weib entwendet,  
Des Sohnes Herz verführt, und deine Töchter schändet?

Doch, sprichst du, werden auch viel solcher Christen  
seyn,  
Wie sie dein Lied besingt? Wahr ist's, die Zahl ist klein;  
Doch was beschwerst du dich? An statt dich zu beschweren,  
Daß ihrer wenig sind: so hilf die Zahl vermehren.  
Nein, sprichst du, die Vernunft ist mir ein heller Licht:  
Ihr folg ich. Folg ihr nur, sie hintergeht dich nicht.  
Sprich sie bedachtsam an, die Wahrheit dir zu zeigen;  
Doch laß das Vorurtheil, laß deine Lüste schwoigen;

Dann

Dann höre, was sie spricht: sie wird dir laut gestehn,  
Ein menschlichs Werk zu seyn, sey stets die Schrift zu  
schön.

Entblößt von deinem Stolz, wag dich in ihre Tiefen.  
Prüf alles. Wer verwirft dein Werk, ohn es zu prüfen?  
Frag sie: Was ist der Mensch? Was soll er auf der Welt?  
Er ist der Allmacht Werk, die liebeich ihn erhält.  
Unsterblich ist sein Geist, und soll zu Seligkeiten,  
In dieser Welt der Müh, durch Tugend sich bereiten.  
Antwortet die Vernunft, wenn sie der Weise fragt,  
So göttlich, als das Wort, dem dein Verstand entsagt?  
Frag sie, woher es kömmt, wenn Gott die Welt regieret,  
Daß oft die Tugend seufzt, das Laster triumphiret?  
Frag die Vernunft. Sie schweigt. Frag die Religion.  
In jener Welt, spricht sie, vertheilt Gott Straf und  
Lohn.

Du spottest stolz der Schrift, nennst sie den Witz der  
Blöden.

Doch laß die Sokraten von Gott und Tugend reden;  
Spricht einer so gewiß, mit so viel Kraft und Licht,  
So zuversichtlich schön, als ein Apostel spricht?  
Des Wizes Fürst, Homer, singt seiner Gottheit Rechte.  
Wer ist sein Zeus? ein Gott, der ich nicht werden  
möchte.

Ihn kleide noch so schön die Pracht der Dichtkunst ein,  
Ich bin zu stolz, sein Freund, und auch er selbst, zu seyn.  
Doch welchen Gott der Macht erheben Davids Chöre?  
Warum verkündigen den Gott nicht die Homere?  
Das Volk des Heidenthums, verführt vom blinden  
Wahn,

Ruft hier ein Thier, als Gott, dort Pflanzen betend an;

Giebt

Giebt erst durch seine Kunst dem Klotze Haupt und Glied  
der,

Und fällt dann vor dem Gott, den es gezimmert, nieder;  
Erhebt das Laster selbst, das es mit Scheu begehrt,  
Zum Gott, um dessen Schutz das Blut der Opfer fleht.  
Warum entrissen die, die sich in Weisheit übten,  
Und einen bessern Gott und bessere Sitten liebten,  
Warum entrissen sie, Gott und der Tugend treu,  
Das Volk dem Laster nicht, nicht der Abgötterei?  
Warum gehorcht die Welt der Stimme blöder Jüden?  
Sie reden; und ihr Wort sät Weisheit aus und Frie-  
den.

Thut Buße! sprechen sie, dieß ist, was Gott gebet.  
Entblößt von Wissenschaft, fern von Beredsamkeit,  
Tritt ein Apostel auf, und kündigt den Lüsten  
Den Krieg gottselig an; und Heiden werden Christen.  
Man widersezt sich ihm. Der Weise schmäht das  
Wort.

Bestrafet und beschimpft stößt man den Lehrer fort.  
Er duldet froh die Schmach, mit der man ihm begegnet;  
Man droht, er zittert nicht; man fluchet ihm, er segnet,  
Redt freudig vor dem Volk, und muthig vor dem Thron,  
Und redt in Banden noch das Wort von Gottes Sohn;  
Und seine Lehre siegt. Schon stürzen die Altäre,  
Von Hoheit, Ehr und Glück, von der Gewalt der Heere,  
Dem Arm des Vorurtheils, des Lasters und der List,  
Vergebens unterstützt. Der Heide wird ein Christ.  
Er glaubt, bezwingt sein Herz, bezwingt des Lasters  
Mächte;

Und Sklaven wilder Lust sind plötzlich Gottes Knechte.  
Schon eilen auf ihr Haupt Verachtung, Schmach und  
Spott.

Verleugnet euern Herrn; nein! unser Herr ist Gott.  
Man

Man

Man wütet, und umsonst! der Christ erträgt die Leiden,  
Und in des Henkers Arm die Quaal des Todes mit Freuden.

Die Lehre Jesu siegt. Hat Gott sie nicht geschützt,  
Sie nicht durch Kraft und Geist, durch Wunder unterstützt:

So mußt du dieß, daß sie hat Beyfall finden können,  
Und daß sie sich erhielt, der Wunder Wunder nennen.

Du siehst viel Zweifel. Gut! Siehst du nicht auch  
viel Licht?

Wenn du Beweise siehst; dann ist der Glaube Pflicht.  
Der Wahrheit heimlich feind, sinnreich in eiteln Fragen,  
Hängst du dem Zweifel nach, und magst ihm nicht entsagen.

Prüf die Religion; doch denk auch, was du bist,  
Daß dein Verstand umschränkt, und Gott unendlich ist.  
Thu ihren Willen treu; dann wirst du inne werden,  
Sie sey des Himmels Geist, und nicht der Witz der Erden.



Der

# Der Stolz.



Der du zu deiner Ruh dein Nichts so gern vergift,  
 Und desto mehr dich dünkst, je weniger du bist,  
 Mensch! was erzeugt den Stolz, mit dem dein Herz  
 sich nähret,  
 Nur dein Verdienst dir rühmt, und Befrer Werth ent-  
 ehret?

An Andern hassst du des Stolzes Eitelkeit,  
 Und sklavisch machst du ihn zum Herrn, der dir gebeut.

Wie, sprichst du, mir den Stolz, dieß Laster, vorzu-  
 rücken?

Wenn zeig ich ihn? Sehr oft. Er redt aus deinem  
 Blicken,

Er pralt in deinem Gang, gebeut aus deinem Ton;  
 Oft ist dein Kleid und oft des Dieners Kleid sein Thron;  
 Der Titel, der dich bläht, der Name deiner Väter,  
 Der dich so oft entzückt, wird dein und sein Verräther.  
 Was ist's, wodurch der Stolz dich nicht zu fesseln weis?  
 Stand, Schönheit, Glück und Ruhm, Wis, Tugend,  
 Kunst und Fleiß,

Das, was wir hoch mit Recht, und oft mit Unrecht,  
 schätzen,

Dieß alles beut er auf, sich fest in dir zu setzen;  
 Und hast du kein Verdienst: so täuscht er dich durch  
 Schein,

läßt, was du niemals warst, dich in Gedanken sehn;  
 Und was du endlich hast, dieß, sind vollkommne Gaben,  
 Und heimlich wirst du sie blos dir zu danken haben.



So, sprichst du, soll ich blind der Güter Werth  
 verschmähn,  
 Nicht wissen, was ich bin, was ich vermag, nicht sehn,  
 Den Vorzug, der mich schmückt, vor vielen schmückt,  
 nicht kennen,  
 Mir den Genuß des Glücks und meiner selbst, nicht  
 gönnen?

Mein Stolz ist ein Gefühl von meinem eignen Werth.  
 Wenn hab ich mehr zu seyn, als ich verdient, begehrt?  
 Kann ich in mir das Amt der Wahrheit wohl verwalten,  
 Und minder von mir selbst, als sich gebühret, halten?

O Freund, wer bist du denn? Ich seh aus deiner  
 Pracht,  
 Dich hat der Ueberfluß, der Reichthum, stolz gemacht.  
 Berechtigt dich ein Gut, das aus der Väter Kisten  
 In deine Hände fiel, dich königlich zu brüsten?  
 Ist jener, der durch Fleiß der Dürftigkeit entflohu,  
 Nicht würdiger, als du bey deiner Million?  
 Ist dieses ein Verdienst, viel Ueberfluß besitzen?  
 Verstehst du denn die Kunst, den Reichthum schön zu  
 nützen,  
 Der Andern Glück zu seyn? Wozu gebrauchst du ihn?  
 Des Volks Bewunderung durch Pracht auf dich zu  
 ziehn,  
 In Kutschen dich zu blähen, in Schlössern stolz zu wohnen,  
 Der Schmeichler Knecht zu seyn, und Narren zu belohnen;  
 Deswegen bist du stolz?

So recht! versetzt Crispin,  
 Er hat den Schatz ererbt; doch ich erwarb mir ihn.

Mit

Mir hat der Fleiß mein Gut, ihm hats das Glück bes  
 scheret;  
 Durch Wiß hab ichs erreicht, durch Sparsamkeit vers  
 mehret.

Ich treibe keine Pracht, kein Hochmuth nimmt mich ein.  
 Doch ist's nicht ein Verdienst, mit Ehren reich zu seyn?  
 Und darf ich dieß Verdienst nicht an mir selbst bemerken?  
 So gründlich weis Crispin sich in dem Stolz zu stärken.  
 Sein Gut, durch stumme List und tückischen Verstand  
 Den Armen abgedrückt, und Freunden oft entwandt,  
 Dem Fürsten und dem Staat durch Gleisnerey entrissen,  
 Dieß nennt er sein Verdienst, und trozt auf sein Gewis  
 sen.

Doch, sey auch kein Crispin, sey reich durch bessern  
 Fleiß!

Entstund dein Ueberfluß, dein Glück, auf dein Geheiß?  
 Wer gab zu deiner Kunst dir Fähigkeit und Kräfte?  
 Wodurch gelungen dir so glückliche Geschäfte?  
 Warst du der Herr der Zeit, die günstig dir erschien?  
 Des Zufalls, der mehr Glück, als Andern, dir verlieh?  
 Sind jene Redlichen, die sich im Mangel grämen,  
 Nicht diese, die durch Fleiß und Kunst dich oft beschämen?  
 Allein ich streite dir den größten Fleiß nicht ab.  
 Was schaffst du mit dem Gut, das Fleiß und Kunst dir  
 gab?

„Ich unterhalte die, die gern sich nähren wollen =“  
 „Ich baue = =“ Baust du bloß, daß andre leben sollen?  
 „Ich Sorge für mein Haus, und laß ihm einst mein Glück“  
 Ich ließ ihm, wär ich du, gern weniger zurück,  
 Und würde, mir das Wohl der Meinen zu verpfänden,  
 Auf ihre Zucht, ihr Herz, weit mehr, als du, verwenden.

Du glaubst, du thust sehr viel; doch kennstest du die  
 Pflicht  
 Des Reichthums und dich selbst: so glaubtest du dies  
 nicht.

Doch jener, dessen Geist dem Staube sich entrißent,  
 Den, ihrem Throne nah, die Fürsten günstig küssen;  
 Er, den die Weisheit hob, und in der Höhe schützt,  
 Er, der sich selbst verzehrt, indem er Ländern nützt;  
 Er winkt, so flieht die Schaar des Hofes ihm entgegen,  
 Dem dräut sein Blick den Gluck, und jenem lacht er Seg-  
 gen;

Hat er, der Fürsten Freund, den jeder Tag mehr preist,  
 Und dessen Glanz zu sehn, der Fremde kostbar reist;  
 Er, dessen Namen schon ins Ohr entfernter Zeiten  
 Die Säger des Apolls mit ewgem Laut verbreiten;  
 Hat er, den alles schätzt, und sein Verdienst ihn lehrt,  
 Nicht Recht zu seinem Stolz, mit dem er sich verehrt?  
 O hätte er Muth genug, die Schmeichler zu verachten,  
 Dreist in sein Herz zu gehn, und streng es zu betrachten,  
 Entkleidet von dem Schein, was Schein ist, zu ver-  
 schmähn,

Wie würd er so beschämt auf seine Grösse sehn!  
 Was ist die Weisheit denn, durch die sein Geist gestie-  
 gen?

Oft nur die Wissenschaft, den Fürsten zu vergnügen,  
 Durch Scenen stolzer Lust ihn glücklich zu zerstreun,  
 Und, um sich groß zu sehn, des Fürsten Knecht zu seyn.  
 Was ist die Wachsamkeit, die seine Hoheit schützet?  
 Den, welcher mehr Verstand, mehr Witz, als er, besitzt,  
 Dem Weisheit und Natur ein edler Herz verliehn,  
 Den Augen seines Herrn sorgfältig zu entziehn.

Was

Was ist der Edelmuth, mit dem er Andern dienet?  
 Ist's Tugend, daß er sich, dein Schutz zu seyn, erkühnet?  
 Bewegt ihn dein Verdienst, wenn er die Bittschrift liest,  
 Mehr, als die Kunst, mit der ein Narr den Saum ihm  
 küßt?

Er hilft mir, weil mein Flehn sein weichlich's Herz be-  
 schweret;

Und meine Demuth ist's, die ihn die Großmuth lehret.  
 Was ist des Grossen Fleiß, von dem er stündlich spricht?  
 Wem dient er? Meistens sich und selten seiner Pflicht.  
 Was treibt ihn feurig an, das Schwerste zu vollführen?  
 Sein Amt? Nein, mehr die Furcht, sein Amt nicht zu  
 verlieren.

O spricht er bey sich selbst: Gesegnet sey mein Rath!  
 Gesegnet sey mein Fleiß! denn beides hält den Staat;  
 Und wenn er dieß sich sagt, spricht oft das Land indessen:  
 Verflucht sey doch die Kunst, den Unterthan zu pres-  
 sen!

„Geschicht nicht, was geschieht, im ganzen Staat durch  
 mich?“

„Wer übersieht ihn mehr, wer kennt ihn mehr, als ich?“  
 Stieb, und vor deiner Gruft wird sich der Staat be-  
 schweren,

Du habst ihn nur gekannt, um tief ihn zu verheeren.  
 Hat jener, der sein Haus im Dunkeln treu regiert,  
 Ihm Fleiß und Tugend läßt, nicht mehr, als du, volle  
 führt?

Ihn ehret die Vernunft; und gegen seine Grösse  
 Ist deine Hoheit Schwulst, und dein Verdienst nur  
 Blöße.

Am Stolz dem Grossen gleich, und stolzer oft, als er,  
 Trit, der die Demuth lehrt, der Weise, dort einher,

Zeigt uns auf seiner Stirn, dem menschlichen Geschlechte,  
Der künftigen Welt zum Dienst, verwachte finstre  
Nächte.

Wer, denkt er, trieb die Kunst so hoch, als ich sie trieb?  
Wer schrieb am gründlichsten, seitdem man Bücher  
schrieb?

Ein Licht, aus meinem Geist hellstralend ausgestossen,  
Hat endlich den Verstand der Menschen aufgeschlossen.  
Nun irrt kein Sterblicher, wofern er mich versteht,  
Er lese, was ich schrieb. Sind so viel Alphabet  
Voll Weisheit, hell erklärt, und fettenweis bewiesen,  
Jahr aus, Jahr ein, gedruckt, und monatlich gepriesen,  
Sind diese nicht geschickt, die Wahrheit zu erhöhen?  
Nein, ehe glaubt ich selbst, mein Ruhm könnt untergehn.  
O glaub es, stolzer Mann, wer wird dich künftig lesen?  
Die Welt verlöre nichts, wärst du gleich nicht gewesen.

Ja, denkt ein Damon hier, der stolze Mann ist klein;  
In meiner Wissenschaft, da glückt es, groß zu sehn.  
Ist nicht mein kostbar Werk der Schmuck in Bücher-  
sälen?

Sagts nicht, wie viel ich weis, wie oft die Andern fehlen?  
Führ einen Kenner an, ders nicht für göttlich hält?  
Ja, Damon, doch dieß Werk, was nützt es denn der Welt?  
Hast du durch deinen Dienst sie dir so sehr verpflichtet,  
Als jener, der sein Dorf zur Tugend unterrichtet?

Doch dein Verdienst sey mehr, als ein gelehrter Ruf.  
Seh selbst der größte Geist, den die Natur erschuf;  
In dir sey Wissenschaft, Geschmack und Witz verbunden;  
Hab überdacht, geprüft, und habe selbst erfunden;  
Seh mit der Welt genau, die vor dir war, bekannt;  
Sprich stets Beredsamkeit, sprich göttlichen Verstand;  
Erfor-

Erforsche die Natur auf dem geheimsten Gleise;  
 Schreib ganze Schulen klug, und Nationen weise,  
 Und habe denn das Ziel des größten Ruhms erreicht,  
 Daß jetzt dir keiner gleich, und künftig keiner gleich;  
 Noch hast du wenig Recht, Geringre zu verachten,  
 Und als den Würdigsten mit Stolz dich zu betrachten.  
 Der Geist, mit dem du dich so vieles Ruhms erkühnt,  
 Woher bekamst du ihn; was hat ihn dir verdient?  
 Sprach, eh du aus dem Nichts, als Mensch gebildet,  
 giengest,

Schon ein Verdienst für dich, daß du so viel empfiengest?  
 Daß jene weise Hand dir mehr, als uns verlehnt,  
 Giebt dir kein Recht zum Stolz, nein, zur Erkenntlichkeit.  
 Der Fleiß, den du verehrest, ist dieser Fleiß dein eigen?  
 Wer gab dir Muth und Lust, so glücklich ihn zu zeigen?  
 Geburt und Unterricht, der Lehrer und der Freund,  
 Das Beyspiel und das Glück, und was sich sonst vereint,  
 Den Trieb nach Wissenschaft und deinen Fleiß zu meh-  
 ren,

Wes sind sie? Wag es nur, und zieh von deinen Ehren  
 Gerecht den Antheil ab, den jedes fordern kann,  
 Was hätte, sonder sie, dein grosser Fleiß gethan?  
 Du hast weit mehr gewirkt, als Tausend nicht verrichten,  
 Wahr ist's; doch hattest du nicht auch weit größere Pflich-  
 ten?

Gehört zur edlen That Erfolg und Umfang blos?  
 Der Quell, aus dem sie fließt, macht unsre Handlung  
 groß.

Verschwende deinen Fleiß in Schaaren grosser Thaten,  
 Ihr Nutzen greif um sich, und segne ganze Staaten;  
 Allein, was war der Grund von deiner edlen Müh?  
 Der Menschen Glück? Sprach dieß in deiner Brust für  
 sie?

Belebte deinen Fleiß, beseelte deine Triebe  
 Der heilige Ruf der Pflicht, der Geist der Menschenliebe?  
 Wie oder war dein Ruhm, der Geist der Eitelkeit,  
 Dein Glück der Gott, dem du den ewigen Fleiß gewenht?  
 Oft nur für unsern Ruhm erringen wir uns Stärke,  
 Und auf unedlem Grund erbaun wir edle Werke.  
 So füllt die Lilie wohlriechend ihr Gebiet,  
 Die doch den Nahrungsfaß aus faulem Staube zieht:  
 So wird die Fruchtbarkeit, mit der die Saat sich hebet,  
 Und unsre Scheuern füllt, doch erst vom Schlamm be-  
 lebet.

Die hellsten Tugenden sind diese Tugend nur?  
 Wie oft erzwinget sie der Hochmuth der Natur?  
 Er macht sie scheinbar nach, und weis, durch Kunst be-  
 scheiden,

In Demuth, Höflichkeit und Güte sich zu kleiden.  
 Sieh jenen Gütigen! Stolz ist's, der ihn erweicht:  
 Ich seh es aus der Hand, die mir die Gutthat reicht,  
 Nimm, sagt er durch die Art, mit der er sie beweget,  
 Das, was ein Niedriger, wie du, zu schätzen pfeget.  
 Du hast dich jetzt mit Recht, mich anzuflehn, erkühnt;  
 Nützt nicht mein Ueberfluß auch dem, ders nicht verdient?  
 Was ist der fromme Wunsch, womit Alceß uns segnet?  
 Stolz, den der Gruß beseelt, mit dem wir ihm begegnet.  
 Sieh jenen Höflichen; mit welcher Freundlichkeit  
 Bemerket er unsern Wunsch! Er schenkt uns seine Zeit,  
 Schleicht sich in unser Herz, und sucht, und lernt in allen,  
 Der Künste schwerste Kunst, jedwedem zu gefallen.  
 Sich selber ist er nichts, und alles sind wir ihm;  
 Doch seine Höflichkeit ist stolzer Ungestüm  
 Und ein Befehl für uns, ihn doppelt hoch zu achten,  
 Weil er so gütig war, nicht laut uns zu verachten.

Sieh

Sieh die Bescheidne dort. Ihr Gang, ihr Blick, ihr Ton  
Ist Demuth; lobe sie, und sie erröthet schon.  
Sie giebt der Schönheit Ruhm erschrocken dir zurücke,  
Und widerlegt ihn noch durch lobenswerthre Blicke,  
Verringert ihren Werth, der sich dein Lob gewann,  
Damit sie dir beweist, wie schön sie denken kann,  
Und wird zuletzt vor dir der Demuth Thränen weinen,  
Aus Stolz, was Göttlichers, als andre sind, zu scheinen.

Man eifert auf den Stolz, nennt seinen Eifer  
Pflicht,  
Und unser Eifer selbst ist Stolz, der aus uns spricht.  
Man schreibt ein sinnreich Werk, dieß Laster zu vertreiben,  
Und wird aus Stolz geschickt, schön wider ihn zu schreiben.

Man rühmt des Weisen Ruh, rühmt die Gelassen-  
heit,  
Mit der er sich beschützt, wenn ihm der Unfall dräut;  
Und oft ist diese Ruh geheimer Trost der Seelen,  
Der spricht: Siengs nach Verdienst, so würde nichts mir  
fehlen.

Man rühmt des Helden Muth, der, wenn das  
Schwerdt der Schlacht  
Jetzt Legionen frist, ihn unerschüttert macht;  
Oft ist sein Muth nur Stolz. Er denkt, für meine Waf-  
fen,  
Mich zu vertheidigen, sind diese nur geschaffen.

Doch herrscht der Uebermuth in Hohen nur allein?  
Nein, selber das Gebiet der Niedrigsten ist sein.  
Der arme Landmann sieht des Aermern reichre Garben;  
Er sollte, denkt sein Stolz, er wohl, doch ich nicht, darben.



So sieht des Bettlers Noth ein Bettler ungerührt;  
 Mir Würdigern, denkt er, mir hätte viel gebührt.  
 So schließt des Künstlers Stolz aus seiner Tracht von  
 Seide,  
 Wie viel er besser ist, als der im wollnen Kleide.

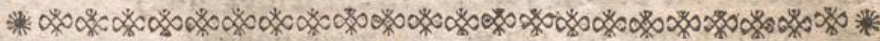
O Mensch! vertreibe doch den Glanz des falschen  
 Lichts.

Warum verbirgst du dir mit so viel Kunst dein Nichts?  
 Was ist des Menschen Ruhm, des Klugen wahre Größe?  
 Die Kenntniß seiner selbst, die Kenntniß seiner Blöße;  
 Ein redendes Gefühl, das laut im Herzen spricht:  
 So viel ich hab und bin, hab ichs von mir doch nicht;  
 So wenig ich empfieng, will ichs mit Dank besitzen,  
 Mich seiner täglich freun, und unverdient es nützen.  
 Und ist dein Ohr, o Freund, vor dieser Stimme taub:  
 So schleiche tiefgebückt, und krümme dich im Staub,  
 Und predige das Nichts der äusserlichen Ehren,  
 Du wirst den größten Stolz auch noch im Staub er-  
 nähren.



Erzähl

# Erzählungen.



## Der Informator.

**E**in Bauer, der viel Geld und nur zween Söhne  
hatte,

Nahm einen Informator an.

Ich, sprach er, und mein Ehegatte,

Wir übergeben ihm, als einem wackern Mann,

Was uns am liebsten ist. Führ er sie treulich an;

Er siehst, es sind zwey muntre Knaben,

Und freylich wird er Mühe haben;

Allein ich will erkenntlich seyn.

Ich halte viel aufs Rechnen und aufs Schreiben,

Dies laß er sie fein fleißig treiben,

Und präg er ihnen ja das Christenthum wohl ein.

Ich kanns ihm nicht so recht beschreiben;

Allein, er wird mich wohl verstehn.

Ich möchte sie gern flug und ehrlich sehn.

Dies macht bey aller Welt gelitten,

Und ist vor Gott im Himmel schön;

Erfüll Er also meine Bitten.

Hier geb ich ihm zwey Stübchen ein,

Und was er braucht, das soll zu seinen Diensten seyn.

Der Lehrer fand ein Herz bey seinen Bauerknaben,  
Als hundert Junker es nicht haben;

Denn zeugt nicht manches schlechte Haus  
 Oft Kinder mit den größten Gaben?  
 Und bildete die Kunst den rohen Marmor aus,  
 Was würden wir für große Männer haben!  
 Wohl mancher, der im Krug so gern Mandate lieft,  
 Trüg jetzt verdient, als Staatsmann, seinen Orden;  
 Wohl mancher, der bey einem Bauernzwist,  
 Versehn mit Kühnheit und mit List,  
 Aus Ehrgeiz gern der Führer ist,  
 Wär einst ein größrer Held geworden,  
 Als du, vornehmer Held, nicht bist.

Der junge Mann, geschickt im Unterrichten;  
 Erfüllte redlich seine Pflichten;  
 Und dieß gefiel dem Bauer sehr.  
 Er hielt ihn ungemein in Ehren,  
 Kam oft, den Kindern zuzuhören,  
 Als obs die Pflicht der Väter wär.

Nun war ein Jahr vorbey. Herr, sprach der gute  
 Bauer,

Was soll für seine Mühe seyn?  
 „Ich fordre dreyßig Thaler.“ Mein,  
 Mein, fiel der Alte hitzig ein,  
 Sein Informatordienst ist sauer.  
 So kriegte ja der Großknecht, der mir pflügt,  
 Bey nah so viel, als der Gelehrte krieget,  
 Der das besorgt, was mir am Herzen liegt.  
 Die Kinder nützen ihn ja durch ihr ganzes Leben.  
 Mein, lieber Herr, das geht nicht an,  
 So wenig giebt kein reicher Mann.  
 Ich will ihm mehr, ich will ihm hundert Thaler geben,

Und

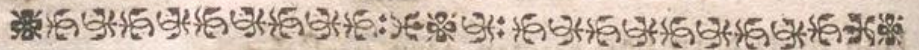
Und mich dazu von Herzen gern verstehn,  
 Ihm jährlich diesen Lohn ansehnlich zu erhöh'n.  
 Gesezt, ich müßt ein Gut verpfänden;  
 Auch das. Ist's denn ein Bubenstück?  
 Viel besser ich verpfänds zu meiner Kinder Glück,  
 Als daß sie, reich und lasterhaft, verschwenden.

\* \* \*

Hat dieß sich wirklich zugetragen?  
 Ja, wirklich. Glaub es auf mein Wort.  
 Ich wollte dir so gar den Ort,  
 Wo dieser Bauer wohnt, und seinen Namen sagen;  
 Allein dieß wär für ihn betrübt.  
 Er würde nur Verdruß vom Edelmann haben,  
 Weil der für sein halb Duzend Knaben  
 Mit vielem Stolz kaum dreyßig Gulden giebt.



Elmire



## Elmire und Selinde.

**M**it ihren Kränzen in den Haaren,  
 Erschienen einst vor Charons Kahn  
 Zwo Jungfern in den besten Jahren,  
 Und wollten eilends überfahren.  
 Der Schiffer, sonst ein finst'rer Mann,  
 Sah seine Schönen freundlich an:  
 Ihr Kinder, kommt ihr gar zu Paaren?  
 Was hat euch denn die Oberwelt gethan?  
 Vor kurzem kam ein hübscher Jüngling an;  
 Du da in deinen schwarzen Haaren,  
 War dieses etwan dein Galan?  
 Ich möcht es bald aus deinen Augen lesen.  
 Und du dort, lächelndes Gesicht,  
 Nicht wahr, ihr seyd verliebt gewesen?  
 Gesteht mirs, eher fahr ich nicht.

Mein Herr, was will er mit der Liebe?  
 Ziel ihm Elmire hitzig ein.  
 Kann man denn ohne diese Triebe  
 Kein schön und glücklich Mädchen seyn?  
 Was? Ich verliebt? Er irrt sich. Nein.  
 Ich kann es ihm durch einen Eid versichern,  
 Daß ich, bey meinem hohen Stand,  
 Dank seys der Tugend und den Büchern,  
 Die Liebe nicht gewünscht, noch weniger gekannt.  
 Und kurz, was brauch ich mehr zu sagen,  
 Da ich die Liebe stets verschmäht?  
 Verschon er mich mit solchen Fragen,  
 Wovon vielleicht Selinde mehr versteht.

Jch

Ich, sprach sie, wills aufrichtig sagen,  
 Ich schäme mich der süßen Schwachheit nicht.  
 Mein Schäfer war, wie man in unsrer Sprache spricht,  
 Mein größter Wunsch, und ich sein Glück, und sein Bes  
 dicht.

Ich gab ihm oft Gelegenheit zum Küssen,  
 Und that, als wolte michs verdriessen;  
 Doch in der That verdroß michs nicht.  
 Ich zürnte, wenn er zärtlich redte,  
 Und hätte doch geweint, wenn er geschwiegen hätte.  
 Ich schalt ihn, daß er mir von nichts als Liebe schrieb,  
 Und meinen Reiz in Liedern übertrieb;  
 Im Herzen aber war mirs lieb.  
 Ich ließ mich oft von ihm nachlässig überschleichen,  
 Und floh geschwind, und ließ im Weichen  
 Geschickt ihm Zeit, mich zu erreichen.  
 So hab ich unschuldsvoll, bis mich der Tod ereilt,  
 Ein zärtlich Herz mit ihm getheilt.

Gut, fieng der Fährmann an, gleich wird sichs offensa  
 baren,  
 Wer unter Euch den Kranz mit Ehren trägt.  
 So bald ich meinen Kahn bewegt:  
 So wird er der, die nicht mit Recht ihn trägt,  
 Mit Ungestüm vom Kopfe fahren.  
 Kommt, Kinder, kommt, damit wirs sehn!  
 Den Augenblick riß ihn Elmire von den Haaren;  
 Allein Selinde ließ ihn stehn.



Hanns



## Hanns Nord.

Ein Mann, der sich auf vielerley verstund,  
 That durch den Druck in London kund,  
 Daß er ein seltnes Kunststück wüßte,  
 Und lud auf sein erbaut Gerüste,  
 Den künftgen Tag, die Bürger ein;  
 Ließ einen engen Krug und sich in Kupfer stechen;  
 In diesen Krug, war sein Versprechen,  
 Kriech ich, Hanns Nord, mit Kopf und Bein,  
 Um zehn Uhr durch den Hals hinein.  
 Der Preis für einen Platz soll nur acht Groschen seyn.

Nun gieng das Blatt durch alle Gassen.  
 „In einen Krug? Was? rast der Mann?  
 „Das soll er mir wohl bleiben lassen.  
 „Mit einem Wort, es geht nicht an;  
 „Der dümmste Kopf muß das verstehen.  
 „Allein acht Groschen wag ich dran.  
 „Komm, Bruder, komm, den Narren muß ich sehen.“  
 Kurz, einer riß den Andern fort.  
 Dem Pöbel folgten schon Carossen um die Wette,  
 Worinn der Kaufmann und der Lord  
 Aus Gründen der Physik bewiesen, daß Hanns Nord  
 Unmöglich Raum in einem Krüge hätte.  
 Gesezt auch, wandte Lady ein,  
 Gesezt, dieß könnte möglich seyn:  
 So wird doch stets der Kluge fragen:  
 Wie kömmt der Narr denn durch den Hals hinein? = =  
 Doch unser Kutscher schläft ganz ein,  
 Fahret zu, Johann! jetzt wird es neune schlagen.

Halb

Halb London saß nunmehr an dem bestimmten Ort,  
 Und sah den Krug erstaunt auf dem Theater stehen,  
 „Wird nicht das Werk bald vor sich gehen?“  
 Man wartet, pocht und lärmt. Indessen schlich Hanns  
 Nord

Sich heimlich mit dem Gelde fort.  
 Wer war nunmehr der größte Thor zu nennen?  
 Nord, oder eine halbe Stadt,  
 Die sich, von Neugier blind, auf sein phantastisch Blatt,  
 Vor seine Bühne drängen können?

\* \* \*

Du lachst; doch weißt du auch, daß du durch gröb're  
 List

So leicht, wohl leichter noch, zu hintergehen bist?  
 Was braucht wohl ein Hanns Nord, versehen zum  
 Bücherschmierer,

Was braucht er, um dich zu verführen?  
 Ein wunderbares Titelblatt,  
 Das den Betrug schon bey sich hat.  
 Er will die ganze Welt durch Goldtrinktur curiren;  
 Durch einen Schluß dich klug und glücklich demonstriren;  
 Sein gründlich Wörterbuch erspart dir das Studiren;  
 Er lehrt ohn Umgang dich die Kunst zu conversiren,  
 Er lehrt dich, ohne Müh sinnreich poetisiren;  
 Dich ohne Kosten Wirtschaft führen;  
 Und glücklich läßt du dich das Wunderbare rühren,  
 Erstaunst und eilst, und kaufst und ließt;  
 Was denn? daß du betrogen bist.



Der





## Der alte Dichter und der junge Criticus.

**E**in Jüngling stritt mit einem Alten  
 Sehr lebhaft über ein Gedicht,  
 Der Alte hielt's für schön; der Jüngling aber nicht,  
 Und hatte Recht, es nicht für schön zu halten,  
 Er wies dem Alten, Schritt für Schritt,  
 Hier bald das Matthe, dort das Leere,  
 Und dachte nicht, daß der, mit dem er stritt,  
 Der Autor des Gedichtes wäre.

Wie, sprach der Alte ganz erhitzt,  
 Sie tadeln Ausdruck und Gedanken?  
 Mein Herr, Sie sind zu jung, mit einem Mann zu zanken,  
 Den Fleiß, Geschmack und Alter schützt,  
 Da man Sie noch im Arm getragen,  
 Hab ich der Kunst schon nachgedacht:  
 Und kurz: was würden Sie wohl sagen,  
 Wenn ich die Verse selbst gemacht?

Ich, sprach er, würde, weil Sie fragen,  
 Ich würde ganz gelassen sagen,  
 Daß man, Geschmack und Dichtkunst zu entweh'n,  
 Oft nichts mehr braucht, als alt und stolz zu seyn.



\* \* \* \* \*

## Alcest.

Durch Unglück mehr, als durch Versehn,  
 Verlohr Alcest im Handel sein Vermögen.  
 Er saß bereits der Schulden wegen.  
 Kein Freund erschien, ihm beizustehn;  
 So viel in Londen ihrer waren.  
 Sein Sohn allein, noch in des Jünglings Jahren,  
 Wagts, seine Freyheit zu erslehn.  
 Er wagt sich zärtlich vor Valeren,  
 Der dem Alcest das meiste Geld geliehn,  
 Und bittet mit den treuesten Zähren,  
 Die schamhaft von den Wangen fliehn,  
 Dem Vater doch das Glück der Freyheit zu gewähren.

Nein, spricht Valer, mit meinem Willen nicht.  
 Soll mich ein jeder Bösewicht  
 Um so viel tausend Pfund betrügen?  
 Bezahlet mich dein Vater nicht:  
 So soll er nie die Freyheit wieder kriegen.

Bestürmt von Schaam, von Zärtlichkeit und Pflicht,  
 Wirft sich der Sohn zu seinen Füßen.  
 O! Gott, was hab ich hören müssen!  
 Schmäht meinen armen Vater nicht.  
 Unglücklich ist er nur; allein kein Bösewicht.  
 Laßt mich an seiner Statt verschliessen.  
 Ich weiche nicht von Euern Füßen,  
 Als bis ich diesen Wunsch erreicht.

Valer bewunderte des Jünglings edle Triebe,  
 Empfand die Macht des Mitleids und der Liebe,  
 Und ward mit einemmal erweicht.  
 Er hob ihn auf mit zitterndem Erbarmen.  
 Ich, sprach er, habe dich durch meine Streng entehrt;  
 Laß zur Versöhnung dich umarmen,  
 Dein Herz ist deiner Bitte werth.  
 Dem Vater soll des Sohnes wegen  
 Die ganze Schuld erlassen seyn;  
 Allein wer wird das andre Geld erlegen,  
 Um deinen Vater zu befreyn?  
 Der Jüngling weint.

Hör an, ich habe viel Vermögen  
 Und eine Tochter nur, die lieb ich ungemein.  
 Ihr Herz ist deiner werth; willst du mein Eydam seyn:  
 So habe sie und meinen ganzen Segen.

Die Schöne reicht die Hand dem edlen Jüngling dar;  
 Und o wie glücklich ward dieß Paar!  
 Jetzt aber giengen sie, der Jüngling mit der Schöne,  
 Aus der Gefangenschaft den Vater zu befreyn.  
 Erst tritt der Sohn, und nun tritt sie herein.  
 Welch freudig Schrecken nimmt mich ein!  
 Ich sehe sie = = doch diese Scene  
 Will nur gefühlt, und nicht beschrieben seyn.



## Der gehoffte Ruhm.

**V**oll von sich selbst und von der That,  
 Die er vollführt, gieng Tullius entzückt,  
 Jezt aus Sicilien, wohin ihn der Senat  
 Vor einem Jahr als Quaestor abgeschicket;  
 Er gieng zurück nach Rom, und theilte zum voraus,  
 Im Namen Roms, sich die Belohnung aus,  
 Wer ist wohl jetzt des Volks Verlangen?  
 Wen, dacht er, nennt man jetzt, als mich?  
 Wen wird man jauchzender empfangen,  
 Als dich, o Tullius, als dich?  
 Das ist er, ruft man dir entgegen,  
 Der aus Sicilien der Theurung abgewehrt!  
 Der uns mit einem reichen Segen  
 Von Korn ein ganzes Jahr ernährt. = =  
 In diesen schmeltelnden Gedanken  
 Stieg bey Puteoli der Quaestor an das Land,  
 Wo er ganz unverhofft vornehme Römer fand,  
 Die damals gleich den Brunnen tranken.

Schnell ließ er sich vor seinen Gönnern sehn,  
 Und suchte schon sein Lob in ihren Minen.  
 Ist das nicht Cicero? rief einer unter ihnen,  
 Ja, ja, er ist; o das ist schön!  
 Wie lange haben wir schon nichts von Rom vernommen!  
 Wie stehts in Rom? Wenn reisten Sie von da?  
 Wie, rief er ganz erzürnt, wie könnt ich daher kommen!  
 Ich komm aus der Provinz. = = Vielleicht aus Afrika?

Versetzt ein Andrer hurtig wieder.  
 Hier zitterten dem Quaestor alle Glieder.  
 „Mein, aus Sicilien komm ich als Quaestor wieder.“  
 Ja, fuhr nunmehr ein Dritter fort,  
 Er kömmt daher. Verlaßt Euch auf mein Wort!  
 Mit diesem Ruhm schlich Tullius sich fort.

\* \* \*

**D**u, der du denkst, daß alle von dir wissen,  
 Von dir jetzt alle reden müssen,  
 Und dich im Herzen stolz erhebst;  
 Von Tausenden, die dich nach deiner Meinung kennen,  
 Und dich und deine Thaten nennen,  
 Weis oft kaum einer, daß du lebst.



Der Freundschaftsdienst.

Noch unbekannt und ungepriesen  
 Lebt hier und dort ein Jonathan,  
 Der größte Treu dem Freund erwiesen,  
 Als man von Brüdern fordern kann.

Ihn zu besingen, wähl ich einen;  
 Und von der Nachwelt hochgeschätzt  
 Leb Amyant, und habe keinen,  
 Den man ihm an die Seite setzt!

Spricht einst in den noch fernen Jahren  
 Ein Redner von der Freunde Pflicht:  
 So denk er sein, und ganzen Schaaren  
 Lock er die Thränen ins Gesicht.

Zu ihm, dem treusten Freund auf Erden,  
 Kam einst Philint, sein ander Ich.  
 Freund, sprach er, hilf mir glücklich werden,  
 Ich weis ein liebes Weib für mich.

Sie hat, was vielen Schönen fehlet,  
 Sie hat Verstand, und Reiz, und Glück.  
 Ihr Herz, von Redlichkeit beselet,  
 Gefällt und spricht in jedem Blick.

Ach Amyant, du kannst mir dienen,  
 Du bist ein angesehner Mann.  
 Verreis, und halt um Wilhelminen  
 Für mich bey ihren Aeltern an.

Ich weis, daß dich Geschäfte halten;  
Doch s s Schweig! fiel Amvant ihm ein,  
Geschäfte kann ich stets verwalten;  
Allein nicht stets dir nützlich seyn.

Ich reise gleich, um dir zu dienen,  
Er thats, eh noch der Tag verstrich.  
Er reiste, sahe Wilhelminen,  
Und nahm die Schöne selbst für sich.



\* \* \* \* \*

## Der großmüthige Räuber.

**A**uf offnem Weg hielt einen Wandersmann  
 Ein Räuber, nah um London, an.  
 Ach, sprach der arme Wandersmann,  
 Ich bitt euch, laßt mir nur das Leben.  
 Ich hab euch ja kein Leids gethan,  
 Und wollt euch gern, was ihr verlangtet, geben;  
 Doch heute hab ich nichts bey mir.  
 Ich geh jetzt noch der Stadt, um da zehn Pfund zu heben;  
 Und Morgen bin ich wieder hier  
 Und theile sie mit euch; so wahr Gott über mir!

Gut, sieng er an, du hast geschworen.  
 Ich glaube dirs. Geh fort. Ich wünsche dir viel Glück;  
 Im kurzen kam der Wandersmann zurück.  
 Ach, sprach er mit erfreutem Blick,  
 Seht, was ich Aermster fand, ihr habts doch wohl ver-  
 lohren,  
 Zehn Pfund, und mehr noch z z welch ein Glück!  
 Und diese bring ich euch zurück,  
 Erlaßt mir das, was ich beschworen.

Nein, hub der Räuber an, ich habe nichts verlohren,  
 Behaltet euer Geld, weil ihr so ehrlich seyd.

\* \* \*

So fühlt oft selbst ein Schelm den Werth der Red-  
 lichkeit.





## Dorant.

Erschrocken kam Frontin zu seinem Freund Dorant.  
 „Ach, liebster Freund, ist dies denn nicht bekannt?  
 „Ich kann vor Zorn kein Glied mehr rühren.  
 „Bedenke die verfluchte List,  
 „Man strebt nach dem, was dir am liebsten ist,  
 „Man will dir deine Frau entführen.  
 „In dieser Nacht noch, solls geschehn.  
 „Unglücklicher! was willst du machen?  
 „Laß doch geschwind das Haus bewachen,  
 „Mein Blut soll dir zu Diensten stehn,  
 „Und ich will augenblicklich gehn,  
 „Den Garten und den Hof verschliessen.

Mein, schrie Dorant, willst du mich glücklich wissen?  
 • So laß die Thüren offen stehn.

Ihr Weiber, dieses klingt nicht schön!  
 Ist's möglich, seyd ihr an den Plagen  
 Liebloser Ehen wirklich Schuld?  
 Ja, nach der Männer ihren Klagen,  
 Sind wir durch widriges Betragen  
 An aller Quaal der Ehen Schuld;  
 Doch wenn, bald nach den Hochzeittagen,  
 Die Männer uns gebietrisch plagen,  
 Die uns vergöttern, wenn sie freyn,  
 Wie können wir da lange zärtlich seyn?

Ihr Männer, dieses klingt nicht fein!

Der



## Der Arme und das Glück.

Ein armer Mann, verfehlt zum Graben,  
 Wolt jetzt ein besser Schicksal haben,  
 Und rief das Glück um Beystand an.  
 Das Glück erhörte sein Verlangen.  
 Er fand, indem er grub, zwei starke goldne Stangen;  
 Allein der ungeschickte Mann  
 Sah sie für altes Messing an,  
 Und gab für wenig Geld den Reichthum aus den Hän-  
 den,  
 Fuhr fort, und bat das Glück, doch mehr ihm zuzuwenden.

O Thor! rief ihm die Gottheit zu,  
 Was quälst du mich, dich zu beglücken?  
 Wer wäre glücklicher, als du,  
 Wenn du gewußt, dich in dein Glück zu schicken?



Du wünschest dir mit Angst ein Glück,  
 Und klagst, daß dir noch keins erschienen.  
 Klag nicht, es kömmt gewiß ein günstiger Augenblick;  
 Allein bitt um Verstand, dich seiner zu bedienen;  
 Denn dieses ist das größte Glück.





## Der Schwäzer.

**D**ie größte Plage kluger Ohren,  
 Ein Ausbund von beredten Thoren,  
 Ein unentfliehlich Ungemach,  
 Ein Schwäzer, der zu allen Zeiten  
 Mit rednerischem O und Ach,  
 Von den geringsten Kleinigkeiten,  
 Von Zeitungsangelegenheiten,  
 Und, was noch schlimmer war, meist von sich selber  
 sprach;  
 Und, daß es ihm ja nicht am Stoffe fehlte,  
 Was er vorher erzählt, gleich noch einmal erzählte.

Ein so beredter Herr sah einen wackern Mann,  
 Der denkend schwieg, verächtlich an.  
 Der Herr, zischt er dem Nachbar in die Ohren,  
 Hat wohl das Reden gar verschworen,  
 Ich wett, er ist ein Narr, und weis nicht, was er will.  
 Das dünkt ich nicht, zischt der ihm wieder in die Ohren;  
 Ein Narr, mein Herr, schweigt niemals still.



Der



## Der ungerathne Sohn.

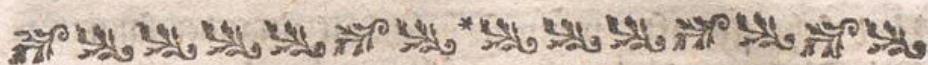
Ein Vater war, wie viele Väter,  
 Mit einem wilden Sohn geplagt.  
 Nichts Thörichtes, nichts Kühnes ward gewagt,  
 Johann, sein Sohn, war allemal der Thäter.  
 Der Vater, der kein Mittel sah,  
 Bey Ehren in der Stadt zu bleiben,  
 Schickt ihn, um ihm den Küßel zu vertreiben,  
 Zwen Jahre nach Amerika;  
 So sauer auch die liebe Mutter sah.

Allein was halffs? Johann kam wieder,  
 Und wer war ärger, als Johann?  
 Der Vater, und des Vaters Brüder,  
 Beschlossen endlich, Mann für Mann,  
 Daß, weil er nicht gehorchen wollte,  
 Johann der Trommel folgen sollte.  
 Der ausgelassne Sohn ward also ein Soldat.  
 Und dieß war auch der beste Rath;  
 Denn was nun auch die Leute sagen,  
 Die diesem Stand nicht günstig sind:  
 So ward doch mancher Mutter Kind  
 Von einem Herrn oft klug geschlagen,  
 Der, Trotz der Scherpe, die er trug,  
 Nicht weiser war, als der, den er vernünftig schlug!

Doch

Doch diese Zucht ward auch vergebens unternommen,  
 Johann blieb wild und ungestüm.  
 Der Hauptmann ließ den Vater kommen;  
 „Nehmt Euern Sohn zurück, ich ziehe nichts aus ihm.“  
 Der Vater muß ihn wieder nehmen.  
 Nun wird er wohl den Wildfang niemals zähmen.  
 Doch nein, ein Mittel half geschwind;  
 Und eh vier Wochen noch vergiengen,  
 War sein Johann fromm, wie ein Kind.  
 Wie? ließ er ihn ins Zuchthaus bringen?  
 Ich dachte gar. Warum nicht lieber auf den Bau?  
 Er wußt ihn besser zu bezwingen,  
 Er gab ihm eine böse Frau.





## Die beiden Schwarzen.

Zween Schwarze lebten einst, verdammt zur Sklaverey,  
 Dem stolzen Spanier und ihrem Schicksal treu.  
 Sie waren beide jung, und bey dem Freundschaftstrieb  
 Empfanden sie zugleich die Stärke gleicher Liebe.  
 Das schönste schwarze Kind, das noch ihr Vaterland  
 Nie reizender gesehn, war beider Gegenstand.  
 Als Sklavinn lebte sie bey einem Herrn mit ihnen.  
 Und jeder wünscht allein ihr Herz sich zu verdienen,  
 Und trug in jedem Blick ihr seins bescheiden an.

Ich lieb Euch, sprach sie oft, und einer sey mein  
 Mann;

Allein, ich wähle nicht, um keinen zu betrüben.  
 Vergleicht euch, und alsdenn will ich nur einen lieben.  
 Ein trauriger Vergleich, für beide stets zu schwer;  
 Denn jeder liebte sich bey diesem Glück zu sehr,  
 Als daß er eine Braut, die sich ihm schenken wollte,  
 Und die er schon gehofft, dem Andern lassen sollte.  
 Dieß kan er nicht. Allein bey aller Zärtlichkeit,  
 Besaß ein jeder auch zu viel Rechtschaffenheit,  
 Als daß, so lang ihn nicht sein Freund selbst überredte,  
 Er ihn gekränkt, und sie dem Freund entzogen hätte.

So blieb in langer Zeit, des Ausgangs ungewiß,  
 Zum Unglück jeglicher des Andern Hinderniß,  
 Und still ertrugen sie die Quaal feindselger Triebe,  
 Die Quaal der Eifersucht, der Redlichkeit und Liebe,  
 Und

Und

Und sahn sich oft, wenn sie beschämt einander sahn,  
 Mit Thränen, die das Haus selbst weinend machten, an?  
 Mit Thränen, wie sie da zween Brüder treu vergiessen,  
 Die sich im Unglück sehn, und keine Rettung wissen.

Nach oft gefühlter Pein, und unentschiednem  
 Streit

Der freundschaftlichen Treu und gleicher Zärtlichkeit,  
 Und als sie einst mit ihr betrübt im Grünen sitzen,  
 Wird ihre Liebe Wuth. Zu schwach, sich zu beschützen,  
 Bewilligen sie schnell den schrecklichsten Verlust,  
 Und jeder stößt den Dolch in der Geliebten Brust.  
 Ein Sklave sah von fern die schreckensvolle Scene.  
 Erkam. Hier lagen sie, umarmten ihre Schöne,  
 Beweinten ihren Tod, sahn sich noch einmal an,  
 Und thaten schnell an sich, was sie an ihr gethan.

\* \* \*

Von mancher That, die die Natur entehrte,  
 War oft der Grund ein edler Trieb,  
 Der in ein Laster sich verkehrte,  
 Blos, weil er ungebildet blieb.



Der fromme General.

Ein Spötter der Religion  
 Und auch ein grosser Prinz; denn trägt nicht man  
 cher Thron

Noch Spötter der Religion?  
 Sprach einst mit einem tapfern Greise  
 Und ihrem grossen Freund, nach kühner Spötter Weise,  
 Von ihr in einem Ton, aus dem ein Stolzer lacht,  
 Der kein Gesetz erkennt, als das er selbst gemacht.

Prinz, sprach der General, Sie kränken meinen  
 Glauben,

Und wollen mir, mir altem Mann,  
 Des Lebens Trost, den Trost im Tode rauben,  
 Was hab ich Ihnen denn gethan?  
 Nichts, rief der Fürst, Ihr seyd ein tapfrer Mann,  
 Ihr seyd mein bester Unterthan,  
 Bis auf den frommen Aberglauben.  
 Nur den verlast. „Nein, den verlast ich nicht.“  
 Auch da nicht, wenn ichs euch befehle?  
 „Nein, dieß ist wider ihre Pflicht.  
 „Gott ist nur Herr von meiner Seele,  
 „Und alle Fürsten sind es nicht.  
 Wie aber, wenn ich Herr von Euerem Leben wäre?  
 Dieß sind Sie, sprach der Greis; ich hab es unvers  
 jagt,  
 In mehr als einer Schlacht, für Sie, mein Fürst, ges  
 wagt;  
 Und jetzt wag ichs zu Gottes Ehre.

Thor!



Thor! rief der Prinz, wie wenn nun keiner wäre?  
Wie, wenn ich dich, daß keiner ist, belehre?  
„So hätt ich Lust, ein Bösewicht zu seyn,  
„Und würde, wär kein Gott, auch keinen König scheun;  
„Und meiner würden in dem Heere  
„Gewiß noch viele tausend seyn.  
„Dieß, Prinz, dieß fließt aus Ihrer Lehre!



Rhynsolt und Lucia.

**U**msonst wandt Rhynsolt alles an,  
 Ein reizend Weib, getreu dem Mann,  
 Ein edles Herz zur Wollust zu verführen.  
 Ihm öffnete sein hoher Stand ihr Haus;  
 Allein sie wich des Fürsten Lieblich aus,  
 Und ließ ihm die Verachtung spüren,  
 Die der, wärs auch ein Prinz, verdient,  
 Der sich, die Tugend zu verführen,  
 Aus Niederträchtigkeit erkühnt.

Was kann das Laster nicht erzwingen,  
 Wenn es die Hoheit unterstüzt!  
 Sollt es der Brunst, die Rhynsolt's Herz erhitzt,  
 Durch Unrecht nicht, nicht durch Gewalt gelingen?  
 Gerichtlich zieht er bald des Weibes Ehmann ein,  
 Und eilet, ihm das Leben abzuspochen.  
 Allein, was ist denn sein Verbrechen?  
 Ist's mehr noch, als der Mann der schönsten Frau zu seyn,  
 Die von der Pflicht nicht weicht, den Mann allein zu lie-  
 ben?

Ja, Rhynsolt zeigt, wer **Danvelt** sey,  
 Er überführet ihn der Landsverratherey  
 Durch Briefe, die er nie geschrieben.  
 Und morgen eilt sein Todestag herbey.

Sein Weib wirft sich zu Rhynsolt's Füßen,  
 Und klagt und seht verzweiflungsvoll.  
 Doch auch das Auge selbst, aus dem jetzt Thränen schießen,  
 Das Ach, das ihn mitleidig machen soll;

Gellerts Gedichte.

E

Ein

Ein Blick, beseelt von Wehmuth und von Treue,  
 Und Hände, die gerungen flehn,  
 Erhizen nur des Richters Blut aufs neue.  
 Nie sah er Lucien so schön.  
 Er klagt ihr sein unkeusches Feuer.  
 Verschämte Muse, sags nicht nach,  
 Was ein erhabnes Ungeheuer  
 Zu einem frommen Weibe sprach!

Um sie durch ihren Mann zu rühren,  
 Läßt er sie selbst in seinen Kerker führen,  
 Und läßt sie da mit ihm allein.  
 Sie kämpfen mit dem größten Leiden,  
 Lieb und Verzweiflung spricht aus Beiden.  
 „O Danvelt! soll ich dich vom Tode nicht befrenn?  
 „Man eilt, dich schrecklich hinzurichten.  
 „Vergesß ich nicht noch heute meiner Pflichten:  
 „So wirst du morgen nicht mehr seyn.  
 „Willst du die Schande mir verzeihn:  
 „Nun so gebeut, “ = = = Sie zittert, mehr zu sagen,  
 Und drückt ihn starr an ihre Brust.  
 Er klagt, und weint in ihre Klagen;  
 Ihn schreckt ein doppelter Verlust.  
 „Soll ich den Tod, den peinlichsten erdulden;  
 „Ach liebstes Weib, ich bin zu schwach!  
 „Befrenst du mich durch deine Schmach:  
 „So sind es zwar nicht deiner Tugend Schulden;  
 „Und doch = = O Gott! was soll ich nun erdulden?

Der Morgen kömmt; und Lucia,  
 Die Danvelts Tod vor Augen sah,  
 Ergiebt sich thränend dem Barbaren.  
 Er stillt die Brunst, und bittet ungescheut,

Mit

Mit einer gleichen Gütigkeit  
 Auch gegen ihn in Zukunft fortzufahren.  
 Jetzt aber, fängt er lächelnd an,  
 Jetzt kannst du deinen lieben Mann,  
 Nach deinem Wunsch, aus seinem Kerker holen;  
 Doch daß er mir nicht künftig Schaden kann:  
 So hab ich das zugleich gethan,  
 Was Lieb und Klugheit mir befohlen.  
 Ich weis, du zürnst deswegen nicht.

Sie flieht, mit Schaam und mit verletzter Pflicht,  
 Des Mannes Kerker aufzuschliessen.  
 Doch Himmel! ohne Haupt lag er zu ihren Füßen.

Sie steht erstarrt; kein Ach erschallt,  
 Man sieht auch keine Thräne rinnen.  
 Des Schmerzens tödtliche Gewalt  
 Heißt sie allein auf Rache sinnen.  
 Sie sucht den Hof, wo Carl, ihr Fürst, regiert,  
 Und hat das Glück, den Fürsten zu erreichen.  
 Wenn dich, ruft sie, die Schmach der Jugend rührt:  
 So laß, o Carl, dich jetzt mein Flehn erweichen.  
 Es ist zu spät, mein Schutz zu seyn.  
 Du kannst nichts thun, als mich Elende rächen.  
 Denn Rhynsolt = = Strafe sein Verbrechen;  
 Ich schäme mich, es auszusprechen.  
 Lies diese Schrift, und fühle meine Pein.

Carl liest, und eine fromme Zähre  
 Fließt von des Helden Angesicht,  
 Der Jugend und auch ihm zur Ehre.  
 Ihr Fürsten, welch ein Lobgedicht!  
 Carl liest, und eine fromme Zähre  
 Fließt von des Helden Angesicht.

Doch ist's genug, das Laster zu beweinen?  
 Ein Tag wird angefetzt; der Liebling muß erscheinen,  
 Und gleich nach ihm tritt Lucia herein.  
 Kennst du dieß Weib? spricht Carl. Ein plötzliches  
 Erschrecken  
 Berräth den Bösewicht; er räumt das Laster ein;  
 Und ihre Schande zu bedecken,  
 Will er mit ihr vermählet seyn.  
 Der Fürst läßt gleich den Bischoff kommen,  
 Und wohnt der Trauung selber bey.  
 Du, spricht er, hast sie zwar aus Furcht vor mir genom-  
 men;

Doch dieß beweist nicht deine Treu;  
 Sie zur Vergebung zu bewegen,  
 Verschreib ihr alle dein Vermögen.  
 Er thut's. Sieh, Lucia, sieng drauf der Herzog an,  
 Du bist durch mich gerächt; allein aus gleichen Pflich-  
 ten  
 Mäch ich nunmehr auch deinen Mann.  
 Und er gebot, den Liebling hinzurichten.



26 \* 26

# Anhang.

\*\*\*\*\*

An  
den Herrn Grafen  
Hanns Moriz von Brühl;  
bey  
seinem vierzehnten  
Geburtstage.

~~~~~

**D** Graf, vom Himmel bestimmt, den Jahren, welche noch kommen,  
Ein Beyspiel seltner Verdienste zu seyn!  
Am Tage deiner Geburt bitt ich zum Schöpfer der Menschen  
Um noch mehr Seelen, der deinigen gleich.  
Am Tage deiner Geburt bitt ich mit freudigen Thränen,  
Mit Thränen, welche die Liebe mich lehrt:  
Erfüll die Hoffnung der Welt, und sey in jeglichem Alter  
Durch neue Tugenden nützlich und groß.  
Ja, Graf, ich weis es gewiß, du wirst die Hoffnung erfüllen,  
Die deine Jugend verehrungswerth macht.  
Nie herrscht ein kleinerer Wunsch in deiner rühmlichen  
Seele,  
Als Menschen glücklich und weise zu sehn.  
Du wirst, begabet mit Macht, sie nur zum Wohltun  
gebrauchen,  
Und, unverblendet vom Glanze des Glücks,

Noch gütig, wenn du gebeust, noch liebeich, wenn du  
bestrafest,

Noch groß seyn, wenn du die Bitte versagst.

Bei allem Beyfall der Welt, und bei der Liebe der Fürsten,  
Wird der Gedanke dir niemals entfliehn,

Daß das vollkommenste Glück in einem reinen Gewissen,  
Die wahre Hoheit im Herzen besteht.

Kein Mensch ist edel und frey, der den Begierden gehorchet,

Noch groß, wosern er dem Schöpfer nicht dient:

Er sey das Wunder der Welt, er sey der König der Helden,  
Stets ist er ohne die Tugend ein Knecht.

Dich wird in Zukunft ein Volk, das Volk der Schmeich-  
ler belagern,

Die Pest der grossen und glücklichen Welt;

Doch, stolz auf wahres Verdienst, wirst du den Lob-  
spruch verachten,

Den dir der Richter im Herzen versagt.

Von edler Absicht erfüllt, wird dich die Mühe nicht quälen,  
Zu scheinen, was man doch wirklich nicht ist.

Von edler Absicht erfüllt, wirst du dir immerfort ähnlich,  
Und auch im kleinen noch liebenswerth seyn.

Der Ruhm, der Beyfall der Welt, ist der Verdienste  
Gefährte;

Doch heimlich folget die Eifersucht nach.

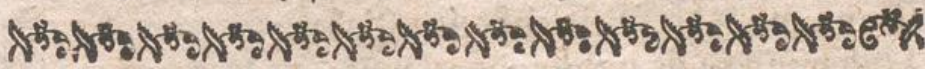
Wie wirst du, glücklicher Graf, einst diese Feindin besiegen?  
Durch Güte, wie sie dein Onkel besiegt.

Auf, Graf, bereichre dich jetzt, jetzt in dem Lenze der Jahre,  
Mit allen Schätzen der Weisheit und Kunst.

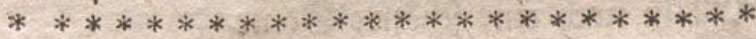
Dein Rang, dein heller Verstand, dein edelfühlend des Herze,  
Wie viel verspricht es der hoffenden Welt!

Dieß

Dieß, in den Jahren des Kinds schon reifer denkender  
 Jüngling,  
 Dieß bittet dich dein Verehrer und Freund.  
 Mein Lob ermuntre dein Herz! denn wenn sie keines  
 verdienen,  
 So lob ich selber die Könige nicht.



Au  
 H e r r n  
**Johann Andreas Cramer;**  
 bey  
**seiner Verbindung**



**D** Freund, Welch angenehm Gesichte  
 Rührt meinen Geist, indem ich dichte;  
 Dein künftig Schicksal zeigt sich mir.  
 Ich sehe sich in lange Zeiten  
 Dein Leben und Verdienst verbreiten,  
 Und Glück und Tugend folgen dir.  
 Dich seh ich an Charlottens Seite  
 Nach vielen Jahren noch, wie heute,  
 Als Mann und Freund vergnügt mit ihr,  
 Und immer dich, bey treuen Küssen,  
 Vertraulich und empfindungsvoll,  
 Das Glück der Zärtlichkeit geniessen,  
 Von der nur wenig Herzen wissen,  
 Die nur ein **Cramer** singen soll.

So, wie sich deine Jahre mehren,  
 Mehrt dein Verdienst sich um die Welt.





Stets seh ich dich Geschmack und Tugend lehren,  
 Und beides, wenn du schreibst, gefällt.  
 Dein Geist stürzt bald den Aberglauben,  
 Und bald das Laster von dem Thron,  
 Und rettet uns, was schlaue Spötter rauben,  
 Das größte, die Religion.  
 Dann merkt die Welt auf deine Gaben;  
 Und wenn sie sie nicht recht erkennt:  
 So scheut sie doch den Schimpf, den nicht belohnt zu haben,  
 Den man des Lohnes würdig nennt.  
 Sie schmücket dich mit neuen Ehren; \*  
 Und du, erkenntlich gegen sie,  
 Entzückst sie, bald mit heiligen Chören,  
 Bald durch die Pracht der Homilie.

Allein noch eine schöne Scene  
 Nimmt mich in deinem Leben ein,  
 Da liebe Töchter, liebe Söhne,  
 Des edlern Vaters Herz erfreun.  
 Gesucht und oft umringt von ihnen,  
 Fühlst du die zärtlichste Gewalt;  
 Dieß redt mit Küßsen, dieß mit Minen,  
 Wenn jenes dir entgegen lallt;  
 Du aber überläßt dich ihnen.  
 Da seh ich dich recht menschlich schön,  
 Da seh ich Cramern, wie Racinen, \*\*  
 In einem Kreis mit Kindern spielend gehn.

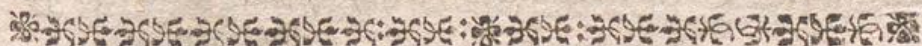
Charz

(\*) Der Herr Oberhofprediger Cramer war damals noch Pastor in dem Dorfe Crellwitz.

(\*\*) Der jüngere Racine in dem Leben seines Vaters: . . .  
 En présence même d'étrangers, il osoit être Pere: il étoit de tous nos jeux: je me souviens de processions, dans lesquelles mes fœurs étoient le Clergé, j'étois le Curé, & l'auteur d'Athalie chantant avec nous, portoit la croix. Memoires sur la Vie de Jean Racine, p. 6.

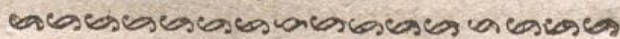
Charlotte kömmt, und von Charlotten  
 läßt du dich gern der Kinderspiele spotten,  
 Und küßend giebt sie dir den Lohn;  
 Da streichelt dich, indem sie küßte,  
 Als ob er auch mit lieben müßte,  
 Auf ihrem Arm der zarte Sohn.  
 So ruhst du oft vom Fleisse schwerer Werke,  
 Und bist nur Vater für dein Haus;  
 Prüffst liebeich deiner Kinder Stärke  
 Und bildest ihre Herzen aus,  
 Und freust dich, wenn der Sohn erscheint,  
 Der jung schon dich und deine Freunde liebt,  
 Bey einer schönen Stelle weinet,  
 Und heimlich eifersüchtig ist,  
 Daß noch von ihm die Welt nichts liebt.

Ja, lieber **Cramer**, wahre Freuden;  
 Ich weis es, wahre warten dein.  
 Und wär es gnug, es wieder zu bereun:  
 So würd ich gleich um eine dich beneiden.



Auf

## Herrn Willens Tod.



**D**u, dem ein weiser Gebrauch der Jugend, welche  
 dich schmückte,  
 Das Ziel der glücklichsten Greise verhieß;  
 Der, würden Jahre verdient, sie durch sein Herze verdiente;  
 O **Wille**, Redliche weinen um dich!

Du

Du stirbst, von Freunden beklagt, die mit unrühmlichen Thränen

Noch nie die Gabe des Mitleids entehrt.

Sie haben niemals geweint, als vor dem Grabe der Edlen,  
Und von dem Reize der Tugend bewegt.

Aus allen klaget Ein Herz. So klagten zärtliche Brüder  
Des jüngsten rühmlichen Bruders Verlust;

Sie sehn ihn blühend im Sarg, und rufen ängstlich: Ach  
Bruder!

Und Thränen reden das Uebrige fort.

Du stirbst, von Freunden verehrt, die selbst den Größten nicht ehren,

Wenn ohne Tugend der Purpur ihn schmückt.

O **Wille!** seliger Freund! in welcher glücklichen  
Gegend,

In welchem Himmel frohlocket dein Geist?

Entrücket in das Gebiet der vielen tausendmal tausend,  
Die sich in heiliger Wollust erfreun,

Wenn eine Seele noch mehr, gleich ihnen, glücklich geworden,

Wie viel, o Seliger, fühltest du da!

Dein Geist, der Unschuld geweiht, fand schon im sterblichen Leibe,

Schon hier in Freundschaft und Liebe sein Glück;  
Und nun, vom Fleische getrennt, sieht er im göttlichen Lichte  
Den Reiz der Tugend, und kennet sie ganz.

Er findet die Stimme bewährt, die hier im Herzen ihm sagte:

„Seh weis und gütig! Gott schuf dich dazu.

„Du lebst, mit Freyheit begabt, hier in dem Lande der  
Prüfung,

„Und Ewigkeiten erwarten dich dort.“

Er

Er findt die Stimme bewährt, jauchzt himmlisch, daß  
er ihr folgte,

Da jauchzen Schaaren der Himmel mit ihm;  
Er kömmt, geleitet durch sie, zum Thron des göttli-  
chen Mittlers,

Fällt drey mal nieder, und betet ihn an.

Hier, hier verliert sich sein Blick im Glanz der Herrlich-  
keit Gottes;

Der Liebe Wunder eröffnen sich ihm.

So steht ein Jüngling erstaunt, dem, blind vom Leibe  
der Mutter,

Der Arzt die Binde vom Angesicht zieht.

Er sieht die Wunder der Welt mit starren Augen, und  
zittert.

Wo bin ich? ruft er, und zittert noch mehr.

Er sah die Sonne noch nicht; doch nun verläßt sie die  
Wolke,

Und unbeweglich bewundert er sie.

O Freund, glückseliger Freund, wir segnen deine Gebeine,  
Und ehren ewig dein liebendes Herz.

Dich liebe, wer dich gekannt; dein Beyspiel lehre den  
Jüngling,

Damit er lebe, zu sterben, wie du!

Vor deinem Grabe sitz einst der Freunde künftige Nach-  
welt,

Und er, der Liebling des guten Geschmacks,  
Bestreu mit Rosen dein Grab, und sag aus deinen Ge-  
dichten

Die schönsten Stellen den Fühlenden vor!



# Verzeichniß

der hierinne befindlichen Gedichte.

## Lehrgedichte.

|                     |      |
|---------------------|------|
| Reichthum und Ehre. | S. 1 |
| Der Christ.         | 15   |
| Der Stolz.          | 31   |

## Erzählungen.

|                                                                                                 |    |
|-------------------------------------------------------------------------------------------------|----|
| Der Informator.                                                                                 | 41 |
| Elmire und Selinde.                                                                             | 44 |
| Hanns Nord.                                                                                     | 46 |
| Nach einer Nachricht, die vor einigen Jahren in den Zeitungen, von London aus, gemeldet worden. |    |
| Der alte Dichter und der junge Criticus.                                                        | 48 |
| Alceft.                                                                                         | 49 |
| S. Elite de Bons Mots, Tom. II. p. 47.                                                          |    |
| Der gehoffte Ruhm.                                                                              | 51 |
| S. die Rede des Cicero für den Plancius.                                                        |    |
| Der Freundschaftsdienst.                                                                        | 53 |
| Der großmüthige Räuber.                                                                         | 55 |
| Dorant.                                                                                         | 56 |
| Der Arme und das Glück.                                                                         | 57 |
| Der Schwäger.                                                                                   | 58 |
| Der ungerathne Sohn.                                                                            | 59 |
| Die beiden Schwarzen.                                                                           | 61 |
| S. den Spectator, Vol. III. n. 215.                                                             |    |
| Der fromme General.                                                                             | 63 |
| Rhynsolt und Lucia.                                                                             | 65 |
| S. den Spectator, Vol VII. n. 491.                                                              |    |

## Anhang.

|                                                                                       |    |
|---------------------------------------------------------------------------------------|----|
| An den Herrn Grafen, Johanns Moritz von Brühl;<br>bey seinem vierzehnten Geburtstage. | 69 |
| An Herrn Johann Andreas Cramers; bey seiner<br>Verbindung.                            | 72 |
| Auf Herrn Willens Tod.                                                                | 74 |

40/22

# Briefe,

nebst einer

## Praktischen Abhandlung

von dem

### guten Geschmacke

in Briefen,

von

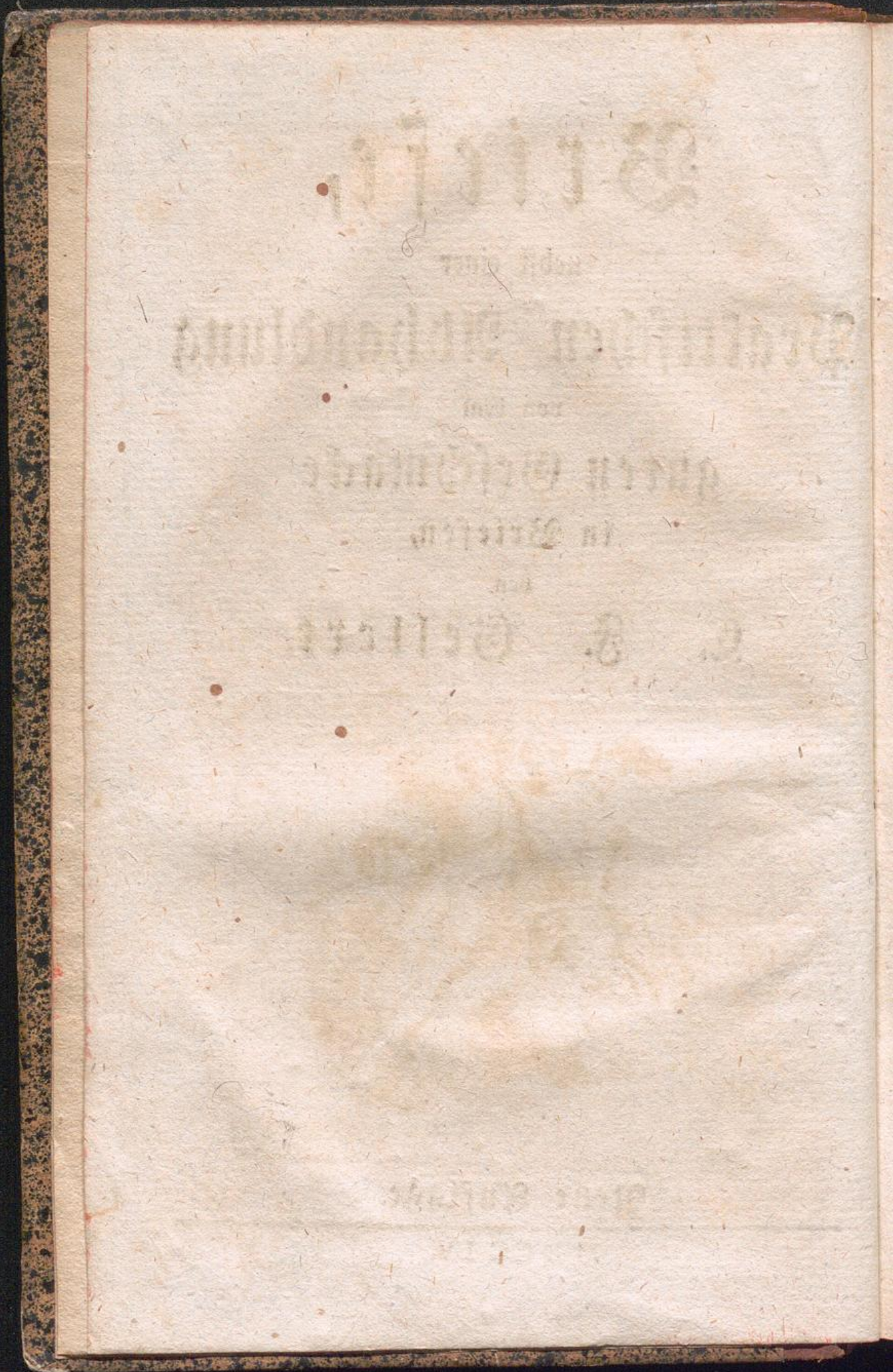
### C. F. Gellert.



Neue Auflage.

---

M DCC LV.





## Vorrede.

**W**enn auch meine Leser mit diesen Briefen nicht ganz zufrieden seyn sollten: so wird ihnen doch die Absicht nicht missfallen können, die ich dadurch zu erreichen wünsche; nämlich junge Leute, und insonderheit das Frauenzimmer, zu einer natürlichen Schreibart zu ermuntern, und ändern, wenn es möglich wäre, das Vorurtheil zu benehmen, als ob unsre Sprache zu den Gedanken der Höflichkeit, des Wohlstandes, des Scherzes, und zu andern zarten Empfindungen nicht biegsam und geschmeidig genug sey. Ich halte es für nothwendig, wenn man Briefe in dieser Absicht heraus geben will, daß man solche wähle, die man wirklich an gewisse Personen geschrieben hat; und zwar, ohne daß man daran gedacht, sie jemals in den Druck zu geben. Sie werden im ersten Falle lebhafter, bestimmter, und eben dadurch brauchbarer; im andern Falle freyer, unstudirter, und eben dadurch angenehmer werden. Die gegenwärtigen Briefe haben das Verdienst, an wirkliche Personen, und ohne alle Absicht des Drucks, geschrieben zu seyn. Wollte der Himmel, daß sie auch eben so gewiß das  
größte



### Vorrede.

größte hätten, nämlich, daß sie in ihrer Art gut wären!

So überzeugt ich indessen bin, daß man durch wirklich geschriebne Briefe die Absicht erreichen könne, die ich mir vorgesetzt habe: so finden sich doch verschiedne Ursachen, welche die Ausführung dieser Absicht schwer machen, und die mich die Erfahrung zu meinem Verdruß gelehrt hat. Bald verliert der Leser, bald der Verfasser des Briefs, bald die Person, an die er geschrieben ist; bald verlieren alle drey zugleich, bald noch viele andre Personen, deren darinnen erwähnt wird, wenn man solche Briefe dem Druck überlassen will. Ich habe oft die angenehmsten und natürlichsten Briefe von andern in den Händen gehabt. Ich wünschte in der Hitze, daß sie schon gedruckt seyn möchten; und kaum setzte ich mich an die Stelle der Leser: so sah ich, daß diese so schönen Briefe bald Räthsel, bald Nachrichten waren, an denen man keinen Theil nahm. Der Leser hätte den Verfasser, er hätte diesen und jenen Freund, diesen und jenen Umstand, der oft zehn andre Umstände zu Gefährten hatte, kennen müssen, wenn er alles das Aufgeweckte, das Boshafte in dem Briefe, hätte nothwendig finden und fühlen sollen. Was helfen der Welt dergleichen verschloßne Schönheiten? Wenn es Briefe an eine einzige Person sind: so wird man freylich nach und nach

## Vorrede.

nach mit ihren Umständen bekannt; allein dergleichen Briefe haben für die Leser eine andre Unbequemlichkeit, nämlich das Gleichförmige; und endlich kommen doch noch solche Hausumstände vor, bey denen die Noten, die zu ihrem völligen Verstande nöthig wären, mehr Raum einnehmen würden, als der Text an sich selber.

Doch alles dieses ist noch wenig. Wie viel unschuldige Kleinigkeiten finden sich nicht in Briefen, die man die Welt nicht gern will wissen lassen, und die man sie aus Bescheidenheit auch oft nicht soll wissen lassen, wenn sie uns und andre kennt. Man kann in seinen Briefen, als Freund, als Anverwandter, als Liebhaber, oft sehr lebhaft Dinge sagen, sehr richtige Anspielungen, sehr feine Satyren machen; und eben diese Einfälle, die unter vier oder wenig Augen schön und wohl angebracht waren, verlieren ihren Werth, wenn sie der Welt vorgelegt werden, und den Namen desjenigen an der Stirne führen, der sie niedergeschrieben hat; zumal, wenn er noch lebt. Die Welt denkt alsdann nicht den Freund, nicht den Vertrauten, nicht den Scherzhaften bey dieser oder jener Gelegenheit, wo der Scherz eine Tugend war; nicht den Mann, der sich, indem er schrieb, einmal zerstreuen wollte; der mit seinem besten Freunde, oder mit seiner Freundin, zum Vergnügen redete; der sich

## Vorrede.

mit Fleiß vergaß, und eben daher schön redete; sondern sie denkt den und den Mann, der diese oder jene Bedienung, dieses oder jenes ernsthafte Amt, diese oder jene Jahre hat; sie denkt seine Geschäfte, seine Schriften, seine Freunde, sein Glück oder Unglück dabey. Sein Gedanke verliert alsdann oft, wenn sie den Mann kennt, weil sie Umstände dazu bringt, die sie vergessen sollte. Er verliert aber auch oft von einer andern Seite, wenn sie ihn nicht kennt, weil ihr Umstände verborgen sind, ohne welche der Einfall, wo nicht ganz unverständlich wird, doch wenigstens die Hälfte seiner Anmuth verliert. Man schreibe endlich als ein Gönner, als ein Client, als ein Rathgeber, als ein Dankbarer; es mischen sich stets gewisse Umstände mit ein, die wir nicht wollen bekannt werden lassen. Und wer ist gleichwohl ein getreuerer Verräther, als ein Brief? Streicht man bey dem Drucke solche Umstände weg: so geht es gemeiniglich den Briefen, wie allen wohl verbundenen Dingen, denen man einen Theil entzieht. Sie passen übel zusammen; und wenn dieß nicht ist: so haben sie doch eine Schönheit weniger. Schade genug!

Die Personen, an die man schreibt, und von denen man in den Briefen redet, verursachen in Ansehung des Druckes eben diese Schwierigkeiten. Man darf zuweilen einen gewissen Umstand nicht bekannt machen, oder man kann

## Vorrede.

kann ihn beynahe nicht erklären; und gleichwohl ist oft der ganze Brief, oder sein größtes Verdienst auf diesen Umstand gegründet. Also fallen dergleichen Briefe, wenn man sich zum Drucke entschließt, wieder weg. Ferner giebt es gewisse Briefe, die zwar alle Welt würde lesen dürfen, und wenn sie solche nur lesen möchte, auch würde verstehen können. Aber der Inhalt ist so geringe, so unansehnlich, so persönlich, so familienmäßig, daß man keinen Theil daran nehmen kann. Und so gut dergleichen Briefe in ihrer Art sind; so ist man ihrer vielleicht bey dem dritten schon müde, und niemand verlangt solche Exempel, als diejenigen Leser, die sie am wenigsten zu gebrauchen wissen; das ist, die gar nicht schreiben sollten.

Endlich sind Briefe, als gedruckte Briefe, oft deswegen nicht mehr schön, weil der Leser das besondere Verhältniß, das zwischen mir und der Person ist, an die ich schreibe, nicht weiß, und also die größte Tugend, den Wohlstand des Briefs, nicht wahrnehmen und empfinden kann. Es ist in diesem Falle nicht allemal genug, daß man, zum Exempel, weiß, daß der andre mein Gönner ist. Man sollte das besondere Verhältniß zwischen ihm und mir, man sollte seinen und meinen Charakter, und zwar in diesen oder jenen Umständen und Ausichten wissen, wenn man von der Güte, oder dem Fehler des Briefs, recht vollkommen urtheilen wollte.

Ich

## Vorrede.

Ich habe mich in dieses Schicksal bey dem Drucke der gegenwärtigen Briefe so gut zu schicken gesucht, als es möglich gewesen ist. Ich habe aus vielen nur wenige, nur solche ausgelesen, die nach meinen Gedanken ohne die Gefahr eines Mißverständes gedruckt, ohne Mühe und Dunkelheit gelesen, und ohne ein Tageregister gewisser Hausangelegenheiten verstanden und geprüft werden könnten.

Wenn einige so glücklich sind, dem Leser zu gefallen: so ist er den Dank nicht sowohl mir, als einer guten Freundin, schuldig; nicht deswegen, weil sie mich zum Drucke verführt hat; sondern weil ich diese Briefe ohne sie größten Theils gar nicht haben würde. Sie hatte sonst den kleinen Fehler, daß sie mich gern las, und meinen Urtheilen glaubte. Sie wies mir im Anfange ihre Briefe, und ich versprach ihr, sie die meinigen, so viel ich ihrer schreibe, und so oft es die Zeit erlaubte, wieder lesen zu lassen. Sie hat sie bey dieser Gelegenheit oft abgeschrieben, wenn sie ihr gefallen haben; und die Briefe an sie selbst machen auch keinen geringen Theil von den gegenwärtigen aus.

Da ich in meinem Leben fast keinen Brief concipiret habe, noch so stolz gewesen bin, meine Briefe des Abschreibens werth zu achten: so schien es mir nöthig, diesen historischen Umstand anzuführen. Und da ich zugleich den Leser versichert habe, daß dieses nicht erdichtete,  
noch

## Vorrede.

noch zum Drucke geschriebene Briefe sind: so habe ichs gar für meine Schuldigkeit gehalten, diese Anekdote zu erzählen, und mich lieber einer kleinen Eitelkeit, wenn einmal eins seyn muß, als einer Unwahrheit verdächtig zu machen.

Diejenigen, welchen der Name und die Titulatur an einem Briefe das merkwürdigste sind, werden unzufrieden seyn, daß ich beides die meisten male weggelassen habe. Ich gebe auch gern zu, daß unsre Neubegierde bey gewissen Briefen etwas entbehrt, wenn sie die Namen der Personen, an welche sie geschrieben sind, und ihren Aufenthalt, nicht findet. Allein würde ich nicht diesen, oder jenen, beleidiget haben, wenn ich seinen ganzen Namen hätte hinsetzen wollen? Würde es nicht gelassen haben, als ob ich meine Bekanntschaft mit ihm der ganzen Welt erzählen wollte? Und was die Titulaturen anlangt; wer weiß sie nicht? und in welchem Brieffsteller findet man sie nicht? Ich habe über dieses die Erlaubniß, oder das Recht gehabt, zuweilen nur kurze, zuweilen gar keine, als vertraute Titel, zu gebrauchen. Das letzte wird man leicht aus der Sprache des Briefs selbst schließen können. Ein guter Freund, dem ich diese Briefe zeigte, fragte mich, ob man den vertraulichen Scherz nicht übel auslegen würde, der dann und wann darinnen vorkäme. Ich habe ihm geantwortet,

\*\*

tet,

### Vorrede.

tet, die Welt aus unsern Zeiten wäre viel zu fein und zu gerecht, als daß man sie erst erinnern müßte, aus welchem Gesichtspunkte ein Scherz zu beurtheilen, oder zu vergeben wäre. Gesezt, daß diese Antwort nicht durchgängig hinreichend seyn sollte: so ist sie doch der Ehrerbietung und dem Vertrauen, das ein jeder Scribent der Welt schuldig ist, vollkommen gemäß.

Die Gedanken von Briefen habe ich blos jungen Leuten zum Dienste niedergeschrieben. Es ist wahr, daß in der Schreibart auch die besten Regeln immer noch eine unzulängliche Landkarte sind; aber es läßt sich doch mit einer unvollkommenen Karte besser reisen, als mit gar keiner; und was ist zu thun, wenn keine zulängliche möglich ist? Ich hoffe auch gar nicht, daß meine Leser stets mit meiner Meynung übereinstimmen werden. Nein! Es geht mit unsern Urtheilen, spricht Pope, wie mit unsern Uhren. Keine geht mit der andern vollkommen gleich, und jeder glaubt doch der seinigen:

'Tis with our Judgments as our Watches, none  
Go just alike, yet each believes his own.

Ich weis nichts mehr zu sagen, als daß ich vielleicht schon zu viel gesagt habe.  
Leipzig, im Aprilmonate 1751.

Praktis



Praktische Abhandlung  
von dem  
guten Geschmack  
in Briefen.



Man braucht keine große Mühe, wenn man das Schöne und Schlechte in einem Briefe erklären, und noch weniger, wenn man es kennen lernen will. Man darf nur die Natur und Absicht eines Briefs zu Rathe ziehen, und einige Grundsätze der Beredsamkeit zu Hülfe nehmen: so wird man sich die nöthigsten Regeln, welche die Briefe fordern, leicht entwerfen können. Wenn man sich endlich gute Beyspiele vorleat, untersucht, warum sie schön sind, und sich bemüht, das Schöne davon recht zu empfinden: so wird man nicht allein seine Regeln vollständiger, sondern auch seinen Geschmack im Schreiben gewisser machen. Kennt man einmal das Schöne an einer Sache: so ist es sehr



sehr leicht, die Fehler wahrzunehmen. Unsere Empfindung sagt sie uns, und ein geschwindes Urtheil des Verstandes, das sich auf die allgemeine Regel des Schönen und Wahren gründet, mengt sich in unsere Empfindung, ohne daß wir es allemal wissen. Wir wollen uns dieser Methode bedienen, und jungen Leuten die Tugenden und Fehler der Schreibart in Briefen, aus der Natur und Absicht der Briefe und aus einigen Regeln der Beredsamkeit, aussuchen helfen. Man wird es uns daher vergeben, wenn wir zuweilen eine Stelle aus dem Cicero, Quintilian, oder aus einem neuern Scribenten im Vorbeygeh'n anführen werden.

Das erste, was uns bey einem Briefe einfällt, ist dieses, daß er die Stelle eines Gesprächs vertritt. Dieser Begriff ist vielleicht der sicherste. Ein Brief ist kein ordentliches Gespräch; es wird also in einem Briefe nicht alles erlaubt seyn, was im Umgange erlaubt ist. Aber er vertritt doch die Stelle einer mündlichen Rede, und deswegen muß er sich der Art zu denken und zu reden, die in Gesprächen herrscht, mehr nähern, als einer sorgfältigen und gepuzten Schreibart \*. Er ist eine freye Nachahmung des guten Gesprächs. Wenn ich, zum Exempel, an einen großen Herrn schreibe, und ihn um etwas bitte: so kann und darf ich zwar nicht ganz so reden, als wenn ich vor ihm stünde. Allein man fasse einmal diese Bitte in einer prächtigen, oder in einer kanzleyförmigen Schreibart ab:

\* Qualis sermo meus esset, quae nihil habeant accersitum, si una sederemus, aut ambularem, nec fictum. Seneca ad Lucii epist. LXXV.  
tales esse epistoles meas volo,

ab: so werden tausend Leute sagen, daß der Brief nicht natürlich ist, und bald mit der Antwort fertig seyn, daß man im gemeinen Leben nicht so zu reden pflege. Der Anfang von diesem Brief mag so heißen:

Gnädiger Herr,

Nachdem ich in Erfahrung gebracht habe, daß Ew. Hochwohlgebohrnen eines Sekretairs bedürftig sind, und ich mich zu sothaner Bedienung seit vielen verflossenen Jahren auf Schulen und Akademien bestmöglichst geschickt gemacht habe zc.

Ein Frauenzimmer von gesundem Geschmacke, die aber gar nicht mit den Regeln der Kunst bekannt ist, wird das Unnatürliche in diesem Briefe leicht fühlen. Man redet nicht so, das wird ihre Critik seyn. Und was ist wahrer? Wenn verbindet man zweien leicht zu verstehende Sätze durch ein Nachdem und So? Die Schreibart wird strohend. Wenn sagt man im gemeinen Leben: Nachdem ich heute viernal vergebens bey Ihnen gewesen bin, so will ich mir die Freyheit nehmen, . . . Die Redensart, in Erfahrung bringen, ist der Sache gar nicht gemäß. Sie bringt uns auf die Gedanken, daß sehr mühsame Nachforschungen dazu gehört haben. Sollte man nach einem solchen Eingange nicht die wichtigsten Entdeckungen vermuthen? Und es ist weiter nichts, als daß der Herr einen Sekretär braucht. Wer wird zu einem großen Herrn sagen: Sie sind eines Sekretairs bedürftig. Das Wort, bedürftig, ist ungebrauchlich, und erweckt einen widrigen Begriff, weil es dem großen Herrn die Unentbehrlichkeit einer solchen Person vorrückt, als der Verfasser des Briefs zu seyn glaubt, und ihn zum voraus von seinem Werthe zu

benachrichtigen scheint. Sothane Bedienung; dieses Beywort hört man in Gesprächen nicht. Seit vielen verfloßnen Jahren auf Schulen und Akademien bestmöglichst zc. Verfloßen ist überflüssig; bestmöglichst ist durchaus fremd. Man kann also dadurch, daß man sich an die Sprache des gemeinen Lebens erinnert, die Schreibart in Briefen schon ziemlich bestimmen. Man kann dadurch wissen, wie man reden soll, wenn man vertraulich, wenn man scherzhaft, wenn man ernsthaft, wenn man ehrerbietig und mitleidig schreiben will.

Allein wer sieht nicht, daß wir im Brieffschreiben in viele Fehler verfallen würden, wenn wir ohne Unterscheid die Sprache des Umgangs nachahmen wollten? Unsre Schreibart würde oft sehr unverständlich und schmutzig, oder gezwungen, platt, weicläufig und gemein werden, wenn wir ohne Ausnahme von bürgerlichen und häuslichen Angelegenheiten in Briefen so reden wollten, wie die Niedrigen, oder die Vornehmen, im gemeinen Leben davon zu sprechen pflegen. Hier geht also der Brief von dem Gespräche ab. Was seiner Natur nach, in der Art zu denken und sich auszudrücken, unrichtig, müßig, ekelhaft ist, das wird dadurch in einem Briefe nicht gerechtfertiget, weil es im gemeinen Leben oft gehört wird. Gesittete und geschickte Leute enthalten sich auch solcher Dinge schon im Umgange, und noch mehr wird man dieses im Schreiben zu beobachten verbunden seyn. Dem ungeachtet bleibt es dabey, daß der Scribent seine Worte aus den gesellschaftlichen Reden entlehnt. Allein es verändern sich bey den Briefen gewisse Umstände. Man hat mehr Zeit, wenn man schreibt, als wenn man spricht. Man kann also, ohne Gefahr  
un

unnatürlich zu werden, etwas sorgfältiger in der Wahl seiner Gedanken und Worte, in der Wendung und Verbindung derselben seyn. Was geschrieben ist, wird genauer bemerkt, als was man bloß hört; man muß sich daher um desto mehr hüten, durch seine Briefe keinen Ekel zu erwecken. Dieses kann nicht besser geschehen, als wenn man das Gemeine, das Alltägliche vermeidet, das am ersten in der Rede beschwerlich wird, und wenn man sich so wohl von dem Altfränkischen als von dem Neumodischen in der Sprache gleich weit entfernt \*. Man bedient sich im Schreiben der Worte \*\*, die in der Welt üblich sind. Allein durch die Art, wie man sie braucht, durch die Stellung und Verbindung, die man ihnen giebt, entzieht man dem Ausdrucke das Gemeine, und giebt ihm eine gewisse Zierlichkeit, die so natürlich läßt, daß jeder glaubt, er würde eben so von der Sache gesprochen haben, weil er seine Worte hört. Man redt daher nicht ohne Ausnahme so in Briefen, wie andre im Umgange sprechen. Man ahmet vielmehr ihre Sprache geschickt nach. Ich will dieses durch ein kleines Exempel erläutern. Es giebt in der Sprache des Umgangs Formeln, Glück zu wünschen, oder sein Beileid zu bezeigen, die sehr gebräuchlich sind,

U 3

und

\* Ergo, vt nouorum optima (verba) erunt maxime vetera, ita veterum maxime noua. *Quinct.* L. I. c. 6.

\*\* Non sunt alia sermonis, alia contentionis verba: neque ex alio genere ad vsum quonidianum, alio ad scenam

pompamque sumuntur: sed ea nos cum iacencia sustulimus e medio, sicut mollissimam ceram ad nostrum arbitrium formamus, & fingimus. *Cicer.* de Orat. L. III. pag. 500, edit. *Alzani.*

## 6 Von dem guten Geschmacke

und in denen man die Leute sprechen lassen muß, wenn man sie in einer Schrift redend einführen, und das Natürliche beobachten will. Allein anstatt, daß dergleichen Formeln in Briefen natürlich lassen sollten: so werden sie vielmehr beschwerlich, wenn man sie von Wort zu Wort in die Briefe überträgt, und ihnen nicht durch einen veränderten Ausdruck eine neuere Gestalt zu geben sucht. Ich finde z. E. in einem Briefe diese Stelle; „Indessen hoffe ich, Sie werden versichert seyn, daß ich an Ihrem Glücke das größte Theil nehme, und von Herzen wünsche, daß Sie nebst Ihrer Frau Gemahlinn alles erspriefliche Vergnügen und Wohlergehen bis in die spätesten Zeiten genießen mögen.“ Dieser Wunsch ist eine Formel, die man tausendmal gehört hat; aber läßt sie darum in einem Briefe natürlich, weil sie im Reden gewöhnlich ist? Nein, sie ist für den Brief zu gemein. Wenn ich schreibe, so thue ich nur, als wenn ich redete, und ich muß das Natürliche nicht bis zum Ekelfaften treiben. Man sage hingegen: „Sie können versichert seyn, daß mich Ihr Glück von Herzen vergnügt, und daß ich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlinn die größte und dauerhafteste Zufriedenheit in Ihrer Ehe wünsche.“ Auf diese Art wird dem Wunsche das Gemeine benommen. Er ist nicht mehr in den ordentlichen Worten des Gesprächs abgefaßt; allein die Worte sind doch einzeln, ja selbst in ihrer Verbindung, üblich. Ihre Stellung scheint fremder zu seyn, als die erste; aber sie ist dem Sprachgebrauche, welchen man in der Wortfügung niemals aus den Augen lassen muß, immer noch gemäß, ja der ganze Period ist dadurch kürzer und gefügiger geworden, als der erste. Die Worte und Redensarten eines Briefs muß

müssen also im gemeinen Leben nicht ungewöhnlich, obgleich nicht die gewöhnlichsten, sie müssen gebräuchlich, aber auch gut und richtig, und nicht allein einzeln, sondern auch im Zusammenhange, üblich seyn. Wer Briefe schön schreiben will, muß nicht so wohl schreiben, wie ein jeder im gemeinen Leben reden, sondern wie eine Person im Umgange ohne Zwang sprechen würde, welche die Wohlredenheit völlig in ihrer Gewalt hätte, welche schön redete, ohne daß die Ausdrücke sich von den Ausdrücken anderer so weit entfernten, daß der Unterschied dem Ohre gleich merklich würde.

Um die Schreibart der Briefe noch genauer zu bestimmen, und die Fehler zu vermeiden, die aus einer unbehutsamen Nachahmung des Gesprächs sich in die Briefe einschleichen können, muß man ferner auf den Inhalt der Briefe Achtung geben. Wer weiß nicht, daß die Schreibart von den Sachen abhängt, und daß sie nur in so weit schön ist, als sie sich zu den Dingen schickt, welche sie vorträgt? Die meisten Briefe sind Verzeichnisse von besondern Angelegenheiten des gemeinen Lebens. Wir berichten dem andern etwas, wir bitten ihn um etwas, wir danken ihm für etwas, das seine Deutlichkeit schon bey sich führt, so bald es in üblichen und verständlichen Worten vorgetragen wird.

Wenn wir in einer geschmückten oder prächtigen Sprache von einer geringen und gemeinen Sache reden: so hat der Ausdruck kein Verhältniß, er wird unnatürlich oder abentheuerlich. Was von den Worten gilt, gilt auch von den Gedanken. Diese werden von den Sachen erzeugt. Eine bekannte oder gewöhnliche Sache, die nur erzählt, und nicht ausge-

## 8 Von dem guten Geschmacke

führt werden will, kann mich unmöglich mit großen, oder mit vielen sinnreichen Gedanken erfüllen. Ich will dadurch nicht sagen, daß man in seinen Briefen schläfrig denken müsse, daß man allen feinen und schönen Gedanken den Zugang verwehren müsse. Nein, man soll sich nur hüten, daß man sie nicht vom weiten herholt, und mit Gewalt in seine Materie hinein zwingt. Endlich ist es nicht genug, wenn die Einfälle nicht gesucht sind, man muß sie auch mit Bescheidenheit und Sparsamkeit anbringen. Ein Brief soll eben nicht einem armseligen Zimmer gleichen, das an allen Wänden leer ist; aber er muß auch kein pralendes Duszimmer seyn, darinnen man eine Menge von Kostbarkeiten zur Schau ausgesetzt, die vielleicht an zehn andre Orte gehören, und welche die Aufmerksamkeit ermüden, an statt, daß sie dieselbe bequem sättigen sollten. Gesuchte Gedanken, spitzfindige Einfälle, denen man die Mühe ansieht, die sie den Verfasser gekostet haben, oder die Freude, die er nach ihrer Geburt empfunden, mißfallen eben so sehr, als ungekünstelte und doch selne Gedanken in Briefen gefallen. Es giebt gewisse Gesichter, die gar nicht blendend sind, die keine große Schönheit ankündigen, und die doch durch eine gute Mine uns stark einnehmen, und lange rühren. So giebt es auch gewisse Gedanken, die eben nicht eine große Verwunderung erwecken, wenn man sie sieht; die aber durch eine gewisse unschuldige, oder schalkhafte, durch eine treuherzige, durch eine verschämte, durch eine muntre und nachlässige Mine gefallen. Mit diesen kann man seinen Brief wohl auspuken. Sie zerstreuen die Aufmerksamkeit nicht, und ermüden sie auch nicht; sie unterhalten sie nur. Sie entfernen sich gleich weit  
von

von den ganz starken, und von den ganz leeren Gedanken. Sie bieten sich an, oder lassen sich doch, wie die Weilschen unter den Blättern, gern finden. Wir müssen daraus nicht schliessen, daß dieses allemal die besten Gedanken in Briefen sind, die uns am ersten bey der Sache einfallen. Zuweilen kostet eben das Leichte, das Natürlichste in einem Gedanken, das sich bey seiner Zubereitung nicht gleich geben will, die meiste Mühe, und gefällt doch dem Leser am Ende aus dem Grunde, weil es keine Mühe gekostet zu haben scheint. Man hat alle Arbeit, alle Kunst versteckt. Man hat den Gedanken mit dem Vorhergehenden oder Nachfolgenden so zusammen gefügt, daß man glaubet, er gehöre nothwendig da hinein.

Ich muß bey dieser Gelegenheit erinnern, daß es eine Schreibart giebt, die nicht gefällt, weil sie, wenn ich also sagen darf, zu natürlich ist. Sie hat wie das Wasser gar keinen Geschmack. Ich meyne die Schreibart, die zwar aus sehr leichten, aber auch sehr leeren, Worten und Gedanken besteht. So wenig man in einem Briefe gefällt, wenn man es merken läßt, daß man geistreich seyn will: eben so wenig gefällt man auch ohne Geist. Der Leser vergnügt sich nicht bloß deswegen an mir, weil ich leicht und bald zu verstehen bin, ich mag ihm etwas so gemeines sagen, als ich will; nein, weil ich ihm etwas Gutes um einen wohlfeilen Preis, auf eine leichte Art sage. Er glaubt, weil ihm die Schreibart keine Mühe macht, indem sie ihm gefällt, daß sie mir auch keine gemacht habe, und dieß flößt ihm eine gewisse Hochachtung gegen mich ein, daß ich so glücklich bin, ohne Mühe so fein von einer Sache zu reden. Dieses schreibt sich vermuthlich von unsrer Begierde zur Bequemlichkeit her. Und bey



dieser Gelegenheit mengt sich unsre Eigenliebe heimlich in das Spiel, und heredt uns, weil alles so leicht und natürlich ist, daß wir selbst eben so gedacht und geredt haben würden, oder daß wir es dem Verfasser doch gleich thun könnten, so bald wir nur wollten. Ich will das, was ich von der unnatürlichen und gar zu natürlichen Schreibart der Briefe gesagt habe, durch einige Beispiele zu erläutern suchen, und auch die wahre natürliche an einem Exempel zeigen. Solche Beispiele mit Anmerkungen lehren mehr, als alle Regeln. Ein Exempel von der unnatürlichen Schreibart wollen wir aus Neukirchs galanten Briefen nehmen, die man jungen Leuten zum Unglücke immer, als Muster \* guter Briefe, angepriesen hat. Es ist ein Dankfagungsschreib

\* Man sehe die Vorrede zur siebenten Auflage des Junferischen Briefftellers. Nichts, spricht der Verfasser, war diesem Werkchen nöthiger, als ein Vorrath guter Muster, die jungen Leuten zur Aufmunterung in der Schreibart dienen könnten. Nun hat es in dieser Art nicht leicht jemand diesem berühmten Scribenten (Neukirchen) gleich gethan; das macht, er hat diese wenige Stücke nicht den Buchhändler vor Geld alphabetweise hingeschmiert; sondern sie wirklich in solchen Umständen, als darinnen vorkommen, an wahrhafte Personen abgelassen. So wird auch in der Vorrede zu des le Pays übersetzten

Briefen behauptet, daß man durch nichts besser, als durch die Neukirchischen Briefe, behaupten könne, daß es den Deutschen an aufgeweckten Köpfen und Vätern einer lebhaften, sinnreichen und bändigen Schreibart so wenig, als den Franzosen, fehle. • • Damit meine Leser nicht denken, daß ich bloß aus Begierde zu widersprechen, so nachtheilig von Neukirchs galanten Briefen urtheile: so bitte ich sie, diese Briefe selbst zu lesen. Ich weiß wohl, daß sie von grossen Männern sind gelobt worden; allein ich zweifle, daß diese Männer sie alle gelesen haben. Vielleicht hat sie der Name verführt.

schreiben an den Herrn von Rauter. Neukirch redt mit einem vornehmen Hofmanne, mit seinem grossen Gönner und Wohlthäter. Er sollte also die gefezte und ernsthafte Sprache der Dankbarkeit und Ehrerbietung reden. Ein Client, der mit seinem Gönner spricht, kann seine Gnade zwar loben; aber er muß es bescheiden thun, und die Lobsprüche nicht übertreiben. Er soll ihm die Empfindung der Dankbarkeit auf eine lebhafteste Art zu erkennen geben; aber er soll sie nicht auf das Possierliche und Abentheuerliche treiben. Der Brief heist so:

Hochwohlgebohrner Herr, zc.

Wann ich so verschwenderisch mit Worten, als Ew. Excellenz mit Wohlthaten wäre, so würde ich schon nichts mehr haben, womit ich mich für Dero heutige Gnade bedanken könnte. Allein Sie werden dadurch nichts ärmer: denn Sie haben alle Augenblicke neues Vermögen, mir Gutes zu thun; da ich hergegen oft acht Tage sinne, ehe ich nur eine Redensart finde, welche sich entweder zu Beschreibung Dero grossen Gemüths, oder zu Ausbildung meiner unterthänigsten Erkenntlichkeit schickt. Ich habe mir zwar vielmal fürgenommen, meine Gedanken auf einmal auszuschütten, und alles, was ich von Ew. Excellenz bishero empfangen, in eine einzige Lobschrift zu fassen: Aber nachdem ich den ganzen Plinius gelesen, und alle Schmeichelgedichte der alten und heutigen Poeten durchstankert, so habe ich allererst gesehen, daß Ew. Excellenz Ihres gleichen noch nicht gehabt, und daß Dero neue und ungemeyne Gemüthsart, auch neue und ungemeyne Formeln erfordert. Nun wollte ich mich auch hierum wohl bemühen: Allein ich fürchte, je mehr ich sage, je mehr werde es die Welt  
für

für Lügen halten; weil sie doch unmöglich glauben kann, daß Ew. Excellenz dieses alles an einem einzigen, und zwar fremden, Menschen erwiesen. Ich thue also viel vernünftiger, wenn ich schweige. Ew. Excellenz kennen mein Herz, und finden alle Buchstaben darinnen, welche zu einer Rede vonnöthen seyn. Sie machen sich ihr Loblied selber, und seyn zufrieden, daß ich mit unzerthänigstem Respect bewundere, was ich doch nicht anders vergelten kann, als daß ich mich nenne

Ew. Excellenz

unterthänigen und gehorsamsten  
Knecht.

Wir wollen diesen Brief stückweise durchgehen, und ihn so wohl in Ansehung des Ausdrucks, als der Gedanken und der ganzen Einrichtung, beurtheilen: „Wenn ich so verschwenderisch mit Worten, als Ew. Excellenz mit Wohlthaten wäre, so würde ich schon nichts mehr haben, womit ich mich für Dero heutige Gnade bedanken könnte.“ Wenn dieser Gedanke auch nicht unter diejenigen Spitzfindigkeiten gehörte, welche anfangs mit der Mine des Witzes schmelzeln, und wenn man sie untersucht, zum Lachen bewegen\*: so würde er doch des Ausdrucks wegen verwerflich seyn. Welche Klugheit, einem grossen Herrn zu sagen, daß er mit seinen Wohlthaten verschwenderisch ist! Ist das die bedachtsame Sprache eines Klienten? Und wenn nun auch Neukirch so verschwenderisch mit Worten wäre, als sein Gönner, nach seiner Meynung, mit Wohlthaten

\* *Minimis etiam inuenti- ingenii blandiantur. Quintil.*  
aneulis gaudent, quæ excusae VIII, 2  
risum habent, inuentas facis

ten ist, würde er sich denn deswegen heute nicht mehr bedanken können? Kann man denn die Worte nicht wieder gebrauchen, die man einmal gebraucht hat? Kann man sich nicht mehr bedanken, wenn man sich zwanzigmal bedankt hat? Kein Gedanke ist natürlich, der im Grunde falsch ist. Neukirch begehet noch einen Fehler. Indem er den Gegensatz von der Verschwendung mit Worten und Wohlthaten macht: so sagt er nicht allein dem Herrn von Rauter eine Grobheit, sondern er lobt sich auch selbst, daß er hausbältiger auf seiner Seite ist. Er fährt fort: „Allein Sie werden dadurch nichts ärmer: denn sie haben alle Augenblicke neues Vermögen, mir Gutes zu thun; da ich hergegen oft acht Tage sinne, ehe ich nur eine Redensart finde, welche sich entweder zu Beschreibung Desoro grossen Gemüths, oder zu Ausbildung meiner unsterthänigsten Erkenntlichkeit schickt.“ Man sieht nicht, wie das Allein hier bindet. Der ganze Period soll eine Erklärung des Vorhergehenden seyn, und zugleich eine Rechtfertigung. Sie werden dadurch nichts ärmer. Das dadurch ist undeutlich. Man muß grossen Herren nichts von arm werden vorsagen. Wenn der Herr von Rauter alle Augenblicke neues Vermögen hat, Neukirchen Gutes zu thun, welches doch eine schreckliche Hyperbole ist: so verringert Neukirch eben dadurch die Großmuth seines Gönners. Das ist ja eben nichts grosses, wenn ich nichts thue, als daß ich mich des Vermögens, wohl zu thun, entschütze, das mir alle Augenblicke zufließt. Allein Neukirch brauchte die Augenblicke, um sie den Tagen entgegen zu setzen: da ich hergegen oft acht Tage sinne, ehe ich nur eine Redensart finde, welche u. s. w. Ein jeder frage sich selbst, ob er, ohne roth zu werden, dieses

Dieses

dieses zu seinem Gönner sagen könnte. Ein Tag zu einer Redensart, das wäre schon ausschweifend; aber acht Tage, das ist gar nicht auszustehen. Der Herr von Rauter hätte dieses Bekenntnisses wegen Neufirichen seine Gnade entziehen sollen. Einem Klienten, der acht Tage sinnieren muß, ehe er zur Beschreibung meines grossen Gemüths, und zur Ausbildung seiner unterthänigsten Erkenntlichkeit eine Redensart finden kann, dem gebe ich nichts mehr. Ich fürchtete mich, daß ichs zu verantworten hätte, wenn er um meinetwillen ferner die Zeit verderbte. Doch der Verfasser will dadurch sagen, daß es sehr schwer ist, den Herrn von Rauter würdig zu loben. Das kann seyn; aber er hat es sehr unnatürlich gesagt. Er macht sich zu einem armseligen Pedanten, um die Großmuth des Gönners unbeschreiblich zu machen. Ueber einem Lobgedichte acht Tage zubringen; das ist keine Schande. Aber sich von einem Manne müssen loben lassen, der acht Tage Zeit zu einem Ausdrücke braucht, das ist wirklich eine. Die Ausbildung der Erkenntlichkeit, ist eine gesuchte und undeutliche Redensart. Was heißt seine Erkenntlichkeit ausbilden? Sie vollständiger und vollkommener in seinem eignen Herzen machen, nicht aber sie durch Worte zu erkennen geben. „Ich habe mir zwar vielmal fürgenommen, meine Gedanken auf einmal auszuschütten:“ das ist sehr unverschämt mit dem Herrn von Rauter gesprochen. Ausgeschüttete Gedanken sind kein grosses Geschenk. Der Lobspruch, der unmittelbar folgt, ist die größte Beleidigung für einen bescheidenen Mann. Einem gerade zu unter die Augen sagen, daß seines gleichen noch nicht in der Welt gewesen ist, und zwar von der Seite des guten Herzens her; das ist etwas schreckliches.

liches. Ein Client verräth bey einem solchen Macht-  
 spruche einen erstaunenden Stolz. Er rühmt sich  
 gleichsam, die Verdienste aller andern so genau zu ken-  
 nen, daß er den Ausspruch thun kann, wer der größte  
 sey. Gesezt, daß er nach seinen Gedanken Recht hät-  
 te: so muß ers doch mit Bescheidenheit sagen. Er  
 sezt sonst zum voraus, daß sich sein Gönner gern loben  
 läßt; und das ist doch eben keine Schmeicheley. End-  
 lich kann der Gönner auf so einen Lobspruch, wenn er  
 auch aufrichtig wäre, doch nicht stolz werden. Wer  
 macht ihm denn den Lobspruch? Ein Mensch, der von  
 seinen Wohlthaten eingenommen, der eben deswegen  
 schon partheyisch ist, der sich neue Gunstbezeigungen  
 erkauften will, und der sich endlich aus Bescheidenheit  
 das Recht nicht anmassen sollte, die Verdienste seines  
 Gönners mit so großem Geräusche zu bestimmen.  
 „Aber nachdem ich den ganzen Plinius gelesen, und  
 „alle Schmeichelgedichte der alten und heutigen  
 „Poeten durchstankert, so habe ich allererst gesehen,  
 „daß Ew. Excellenz Ihres gleichen noch nicht gehabt,  
 „und daß Dero neue und ungemeyne Gemüthsart,  
 „auch neue und ungemeyne Formeln erfordert.“  
 Die ganze Stelle ist wunderbar. Was heißt der  
 ganze Plinius? Vermuthlich seine Lobrede auf  
 den Trajan. Also ist ein Trajan nichts gegen den Herrn  
 von Rauter? Er hat alle Schmeichelgedichte durch-  
 stankert. Durchstankern ist ein unflätiges Wort.  
 Und warum Schmeichelgedichte? Hat er denn seinem  
 Gönner auch Schmeichelen sagen wollen? Ihres  
 gleichen ist ein zu vertraulicher Ausdruck. Wer sagt  
 im Ernste, der Mann hat eine ganz neue Gemüths-  
 art? Und warum erfordert seine neue und ungemeyne  
 Gemüthsart blos neue und ungemeyne Formeln?  
 Scheint es doch, als wenn der Verfasser die For-  
 meln

meln und Redensarten für nöthiger zu einer Lobrede hielte, als die Gedanken. Um sich von dem Unnatürlichen dieser Sprache zu überzeugen: so mache man aus dieser Stelle ein Compliment. Wenn ich zu einem grossen Herrn ins Zimmer träte, und anflänge: Gnädiger Herr, Sie haben mir eine neue und ungeweine Wohlthat erwiesen, die auch neue und ungeweine Formeln erfordert u. s. w. würde er nicht glauben, daß ich mich für seine Wohlthat betrunken hätte?

„Nun wollte ich mich auch hierum wohl bemühen; allein ich fürchte, je mehr ich sage, je mehr werde es die Welt für Lügen halten, weil sie doch unmöglich glauben kann, daß Ew. Excell. dieses alles an einem einzigen, und zwar fremden, Menschen erwiesen.“

Hier ist erstlich der Zusammenhang dieses Perioden und des vorigen unnatürlich. Er hat von der neuen und ungeweinen Gemüthsart des Bönners geredet. Nun sagt er, die Welt würde das Lob derselben für Lügen halten. Warum? weil sie nicht würde glauben können, daß er alle diese Wohlthaten einer einzigen Person erwiesen. Man erwartet natürlicher Weise ganz was anders. Er redt ist von seiner Dankbarkeit, und unmittelbar zuvor war die Rede von den Kauterischen Verdiensten. Besteht denn das ganze Verdienst, warum der Herr von Kauter besser ist, als alle übrige Sterblichen, bloß darinnen, daß er Neukirchen viele Wohlthaten erwiesen hat? Er gesteht, daß er sich endlich wohl um Formeln bemühen wollte. Warum um Formeln? Mit dem Worte Lügen muß man grosse Herren verschonen. Er fährt fort: „Ich thue also viel vernünftiger, wenn ich schweige.“ Ist dieses nicht der schönste Gedanke in dem Briefe, so ist es doch der wahrste. „Ew Excellenz kennen mein

„Herr

„Herz, und finden alle Buchstaben darinnen, welche zu  
 „einer Rede vonnöthen seyn. Sie machen sich ihr Lob-  
 „lied selber, und seyn zufrieden, daß ich mit unterthä-  
 „nigstem Respecte bewundre, was ich doch nicht an-  
 „ders vergelten kann, als daß ich mich nenne Ew.  
 „Excell. unterthänigen und gehorsamsten Knecht.“  
 Nachdem der Verfasser in dem ganzen Briefe mit sei-  
 nem Gönner pedantisch complimentirt hat, so wird er  
 am Ende auf einmal vertraut mit ihm. Der Herr von  
 Raute kennt sein Herz, und findet alle Buchstaben  
 darinnen, welche zu einer Rede nöthig sind. Es ist  
 beynah unmöglich, daß einem bey dem Herzen nicht  
 der Schriftkasten, und der Herr von Raute, als ein  
 Seker, einfallen sollte, der sich sein Loblied selber  
 macht. Erst hat er nur von Worten, Redensarten  
 und Formeln geredt, jetzt treibt er die Bescheidenheit  
 noch höher, und spricht, daß nur die bloßen Buch-  
 staben zu einer Rede in seinem Herzen fertig liegen.  
 Wenn dieses kein falscher Gedanke ist, so muß gar kei-  
 ner möglich seyn. Was sind Buchstaben im Herzen?  
 Wie kann man sie sehen? Soll der Gedanke einen  
 Verstand haben, so muß er so viel heißen: Sie kennen  
 mein Herz, und wissen, daß ich alle die Empfindungen  
 habe, die zu einer aufrichtigen Dankagung, nicht aber  
 zu einer Rede überhaupt, nöthig sind. Auf diese Art  
 beziehet sich der Gedanke nur auf die Dankagung, und  
 nicht auf die Lobrede, und er will doch auf beides an-  
 spielen. Sie machen sich ihr Loblied selber; eine  
 grobe Schmeicheley! „Und seyn zufrieden, daß ich mit  
 „unterthänigstem Respecte bewundre, was ich doch nicht  
 „anders vergelten kann, als daß ich mich nenne zc.“ Der  
 Schluß ist eben so spitzfindig, wie der Anfang. Ver-  
 gilt er dadurch die Wohlthaten, daß er sich des Herrn

B

von



von Rauters Knecht nennt? Wären sie vergolten, wenn sie Neukirch in einem Gedichte gelobt hätte? Der ganze Brief ist unnatürlich. Die Gedanken sind frohlig, kindisch und falsch. Der Zusammenhang, oder die Art, wie er von einem auf das andre kömmt, ist gezwungen. Der Ausdruck ist niedrig, schmutzig und undeutlich. Die meisten von den neukirchischen galanten Briefen können zu Mustern dienen, wie ein Brief nicht beschaffen seyn muß, wenn er natürlich seyn soll.

Der erste Begriff, den wir mit dem Natürlichen, ins besondere in Briefen, zu verbinden pflegen, ist das Leichte; dieses entsteht aus der Richtigkeit und Klarheit der Gedanken, und aus der Deutlichkeit des Ausdrucks\*. Allein ich habe schon erinnert, daß dieses nicht

\* Man schreibt, damit man verstanden werde, und nicht allein, damit man verstanden werde, sondern daß uns der Leser auch gewiß, bald, und ganz, verstehe. Man muß also alles vermeiden, was der Deutlichkeit der Schreibart schaden kann; unverständliche oder verlegne Worte, oder solche Worte, die zwar gebräuchlich sind, denen wir aber andre Begriffe geben, als sie im gemeinen Leben haben, oder die sonst zweydeutig sind; unrichtige Wortfügungen, weitschweifige und ungeheure Perioden, oder gar zu oft und zur Unzeit abgerissne Sätze. Cicero lehrt uns dieses im

dritten Buche vom Redner: Neque vero in illo -- diutius commoremur, vt disputemus, quibus rebus assequi possimus, vt ea, quae dicamus, intelligantur: Latine scilicet dicendo, verbis vsuatis, ac proprie demonstrantibus ea, quae significari ac declarari volumus, sine ambiguo verbo aut sermone, non nimis longa continuatione verborum . . . non discerptis sententiis, non praeposteris temporibus, non confusis personis, non perturbato ordine. Die Worte und Wortfügungen können endlich gut und richtig seyn, und man kann doch noch in seinem Vortrage dunkel und räthselhaft werden, wenn

nicht genug ist. Wenn das bloße Verständliche und Deutliche, in so weit es dem Dunkeln und dem Schwülstigen entgegen gesetzt ist, eine Schreibart schön machte: so wäre nichts leichter, als gute Briefe zu schreiben. Wer wird von gewöhnlichen Dingen nicht deutlich und verständlich schreiben können? Doch deswegen, weil einer keine Fehler in seiner Sprache begeht, schreibt er noch nicht schön. Und niemand wird einen darum loben, weil er so geredt hat, daß die Anwesenden seine Meynung haben verstehen können; sondern man verachtet den, der es nicht thun kann\*. Der Hauptbegriff von dem Natürlichen ist, daß sich die Vorstellungen genau zur Sache, und die Worte genau zu den Vorstellungen schicken müssen. Man muß endlich das Natürliche nicht bloß in Worten und in den einzelnen Gedanken

B 2

danken

wenn man zu viel oder zu wenig Worte macht; gewisse Umstände verschweigt, die zur Sache gehören, oder alle Kleinigkeiten berührt; nichts das erste, nichts das andre seyn läßt, oder bald von diesem, bald von jenem redet. Diese Fehler im Schreiben zu vermeiden, wird eine gewisse Übung erfordert. Man findet oft Leute, die mündlich eine Sache ganz deutlich vortragen, und die undeutlich werden, so bald sie das von schreiben. Im Reden waren sie unbesorgt, und sich selbst überlassen, darum glückte es ihnen. Im Schreiben geben sie auf sich Achtung, und weil sie besser schreiben wollen,

als sie reden, und aus einem Mangel der Übung ungewiß in der Wahl des Ausdrucks sind: so verfallen sie in das Weitläufige, und werden undeutlich, weil sie alles umschreiben, und kostbar sagen wollen. Est etiam in quibusdam turba inanium verborum, qui, dum communem loquendi formam reformidant, ducti specie nitosis, circumeunt omnia copiosa loquacitate, quae dicere volunt. Quint VIII. 2.

\* Nemo extulit eum verbis, qui ita dixisset, ut, qui adessent, intelligerent, quid diceret, sed contempsit eum, qui minus id facere potuisset. Cicero, de Orat. L. III. p. 463, ed. cit.

danken eines Briefs, sondern in dem Ganzen, in dem Zusammenhange der Gedanken unter einander, suchen. Wenn die Gedanken aus einander herzufließen scheinen; wenn keiner fehlt, der zum Verstande nöthig ist; wenn keiner da steht, der zu nichts dienet, der entweder dem andern kein Licht mittheilet, oder ihn nur verdunkelt, oder der zwar schlußweise zusammenhängt, den wir aber leicht selber denken können, und deswegen in der Reihe auszulassen pflegen; wenn dieß ist: so heißt der Zusammenhang in der Schreibart und in Briefen natürlich. Man wird also bey dem Natürlichen nicht blos mit dem Leichten zufrieden seyn müssen, sondern immer noch nöthig haben, eine Wahl in denen Gedanken zu treffen, welche sich hieher am besten schicken, welche die Sache nicht allein am deutlichsten, sondern auch am feinsten, am kürzesten, am lebhaftesten ausdrücken können. Dieß, dieß ist das grosse Verdienst der natürlichen Schreibart! Nicht alles, was leicht ist, gefällt deswegen, weil es leicht und verständlich ist, sonst müßte die matte Schreibart am meisten gefallen. Es giebt vielmehr tausend schöne und edle Gedanken, bey denen der Leser fühlt, daß er sie nicht würde gehabt haben, die ihn so gar einige Mühe, sie zu verstehen, kosten; nichts destoweniger gefallen sie ihm. Er bewundert ihre Richtigkeit, und sieht, daß sie dem andern in seiner Art zu denken natürlich gewesen sind, ob sie gleich ihm selber nicht natürlich sind. Wenn ich sage: ich bin alt, deswegen kann ich nicht mehr gut schreiben; so ist nichts leichter, nichts verständlicher. Aber wird dieses Leichte darum gefallen? Wenn ich hingegen mit dem Corneille \* sage:

*Pout*

\* Oeuvres diverses de Pier. 1750. pag. 84.  
de Corneille, à Amsterdam

*Pour bien écrire encore j'ai trop long-tems écrit,*

*Et les rides du front passent jusqu'à l'esprit,*

„um noch gut zu schreiben, habe ich zu lange geschrie-  
ben, und die Runzeln meiner Stirne erstrecken sich  
bis auf meinen Wis;“ wenn ich dieses sage: so scheint  
der Gedanke nicht mehr so natürlich zu seyn, als der ers-  
te; und er ist doch eben derselbe, und rührt mich mehr,  
als der erste. Ob nun gleich ein Brief der scharfsin-  
nigen und grossen Gedanken nicht sehr fähig ist: so ver-  
trägt er doch lebhafte Gedanken. Dieses Lebhafte be-  
steht oft in der Art, den Gedanken vorzustellen; darin-  
nen, daß man ihm durch die Aussicht, in der man ihn  
sehen läßt, eine gewisse Neuheit giebt. Man nehme  
den gemeinen Gedanken: Die Frauenzimmer brauchen  
viel Zeit, ehe sie mit einer Sache zu Stande kommen.  
Er ist natürlich; aber er ist darum nicht lebhaft. Die  
Begriffe sind zu allgemein. Man bestimme aber die  
Zeit, man bezeichne die Art und Weise, die Ursachen;  
so wird der Gedanke sinnlicher, und deswegen lebhaf-  
ter. Man sage z. E. nach Art des Terenz:

*Dum moliantur, dum comuntur, annus est.*

Indem sie etwas thun wollen, indem sie sich putzen,  
vergeht ein Jahr. Hier bekümmert unsre Einbildung  
etwas zu thun. Sie sieht die Hände der Schönen gleich-  
sam beschäftigt; sie stellt sich den Putz der Frauens-  
zimmer vor. Der verwegne Ausdruck, es vergeht  
ein Jahr, rührt uns durch seine Kühnheit, und gefällt  
uns, weil er uns mehr zu denken giebt, als das Unbe-  
stimmte einer langen Zeit. Aber die Kürze, in die der  
Gedanke eingeschlossen ist, trägt auch viel zu seiner Leb-  
haftigkeit bey. Man dehne ihn aus einander, so wird  
er seinen Werth verlieren. Man sage: Ehe die  
Frauenzimmer mit ihren Haaren fertig werden, ehe sie

jedes durch die Musterung gehen lassen, und den Puder recht gleich darauf streuen, ehe sie das Nachtzeug anstecken, und die Bänder knüpfen: so kann leicht ein ganzes Jahr vorbeÿ streichen. Das heißt den Gedanken nicht lebhafter machen; das heißt ihn schwächen. Ich konnte dieses alles bey dem moliantur und comunitur selbst denken, und leicht denken. Deswegen dachte ich in wenig Worten viel, und darum gefiel mir der Gedanke. Wenn also eine Schreibart aus vielen Gedanken, die blos verständlich sind, besteht: so kann sie matt werden; wenn sie aus müßigen und solchen Gedanken besteht, die wir leicht von uns selbst hinzusetzen können: so wird sie langweilig und weitläufig. Eben dieses kann entstehen, wenn ich lebhaften Gedanken nicht ihre gehörigen Schranken gebe, wenn ich ihren Umfang zu groß mache, alles, was zu ihnen gerechnet werden kann, sehen lasse; oder wenn ich nicht die besten, die richtigsten, die abgemessensten Worte wähle; das heißt, solche, welche die Begriffe der Sache am geschwindesten und stärksten erwecken können. Dieses ist nicht die gute natürliche, sondern die zu natürliche Schreibart, die platte. Sie ist freylich deutlich; aber man schläft bey ihrer Deutlichkeit ein. Richtig und deutlich reden, ist ein geringes Verdienst, und heißt mehr von Fehlern frey seyn, als eine grosse Tugend in sich haben. Und wie der Leib, wenn er seine Dienste verrichten soll, nicht allein gesund, sondern auch lebhaft und stark seyn muß: so muß gleichfalls die Rede, und so gar die Rede der Briefe nicht allein nicht krank seyn, sondern auch eine natürliche Kraft und Stärke haben. Ich will die Sache durch ein kleines Exempel erklären, darinnen ein Freund dem andern vorwirft, daß er ihm lange nicht geschrieben.

Wers

Wertbester Freund,

Da sie so lange nicht an mich geschrieben haben, und ich beynahe nicht mehr weis, was ich denken soll, so habe ich geglaubt, ich müßte Sie um die Ursache ihres langen Stillschweigens fragen, ob ich Sie vielleicht dadurch bewegen könnte, mir meinen Zweifel zu benehmen, und an mich zu schreiben. Ich möchte beynahe sagen, daß ich böse auf Sie wäre. Aber vielleicht sind Sie zeither nicht in Leipzig gewesen, oder durch viele Arbeiten am Schreiben verhindert worden; denn das will ich nicht hoffen, daß Sie eine Krankheit abgehalten haben sollte, mich Ihres Andenkens zu versichern. Ich befinde mich, dem Himmel sey Dank! auf meinem Landgute, wo ich zuweilen studire, und mich zuweilen auf allerhand Art erlustige, noch wohl. Ich erwarte Ihre baldige Antwort, und bin zc.

Ist dieser Brief nicht deutlich? Die Worte sind verständlich, und üblich, und grammatisch richtig. Die Gedanken sind leicht, und von der Sache hergenommen. Der Zusammenhang ist nicht gezwungen. Er hat also in Ansehung der Deutlichkeit keinen Fehler; aber die Abwesenheit offener Fehler erzeugt noch keine Schönheiten. Er ist so deutlich, daß er matt und langweilig wird. Seine Klarheit entsteht aus dem Leeren. Ein Kraut mit drey oder vier Blätterchen kann freylich mit dem Auge leichter übersehen werden, als ein Ast, an dem Zweige voller Blüten oder Früchte hangen. Der ganze Brief könnte lebhafter, und doch eben so deutlich seyn, als er ist, er hätte nur mit einer freyern Art abgefaßt werden dürfen. Will man sehen, wie viel die Art, eine Sache zu sagen, dem Briefe hilft, und worin

nen sie besteht: so halte man einen Brief des Plinius von eben diesem Inhalte gegen den ersten. Er schreibt so an seinen Freund Paulinus: \*

Ich bin böse, ohne recht zu wissen, ob ichs seyn soll; aber genug, ich bin böse. Sie wissen, daß die Liebe zuweilen unbillig, oft ausschweifend, und allezeit bey Kleinigkeiten empfindlich ist. Doch meine Ursache ist groß genug; nur weis ich nicht, ob sie billig ist. In dessen thue ich, als ob sie nicht weniger billig, als groß, wäre, und bin sehr böse auf Sie, daß Sie mir so lange nicht geschrieben haben. Sie können mich durch ein Mittel wieder gut machen, nämlich wenn Sie mir wenigstens nunmehr oft und recht viel schreiben. Dieses will ich allein für eine wahre Entschuldigung gelten lassen, die übrigen nehme ich nicht an. Ich war nicht in Rom, ich hatte viel zu thun, das werde ich gar nicht anhören; und ich war krank, das wolle der Himmel nicht! Ich, mein lieber Paulin, lebe auf dem Lande, und ergehe mich zuweilen durch Studiren, zuweilen auch durch Müßiggang. Beides habe ich der Ruhe von öffentlichen Geschäften zu danken. Leben Sie wohl.

Dieser Brief ist unstreitig besser, als der erste, und man kann leicht sehen, warum. Er ist lebhafter, und  
völlig

\*) S. den zweyten Brief des zweyten Buchs. Ich habe so wohl in diesem, als in dem bald folgenden Briefe des Cicero, das lateinische *Tu* durch unser Sie ausgedrückt. In einer ganzen Uebersetzung würde ichs schwerlich wagen; allein bey einem einzelnen Briefe, den ich aus beiden, als ein Exempel, anführe, schien mir das Sie nöthig zu seyn, um die Aehnlichkeit der alten und unserer Briefe fühlbar zu machen, und den Leser geschwinder zu überzeugen, daß die Regeln eines guten Briefs allezeit eben dieselben gewesen sind.

völliger. Er hat mehr Gedanken; und die Gedanken, die beide Briefe mit einander gemein haben, sind in diesem besser geformt, darum ist er feiner. „Sie können mich nicht anders wieder gut machen, „als wenn Sie mir nunmehr oft und recht viel „schreiben. Dieses wird mir die beste Entschuldigung seyn; alle andre werde ich verworfen.“ Von diesen Einfällen weis der erste Brief nichts. Beide reden vom Böseseyn. Der erste spricht: Ich möchte beynabe auf Sie böse seyn, nachdem er einen wortreichen Eingang vorher geschickt, und eine große Zubereitung zu einem sehr gewöhnlichen Gedanken, den er noch dazu durch ein beynabe schwächt, gemacht hat. Der andre kehrt es um. Er fängt mit dem Böseseyn an, ohne die Ursache zu sagen. Dieses ist nicht allein natürlicher, sondern der Gedanke erweckt auch mehr Aufmerksamkeit. Der erste Brief macht einen Einwurf wider das Böseseyn, der andre auch. Jener sagt gerade zu, „aber vielleicht sind Sie „zeither nicht in Leipzig gewesen, oder durch viele „arbeiten am Schreiben verhindert worden; denn das „will ich nicht hoffen, daß Sie eine Krankheit sollte „abgehalten haben, mich Ihres Andenkens zu ver- „sichern. Dieser betrachtet den Einwurf auf einer andern Seite. Er macht aus Höflichkeit noch eine Frage daraus, ob er Recht habe, böse zu seyn, daß der andre so lange nicht an ihn geschrieben. Er ist zu bescheiden, daß er sein Recht nur auf die Pflicht des andern, an ihn, als seinen Freund, zu schreiben, gründen sollte. Er läßt seinen kleinen Zorn nicht bloß aus dem langen Stillschweigen seines Freundes entstehen. Er rechtfertiget ihn erst durch die Natur der Liebe. Dieser nimmt also mehr an der Sache wahr, als je-



ner, und giebt dadurch seiner Vorstellung mehr Leben. Man könnte zwar fragen, ob man überhaupt so behutsam mit seinen Freunden reden sollte, und ob dieses nicht schon zu gekünstelt wäre. Mich deucht, Plinius, dessen Briefen man die Mühe und das Studirte sonst leicht ansieht, ist hier nicht zu weit gegangen. Nur die Sentenz: *Scis, quam sit amor iniquus interdum, impotens saepe, μισαίριος semper*, scheint mir zu gepuzt zu seyn. Das *interdum, saepe, semper*, ist ohne Zweifel gesucht. Indessen ist die Stolle im Lateinischen nicht so beleidigend, weil sie kürzer ausgedruckt ist, als im Deutschen geschehen kann, und deswegen nicht so lehrermäßig klingt. Wenn man das mittelste Glied wegnimmt, so wird sie nachlässiger. Die Entschuldigungen vom verreist seyn, vom krank seyn, weis Plinius weit lebhafter vorzutragen. Er läßt seinen Freund selbst reden: *Non sum audirurus, non eram Romae, vel occupatioer eram*. Der Schluß in seinem Briefe ist ungleich stärker, als der Schluß des andern. Wir wollen noch einen Versuch machen. Ich will einem Freunde sagen, daß mir seine Abwesenheit sehr schwer fällt, und daß ich mich über die Bekanntschaft erfreue, in die er mit einem gewissen gelehrten Manne gekommen ist.

Sie haben mir letzters gemeldet, daß es Ihnen nicht recht in Holland bey dem Herrn General gefallen wollte; Dieses war mir nicht lieb. Um desto angenehmer ist mirs, da ich nunmehr erfahre, daß es Ihnen besser da gefällt; und daß Sie jetzt über meine Empfehlung, die ich Ihnen an den Herrn General überschickt, zufriedner sind, als anfangs. Gleichwohl kann ich nicht läugnen, daß ich zuweilen wünsche, es möchte

möchte Ihnen weniger da gefallen, damit ich das Vergnügen hätte, Sie eher wieder zu sehen, und mich zu überreden, daß Ihnen ohne mich nichts recht angenehm seyn könnte. Doch ich will das Verlangen nach Ihnen gern ertragen, wenn Sie nur das Glück, das ich hoffe, in Holland machen. Ueber die vertrauliche Bekanntschaft, die sie mit dem gelehrten Herrn N. gemacht haben, erfreue ich mich von Herzen. Erwerben Sie sich ja seine Liebe vollkommen. Leben Sie wohl.

Dieser Brief scheint ziemlich natürlich zu seyn. Wer indessen wissen will, ob er nicht noch natürlicher, ob er nicht lebhafter, und in einer vertraulicheren Sprache hätte abgefaßt werden können, der höre den Cicero in eben diesem Falle reden. Er schreibt an den jungen Trebatius, den er sehr liebte, und der damals bey dem Cäsar war, dem er ihn oft empfohlen hatte. Trebatius sehnet sich im Anfange sehr wieder nach Rom zurück. Ich will den Brief so zu übersetzen suchen, daß das Eigenthümliche der deutschen Sprache nichts dabey leiden soll\*.

Wieder ein Beweis, wie uneins Leute mit sich selber sind, die lieben! Anfangs war ich unzufrieden, daß es Ihnen bey dem Cäsar nicht gefallen wollte; nun kränkt michs, daß es Ihnen da gefällt. Ich konnte es nicht leiden, daß Sie über meine Empfehlung an den Cäsar kein größres Vergnügen hätten, und nun thut mir es weh, daß Ihnen etwas ohne mich angenehm ist. Doch lieber mag mich die Sehnsucht nach Ihnen beunruhigen, als daß Sie das, was ich hoffe, nicht erlangen sollten. Ueber Ihre Freundschaft mit  
dem

\* S. den 15 Brief des siebenten Buchs.

dem lebenswürdigen und gelehrten Marius habe ich ein unbeschreibliches Vergnügen. Machen sie ja, daß er Sie recht sehr lieben muß. Sie können nichts schöneres aus dieser Provinz zurück bringen, als seine Freundschaft; glauben Sie mirs! Leben Sie wohl.

In dem Vortrage dieses Briefs ist weit mehr Natur, als in dem ersten, und weit mehr Beredsamkeit. Die Einfalt und Richtigkeit der Gedanken lehrt uns, daß Cicero ohne Kunst sein Herz hat reden lassen, und daß er an nichts gedacht, als dem Trebatius seine Liebe zu zeigen. Ein Gedanke reicht dem andern freywillig die Hand. Der Ausdruck ist so einfältig, als die Gedanken sind, und eben so gefällig, weil er richtig und nicht weiter, oder enger ist, als die Vorstellung es erfordert. Man mache, daß sich die Gedanken nicht mehr so genau berühren, und setze Zwischengedanken hinein; man nehme den Sätzen ihre Kürze, und suche sie ausführlicher, durch mehr Ideen, oder mehr Worte, zu machen; man nehme endlich dem Briefe in dem Lateinischen den Ausdruck, und gebe ihm einen andern, sogleich wird die Schönheit dieses Briefes verschwinden. Rollin hat das Verdienst der Ciceronischen Briefe vortrefflich bestimmt \*.

Man

\* Ses lettres peuvent nous donner une juste idée du stile épistolaire. Il y en a de par compliment, de remerciement, de louange. Quelques-unes sont gaies & enjouées, où il badine avec esprit: d'autres graves & serieuses, où il examine des questions importantes: dans d'autres il traite des affaires publiques; & celles-là ne sont pas à mon sens les moins belles. Celles, par exemple, où il rend compte, d'abord au Sénat & au Peuple Romain, puis en particulier à Caton, de la conduite qu'il a gardée dans le gouvernement de

Man kann einen Brief, als ein Ganzes, betrachten, und alsdann bestehet das Verdienst desselben, wie ich schon erinnert habe, in dem Zusammenhange und der Vollständigkeit seiner Theile. Wenn ich einen Brief schreibe: so habe ich den Inhalt schon, und ich bin nicht so wohl bekümmert, was ich dem andern sagen will, als wie ichs ihm sagen will; in was für einer Ordnung; und wie ich die Sätze, aus welchen meine Meynung besteht, ausfüllen, und an einander hängen werde; wie ich anfangen, wie ich fortfahren und schliessen werde. Wir reden also nunmehr von der Form eines Briefs. In was für einer Ordnung soll er abgefaßt werden? Gehört eine gewisse abgemessne Eintheilung zu einem Briefe? Gibt es eine gewisse Kunst, oder verschiedene Methoden, nach welchen alle Materien in Briefen können vorge tragen, und mit einander verbunden werden? Man darf nur an das denken, was ein Brief ist: so wird man sich diese Fragen leicht beantworten können. Man darf nur an die Ordnung denken, die man beobachtet, wenn man im Umgange von solchen Dingen spricht, die man in einem Briefe vortragen will.

Man

de sa province, sont un parfait modèle de la netteté, de l'ordre, & de la précision, qui doivent regner dans des mémoires & dans des relations: & l'on doit sur tout y remarquer la maniere adroite & insinuante, qu'il emploie pour se concilier les bonnes graces de Caton. - Sa fameuse lettre à Luceius, ou il le prie d'écrire l'histoire de son Consulat,

fera toujours regardée avec raison comme un monument éclatant de son éloquence, aussi bien que de sa vanité. J'ai parlé ailleurs de la belle lettre, qu'il écrivit à son frere Quintus, où toutes les graces & toutes les finesse de l'art sont mises en usage. De la maniere d'enseigner & d'étudier les Belles Lettres. Tome III. à Amsterdam. 1736. p. 105. &c.

Man bedient sich im Umgange keiner weitläufigen Eingänge. Man fängt bald von der Sache an. Man setzt gemeiniglich das, was in der Sache das erste ist, voran. Man fährt mit den Vorstellungen fort, wie sie sich darbieten, und man hört auf, wenn man glaubt, das Nothwendigste gesagt zu haben. Dieses ist auch der Plan zu einem Briefe. Man bediene sich also keiner künstlichen Ordnung\*, keiner mühsamen Einrichtungen, sondern man überlasse sich der freywilligen Folge seiner Gedanken, und setze sie nach einander hin, wie sie in uns entstehen: so wird der Bau, die Einrichtung, oder die Form eines Briefs natürlich seyn. Diese Regel bleibt stets die beste, so viel man auch darwider einwenden mag. Man kann sagen, daß man ihr folgen, und doch noch einen sehr unnatürlichen und unordentlichen Brief schreiben kann, nämlich wenn meine Art zu denken unrichtig, überflüssig und unangenehm ist. Es ist wahr; aber wir setzen einen gesunden Verstand zum voraus. Diesen kann man niemanden in einer Regel beybringen. Viele Leute sind von Natur so finster, daß sie auch bey den gemeinsten Dingen noch unordentlich denken. Diesen wird die Regel nichts helfen. Wer keine gute

\* Illam vnam esse artem epistolarum in eloquendo ce-  
sebant (veteres), nullam adhi-  
beri artem: modo stulti sensus  
aut inepti, & nimis perturba-  
tus abesse ordo. Io. Ludov. Ves-  
ves, de conscr. epistol. p. m.  
§4. Nec in ordine quidem ad-  
modum laboro: qui optimus  
in epistola, neglectus aut nul-  
lus. vt in colloquiis incurio-

sum quiddam & incompositum  
amamus. - Omnino decora est  
incuria: & recte monuit Cice-  
ro, epistolas debere interdum  
ballucinari. Itaque ille ipse  
haesitat, reuocat, turbat, miscet:  
nec quicquam magis curasse vi-  
detur, quam ne quid curae  
praeferrer. Lipsius Institut.  
Epistol. C. VI.



te Auferziehung gehabt, wer seinen Verstand noch gar nicht durch den Umgang mit geschickten und vernünftigen Leuten, oder durch das Lesen guter Bücher geübt, und in Ordnung gebracht, oder wer ihn durch einen bösen Geschmack gar schon verderbt hat, der wird freylich nach dieser Regel immer noch elende Briefe schreiben können. Unterdessen ist sie die einzige, der man folgen soll. Alle die künstlichen Methoden, nach welchen uns unsre Brieffsteller gemeinlich lehren wollen, wie man einen Brief ordnen, und seine Gedanken in gewisse Behältnisse zwingen soll, in die sie sich meistens nicht schicken, sind niemanden anzupreisen\*. Ja man kann beynah das von ihnen sagen, was Cicero von einer gewissen Anweisung zur Beredsamkeit gesagt hat. Cleanth, spricht er, hat eine Redekunst geschrieben; aber so, daß man nichts anders zu lesen braucht, als ihn, wenn man verstummen will\*\*. Die Erfinder dieser Künste haben es unstreitig gut gemeint; aber ihre gute Meynung, jungen Leuten das Brieffschreiben zu erleichtern, hat vielleicht mehr Schaden angerichtet, als wenn sie die schlimmste Absicht gehabt hätten. Sie wollen uns, ehe wir denken können, gute Briefe schreiben lehren. Sie lehren uns daher die Sätze des Briefs nach einem

Foro

\* Superstitiose faciunt, qui libertatem illam epistolarem certis partibus alligant, atque eiusmodi seruituti includunt, cuiusmodi ne orationes quidem tenere Fabio placet. In simplicibus argumentis cum sequamur ordinem, quem consilium nobis dictauerit, non

præceptiuncula. *Erasmus de rat. consc. epist.* p. m. 98.

\*\* Scripsit artem rhetoricam Cleanthes, sed sic, ut si quis obmutescere concupierit, nihil aliud legero debeat. *de finib.* l. 4. c. 7.

Formulare abfassen, bald in der Gestalt einer Schlußrede, bald in einer ordentlichen, bald in einer umgekehrten Ehre, bald so, daß wir unsre Meynung in ein Antecedens, in eine Connexion und in ein Consequens einspannen müssen. Sie wollen uns, sage ich, auf diese Art bey Zeiten gute Briefe schreiben lehren, und sie machen, daß wir Zeit Lebens schlechte schreiben lernen, wenn wir uns einmal an diese Formulare gewöhnen. Sie wollen uns die Ordnung im Schreiben beybringen, und benehmen uns eben durch dieses Mittel das Muntre, das Freye, das eine Rede angenehm macht. Sie geben uns gewisse Anfangs- und Schluß-Formeln, gewisse Verbindungswörter, die im Umgange nicht gebräuchlich sind, gleichsam als Hüter, damit unsre Gedanken nicht aus ihren Fesseln entringen können. Der Gebrauch dieser Methoden ist unstreitig an dem schlimmen Geschmacke in Briefen hauptsächlich Ursache, der lange Zeit in Deutschland geherrscht hat \*. Die Briefe haben nothwendig steif und

\* So groß die Menge der deutschen Anweisungen zu Briefen ist: so groß, ja noch viel größer ist die Anzahl der lateinischen, die zum Theil von großen Gelehrten aufgesetzt worden, und doch nur zu beweisen scheinen, daß es eine vergebne Mühe ist, das Brieffschreiben in die Form einer Kunst zu bringen. Einige haben einander ziemlich getreu abgeschrieben; andere über die Anweisungen der andern Commenta-

rien gemacht; die meisten nur für die lateinische Sprache gesorgt. Ludwigs a Bives Anleitung scheint in Ansehung der übrigen den Namen aureus libellus, mit Recht zu verdienen. Erasmus und Lipsius haben selbst nichts aus ihren Anweisungen gemacht. Man findet indessen noch allemal Spuren großer Männer darinn. In Philipp Horsts und Valentin Ervthraei Anweisungen trifft man zugleich dasjenige

nige

und ängstlich werden müssen, weil man durch der Schulwitz die natürliche Art zu Denken erstickt hat. Sie haben einförmig und etelhaft werden müssen, weil alles in einer einförmigen Stellung vorgetragen worden. Hierzu kommt noch, daß man uns hat besprechen wollen, die Kanzlersprache wäre die beste, und also auch die Sprache der Briefe; welches eben so viel heißt, als wenn man saate, diejenige Sprache, die im gemeinen Leben am wenigsten gehört, und bey nahe gar nicht verstanden wird, muß in Briefen geredet werden. Wir wollen ein Exempel einer solchen Kunst

nige an, was man im Griechischen von den Briefen gelehret hat, nämlich in dem ersten die wenigen Anmerkungen, die Demetrius Phalereus in seiner Elocution über die Natur und Schreibart der Briefe macht, und in dem andern die beiden Bücher *περὶ τῶν ἐπιστολικῶν τύπων*, de *epistolarum formis* s. *typis*, und *περὶ τῆ ἐπιστολικῆς χαρακτῆρος*, de *charactere epistolico*, die einige dem Libanius zuschreiben, und von denen das letzte eine mühsame Eintheilung der Briefe ist. Der kurze Brief des Gregorius von Nazianz an den Nicobulus, von der Kürze, der Deutlichkeit, und der Anmuth eines Briefs ist vielleicht mehr werth, als manche dicke Anweisung.

Es ist unter seinen Briefen der hundert und neunte. Casseius hat einen Commentaris un- darüber geschrieben. Die französische Anweisung, die vor Michelets Sammlung aus- erlesener Briefe steht, ver- dient gelesen zu werden, und noch weit mehr diejenige, die in dem *Traité général du Stile* &c. à Amsterdam 1750. zu finden ist. Unter den deut- schen Anweisungen haben sich des Herrn Magister Stock- hausens Grundsätze den meis- ten Beyfall erworben. Wer aber im Lateinischen eine recht kurze und sehr schöne Anlei- tung zu Briefen lesen will, der schlage in des Herrn Pro- fessor Ernesti seiner Rhetorick das Capitel von Briefen nach, S. 798.



künstlichen Einrichtung eines Briefes aus Junkers Briefsteller vor uns nehmen, um den Werth der Dispositionen kennen zu lernen. Er sagt uns, wie man den Brief in Form einer ordentlichen Ehre einrichten kann. Man sehe, sagt er, erst den Hauptsatz, alsdann den Beweis; darauf mache man eine kleine Erweiterung, und alsdann beschließe man. Das Skelet von einem solchen Briefe sieht nach seinem Aufsatze a. d. 74. S. also aus:

**Satz:** Ich habe mit Betrübniß vernommen, daß dessen Eheliebste gestorben sey.

**Beweis:** Denn sie war ihrer Tugenden wegen von jedermann, und daher auch von mir geliebt und werth gehalten.

**Amplificatio per distributionem:**

- a) Wegen ihrer Gottesfurcht,
- b) Häuslichkeit,
- c) Kinderzucht,
- d) Liebe gegen ihren Eheherrn,
- e) Freundlicher Bezeugung gegen jedermann.

**Beschluß:** Darum ist es kein Wunder, wenn er, so wohl als ich, nebst andern Freunden, darüber gar sehr bekümmert worden.

Endlich setzet man einen Trost nach gegenwärtigem Exempel bey, und beschließet den Brief mit einer beliebigen Schlußformel.

Die Ausarbeitung dieses Aufsatzes klingt also:

Wohledler,

Hochgeehrter Herr Secretar,

Niemals bin ich so sehr bestürzt gewesen, als bey Erbrechung Deines Briefes; aus welchem ich die unvershoffte

hoffte Nachricht von dem Absterben Deiner werthesten Eheliebsten bekommen. Die Spuren von den Thränen, so Du in währendem Schreiben vergossen, lockten mir gleichfalls die Thränen aus den Augen, und ich konnte mich desto weniger der Thränen enthalten, je größer der Verlust ist, den nicht allein Du, sondern auch alle diejenigen, so keine Feinde der Tugend sind, darüber erlitten. Ihre Gottesfurcht, Häuslichkeit, erbauliche Kinderzucht, ungefärbte Liebe gegen ihren Eheliebsten, und ihre ungemeyne Bescheidenheit und Freundlichkeit in dem Umgange mit jedweden, ist werth, daß alle, welche den Werth einer Ehefrauen von solcher Beschaffenheit, wie die Deinige gewesen, erkennen, den Verlust mit Dir beklagen, den Du ins besondere leidest. Ich weis Dir selber keinen Trost zuzusprechen, als daß ich Gott bitte, er wolle den Geist des Trostes in Dein Herz schenken, daß du in christlicher Gelassenheit die Weisheit seiner Wege erkennen mögest. Ich meines Orts wünsche, daß ich forthin Dir allemal durch etwas anders, als Condolenzbriefe, zeigen möge, daß ich sey &c.

Man betrachte nur die Erweiterung der Ursache, (Aetiologie) und sehe, ob sie natürlich ist. „Ihre  
 „(der verstorbenen Frau) Gottesfurcht, Häuslichkeit,  
 „erbauliche Kinderzucht, ungefärbte Liebe gegen ih-  
 „ren Eheliebsten, und ihre ungemeyne Bescheidenheit  
 „und Freundlichkeit in dem Umgange mit jedweden,  
 „ist werth, daß alle, welche den Werth einer Ehe-  
 „frauen von solcher Beschaffenheit, wie die Deinige  
 „gewesen, erkennen, den Verlust mit dir beklagen,  
 „den du ins besondere erlitten hast.“ Das heißt,  
 deutet mich, einen Gedanken nicht erweitern, sondern

durch überflüssige Begriffe beschweren, und durch eingeschobne Worte aus einander dehnen. Man sieht dieser Erweiterung das Stürrte, das Mühsame, auf allen Seiten an; und eben dieses Mühsame und Gesuchte ist wider den Affect der Traurigkeit; den ich dem andern zu erkennen geben will. Um diese Ursachen auszudenken, brauche ich Gelassenheit und Nachsinnen. Wenn ich also diese Gründe gleichsam in einer Schlachtordnung nach einander hinstelle: so zeige ich an, daß ich nicht sehr bestürzt gewesen seyn muß. Keine Ordnung würde bey dieser Gelegenheit die beste Ordnung gewesen seyn. Wer pflegt gegen seinen Freund so stufenweise zu declamiren, wenn er ihm mündlich sagen will, daß er den Verlust seiner Frau bedauert? Wird ein Freund des andern Frau durch alle Prädicamente loben, wenn er mit ihm von ihrem Tode spricht? Wäre der Verfasser wirklich gerührt gewesen, so würde ihm bald dieses, bald jenes, von diesen Umständen eingefallen seyn; aber nicht auf einmal, und in einem Perioden; so pflegen wir im Affecte nicht zu reden. Aber die Sprache des Herzens wollte sich in keine Ehre zwingen lassen. Hätte er hingegen nicht an die Ehre, sondern an seinen armen Freund gedacht, und seine Empfindungen niedergeschrieben: so würde der Brief lebhaft und ungezwungen geworden seyn. Endlich wenn der gedachte Brief gut wäre, was hat die Ehre dazu beygetragen? Beynahe nichts. Die beiden Sätze: Ihre wackere Frau ist gestorben: ich bin betrübt darüber; bieten sich durch die Sache selbst an, und die Ehre sagt nichts mehr, als daß ich diesen vor- und jenen nachsetzen kann, oder umgekehrt. Dieses hat man vorher auch gewußt. Die Erweiterung hat den Ver-

fasser

fasser zu einem einzigen ängstlichen Perioden geholfen. Das übrige in dem Briefe ist alles willkürlich hinzu gesetzt, und der junge Mensch muß es entweder in ähnlichen Fällen erfinden, oder dieses Modell getrost abschreiben. Sollte man also wohl junge Leute nach solchen Methoden in Briefen anführen, wenn sie auch nicht unnatürlich wären? Das beste Mittel, diese Methoden zu widerlegen, sind die guten Briefe der Alten und Neuern. Man nehme sie, und sage uns, in welcher Form sie geschrieben sind. Man wird unter hunderten nicht einen finden, der sich ohne Gewaltthätigkeit in eine Ehre, oder Schlussrede, zwingen läßt. Diese guten Exempel gelten mehr, als alle Regeln. Und aus diesen Exempeln sehen wir nichts mehr, als daß es keine abgemessene Ordnung giebt, die man schon im Vorrath hat, ehe man den Brief schreibt: sondern daß die Vorstellung des Inhaltes jedesmal die Einrichtung giebt; daß die nicht gezwungen seyn darf; daß sie der natürlichen Art zu denken, die ein jedweder hat, überlassen ist. Junge Leute werden tausendmal mehr Vortheil haben, wenn man ihnen gute Briefe zu lesen giebt, und sie auf eine brauchbare Art mit ihnen durchgeht, als von allen Regeln. Sie werden an guten Exempeln bald sehen, wie man einen Brief einrichtet, wie man ihn mit Gedanken, die sich zur Sache schicken, ausfüllen soll. Man mache sie auf die natürlichen, und oft blos wegen ihrer Einfach schönen Stellen, auf die ganze Wendung, die einem Briefe gegeben worden, aufmerksam. Man lasse sie oft aus wohlgeschriebnen Briefen einen trocknen und kurzen Inhalt in wenig Sätzen ausziehen, und zeige ihnen, wie der Autor den Inhalt belebt und ausgeführt hat; wie er von einem Gedanken zum andern

übergegangen ist; wie er alles verderbt haben würde, wenn er diesen oder jenen Gedanken mehr aus einander gewickelt hätte. Man mache oft selbst einen Hauptinhalt aus einem solchen guten Briefe, und lege ihn jungen Leuten vor. Man frage sie, wie sie davon reden wollen. Man helfe ihnen die Zwischengedanken durch Fragen erfinden. Man lasse sie den Brief aufsehen, und alsdann zeige man ihnen das Original selbst\*. Dieses wird die Fähigkeit zu denken bey jungen Leuten nicht allein vermehren, sondern ihnen auch unvermerkt einen guten Geschmack in Briefen beybringen. Ich will die Sache an einem leichten Exempel versuchen, und folgenden kurzen Brief an einen guten Freund dazu nehmen:

Liebster Freund,

Fahren Sie doch heute mit mir spazieren. Es ist so schön Wetter. Untersuchen Sie nicht, wie viel Sie  
Verz

\* Bey der Durchsicht ihrer Briefe folge man der Vorschrift des Erasmus: Neque sat habeat doctor, manifesta sermonis vitia castigare, verum si quod verbum parum elegans, si minus ornatum, si sordidum, si durius translatum . . . si quid absurdus compositum, si quid asperum, si quid hiulcum, id notatum emendabit mutabitque. Tum si quid alio loco dictum, quod alio magis quadrabit: si quid additum, quod non cohaereat: si quid praeteritum, quod inferi oportebat:

si quod argumentum futile, vanum, translatum, aut alioqui vitiosum: si quod decus parum feliciter affectatum: si locus sit frigidior: si languidius dictum, quod acius oportebat: si ubi a decoro fuerit recessum: si tractationis color parum prudenter sit delectus: si verbosius tractatum, quod oportebat brevius: aut si brevius perstrictum, quod fusius erat tractandum. Nec simul tamen omnia reprehendet praeceptor, sed alias alia. *De conscrib. epist.* p. m. 49.

Vergnügen auf dieser Reise haben werden, denken Sie lieber daran, daß ich ohne Ihre Gesellschaft keins haben werde. Wenn Sie mir dieses sagten, so käme ich gewiß. Der Wagen ist schon bestellt. Wollen Sie kommen? Ja.

Wenn ich also einen jungen Menschen nach diesem Exempel üben wollte: so würde ich ihm sagen, er sollte an einen guten Freund schreiben, und ihn bitten, daß er heute mit ihm spazieren führe. Thun Sie, würde ich fortfahren, als ob Sie wirklich Lust hätten, spazieren zu fahren; was würden Sie Ihrem Freunde bey dieser Gelegenheit mündlich sagen? „Daß ich Lust hätte, spazieren zu fahren; daß heute schön Wetter wäre; daß er mir einen großen Gefallen erweisen würde, wenn er mit mir führe.“ Aber ist das nicht zu viel begehrt, daß er bloß ihres Vergnügens wegen mit Ihnen fahren soll? „Nein, er kann ja eben das Vergnügen in meiner Gesellschaft haben, das ich in seiner habe.“ Wollen Sie Ihm dieses sagen? Fühlen Sie nicht, daß es zu stolz gesprochen ist? Bleiben Sie dabey, daß er Ihres Vergnügens wegen mit Ihnen fahren soll; aber wenden Sie den Gedanken so, daß er vorthailhaft für ihren Freund wird. Lassen Sie ihm sehen, wie sehr Sie ihn lieben. „Ich will ihm also sagen, daß ich überhaupt ohne seine Gesellschaft kein Vergnügen genießen könnte.“ Ich dünkte, sie ließen das überhaupt weg. Der Gedanke ist zu allgemein, und klingt zu schmeichlerisch. Machen Sie ihn wahrer. Schränken Sie ihn bloß auf die jetzige kleine Reise ein. Nehmen Sie das gute Wetter zu Hülfe, und sagen Sie mir nunmehr, wie Sie schreiben wollen. „

„Ich werde schreiben: „Haben Sie doch die Gewogenheit für mich, und fahren Sie heute mit mir spazieren. Es ist ein so schöner Tag, und ich sage Ihnen, daß ich ohne Ihre Gesellschaft kein Vergnügen auf dieser Reise haben werde.“ Fällt Ihnen nichts mehr bey, wodurch Sie ihn bewegen könnten? Er soll Ihnen einen Gefallen thun. „Ich will ihm sagen, daß ich ihm wieder eben diesen, oder einen andern Gefallen erweisen will.“ Ich will also fortfahren: „Sie können versichert seyn, daß ich Ihnen eben diesen Gefallen bey andern Gelegenheiten erzeigen werde.“ Diese Stelle ist mir zu matt. Ihr, Sie können versichert seyn, ist nicht die vertrauliche Sprache eines Freundes. Werfen Sie es weg. Der Bewegungsgrund, daß Sie ihm eben diesen Gefallen wieder erweisen wollen, ist gar zu proportionirlich. Sagen Sie ihm mehr. Sprechen Sie lieber in der Sprache des Umgangs: „Ich will Ihnen alles wieder zu gefallen thun, wenn Sie mir diese Freude machen.“ Wollen Sie noch was weiter sagen? Wenn Sie im Umgange etwas bitten, was sthun Sie am Ende? „Ich bitte noch einmal.“ Wie wollen Sie also schließen? „Thun Sie es doch, und kommen Sie, ich bitte Sie, ich bitte Sie recht sehr.“

Nunmehr würde ich seinen Brief gegen den ersten halten. Ich würde ihm zeigen, daß seine Formel: Haben Sie doch die Gewogenheit für mich, kein besondrer Zierrath in einem freundschaftlichen Briefe wäre. Ich würde ihm zeigen, daß die Stelle: „Untersuchen Sie nicht, wie viel Sie Vergnügen auf dieser Reise haben werden; denken Sie vielmehr daran, daß ich ohne Ihre Gesellschaft keines haben werde,

„werde,“ weit besser sey, als die seinige: „Ich sage Ihnen, daß ich ohne Ihre Gesellschaft kein Vergnügen auf dieser Reise haben werde.“ Die erste ist natürlicher. Sie erinnert ihn an sein eignes Vergnügen, und enthält das, was in uns vorgeht, wenn wir uns zu einer kleinen Reise entschließen sollen. Sie benimmt dem andern auf eine höfliche Art die Einwürfe, durch den darauf folgenden kleinen Lobspruch. Der Lobspruch selber wird bescheidner und nothwendiger durch die Wendung, die man dem ganzen Gedanken gegeben hat. Auf diese Art kann man jungen Leuten sagen, wie sie einen bekannten Gedanken durch die Wendung auf gewisse Art neu machen können; wie sie mit einem Einfalle umgehen, und ihn oft nur halb zeigen müssen, wenn er gefallen soll. Ich würde ihm endlich sagen, warum der Schluß in dem ersten Briefe einigen Vorzug vor dem Schlusse seines Briefs hätte. Würde ich einen gezwungenen Brief von eben diesem Inhalte: so würde ich ihn solchen lesen lassen, und ihn nöthigen, mir sein Urtheil zu sagen. Es steht einer in Junkers Brieffsteller, der eben diesen Inhalt hat:

Mein Herr,

Sehr werther Freund,

Sie sind es nun von langer Zeit her überzeugt, daß ich kein Vergnügen genießen kann, wenn Sie durch Ihre werthe Gesellschaft mir solches nicht gleichsam erst angenehm machen. Da nun heute überaus schön Wetter ist, welches mich anreizet, eine Spazierreise zu thun: so bitte mir die Ehre Ihrer Gesellschaft aus. Ich erwarte Sie in einer Stunde auf meiner Stube, und

E i

Sie



Sie werden sodann den Wagen bereits vor der Hausthüre finden.

Er würde mir das Gezwungne in der Verbindung und in den Perioden, das Mathe, das Fremde in den Worten und Redensarten auffuchen, und mir die Ursachen sagen müssen. Diese Arbeit stärkt die Einsicht, und vermehrt den guten Geschmack oder die geschwinde und zarte Empfindung, das, was schön, oder nicht schön ist, an einem Gedanken und an dem Ausdrücke wahrzunehmen. Endlich werden die vielen guten Exempel ein Bild von dem, was einen Brief im Ganzen schön macht, in seinen Verstand eindrücken. Es ist oft keine Ursache vorhanden, warum wir im Denken und Schreiben einen übeln Geschmack haben, als weil wir keine Gelegenheit gehabt, den guten Geschmack an schönen Beyspielen kennen zu lernen, oder weil wir uns zuerst an schlimme Exempel gewöhnt haben.

Man vergesse also die gewöhnlichen Künste der Brieffsteller, wenn man natürliche Briefe schreiben will. Man bekümmere sich dafür um gute Briefe, man lese sie mit Aufmerksamkeit, mehr als einmal, und mache sich mit ihren Tugenden bekannt. Gefällt uns einer besonders: so ziehe man, wie ich schon gesagt habe, den Hauptinhalt in Gedanken heraus, und sehe, wie ihn der Verfasser einzukleiden gewußt hat. Man gebe auf die Gedanken Achtung, wodurch er ihn ausgefüllt, und zu seiner gehörigen Grösse gebracht. Man bemerke ferner die Umstände, wodurch der Verfasser zu diesem oder jenem Einfalle gekommen ist, und wie sie sich an der Sache dargeboten haben. Man sehe, wie er sich leichter und bekannter Gedanken auf eine neue Art zu bedienen gewußt. Wir haben leider noch  
wenig

wenig gute gedruckte Briefe im Deutschen, und mein Rath wird nur denen helfen, die gute Briefe in fremden Sprachen lesen können\*, oder sich mit Uebersetzungen behelfen wollen.

## Will

\* Unter der grossen Menge Französischer Briefe sind diejenigen, die wir von der Baber, der Marquissin von Sevigne, von ihrem Vetter, dem Grafen Bussy, Rabutin, von dem Grafen von Estrades, von Crebillon, dem Jüngern, von Racinen, dem Ältern, von Rousseau, und von Voltairen, in seinen Werken haben, unstreitig die besten. Man findet die Briefe der Baber in den Lettres de Respect, d'Obligation & d'Amour de Mr. Bourfault, à Paris 1667. Dieses muntre und witzige Mädchen beschämt den Bourfault sehr durch ihre Briefe. Es sind ihrer kaum dreißig. Bourfault sagt in der Vorrede, daß er die andern weggeliehn, und nicht wieder bekommen hätte. Warum hat man ihm doch nicht lieber die seinigen abgehorgt? Der Werth der Briefe, welche die Frau von Sevigne an ihre Tochter, die Gräfinn von Grignan, geschrieben, ist bekannt. Man hat sie in sechs Bänden zu Haag 1726. wieder aufgelegt. Wer nicht eine Kenntniß von dem damaligen

gen französischen Hofe hat, wird freylich vieles nicht genug verstehen, oder nicht genug schmecken. Sie sind, von 1670 an, geschrieben. Die Briefe des Bussy würden vielleicht noch schöner seyn, als sie sind, wenn der General, der Staatsmann, der Academist, weniger darinn redte; mit einem Worte, wenn der Graf nicht eben so stolz, als Kleinmüthig, wäre. Die Briefe des Grafen von Estrades, die zu Brüssel 1709 in fünf Bänden unter dem Titel, Lettres, Memoires & Negociations, herausgekommen sind, und die er als französischer Abgesandter in Holland geschrieben, sind für diejenigen, die in öffentlichen Angelegenheiten schreiben wollen. Sie haben, als Nachrichten, das Verdienst, daß aus der Kürze, mit der Deutlichkeit verbunden, und aus der Kunst entsteht, mit einem Prinzen zu rathschlagen, ohne vertraut zu werden, und unangenehme Nachrichten zu schonen, ohne sie zu verändern. Es sind zugleich diejenigen Briefe mit eingerückt, welche  
sein

Will man sich selber im Briesschreiben üben: so wird man sehr wohl thun, wenn man im Anfange gute Briefe übersetzt. Allein diese Arbeit ist sehr gefährlich,

sein Herr, der König, und Lionne an ihr geschrieben haben. Crebillons Briefe (Lettres de Madame de M\*\* au Comte de R\*\*) verdienen in Ansehung der Moral nicht angepriesen zu werden. Ein verheirathetes Frauenzimmer schreibt an ihren Liebhaber. Es ist wahr, daß sie bey ihrem Tode sehr unruhig wird; daß sie sich die größten Vorwürfe macht; und vielleicht soll dieses die Lehre seyn. Aber sie liebt doch mitten im Sterben ihren Grafen noch. Soll dieses auch eine Lehre seyn? Außerdem sind sie eine Originalgeschichte des menschlichen Herzens, wenn es liebt. Sie sind natürlich geschrieben, sobald man ein Frauenzimmer vom Verstande und von der Gemüthsart der Marquissin voraus setzt. Eben so genau schildern die Briefe der Ninon de l'Enclos (Lettres de Ninon de l'Enclos au Marquis de Sevigne, à la Haye 1750) das menschliche Herz ab, und sie würden es noch genauer abschildern, wenn sie nicht manchmal besondere Wahrheiten in allgemeine verwandel-

ten. Sie offenbaren in einer mantern und oft boshaften Schreibart die verborgensten Geheimnisse der Liebe so scharfsinnig, daß man die erhabne Enthusiasterey der platonischen Liebe nicht mit stärkerm Wasser hätte angreifen können. Wie wenig würde man gegen sie einzuwenden haben, wenn sie sich nicht zuweilen ein wenig allzusehr auf die andre Seite schlugen, der Liebe die Stelle einer Tugend absprächen, und sie ganz für eine sinnliche Empfindung ausgeben wollten. Manche Wahrheit würde vielleicht der Leser lieber aus dem Munde einer Mannsperson, als aus dem Munde eines unverheiratheten Frauenzimmers hören wollen. Doch der Verfasser, oder die Verfasserin, hätten keine bessere Person zu ihren Briefen wählen können. Wenn sie ein Frauenzimmer schreiben sollte: so konnte sie eine Enclos am ersten schreiben. Uns deucht, daß sie den Briefen des Crebillon noch vorzuziehen sind. Doch wer weiß, ob sie ihn nicht selbst zum Verfasser haben. Racines Briefe für  
bet

lich, wenn man sie ohne Aufseher unternimmt, und nicht Einsicht genug in beide Sprachen hat. Man kann das schönste Original durch eine halbgetreue Ueberset-

zet man in den Memoires de Jean Racine, die sein Sohn vor etlichen Jahren heraus gegeben. Sie sind nicht allein als Briefe schätzbar, sondern auch als Nachrichten, die das Leben und den Character dieses vortreflichen Scribenten erläutern. Er mag als ein Dichter mit seinem Despreaur, oder als ein zärtlicher Vater mit seinem Sohne reden, so ist er immer Racine. Er ist es so gar in den Briefen, die er in seinen ersten Jahren geschrieben, und sein noch nicht reifer Wit verrieth doch schon den künftigen grossen Geist. Die Briefe des Fontenelle verdienen, deucht mich, größten Theils immer noch eine Stelle unter den guten sinnreichen Briefen. Man wirft ihnen den Fehler des Gesuchten vor; aber wenn weiß ein Fontenelle nicht seine Fehler durch Schönheiten zu bedecken? Man hat von diesen und von Crebillons Briefen eine deutsche Uebersetzung; die erste ist von dem Herrn Professor von Steinwehr, und die andre von Herr Strauben. An den sinnreichen Werken der Frau von Lambert (*Oeuvres*

de Madame la Marquise de Lambert, à Lausanne 1747) stehen auch einige schöne Briefe, davon man aber die meisten eher kleine Betrachtungen aus der Moral und Critik, als Briefe im eignen Verstande, nennen könnte. Wer den feinen Geschmack des St. Mars kennt, der wird sich auch von seinen galanten und philosophischen Briefen, welche den zweyten Band seiner Werke ausmachen, nicht wenig versprechen können, obgleich der Verfasser selbst davon das Urtheil fällt, daß sie zum Theil vielleicht zu tiefsinnig, zum Theil, als ein Werk seiner Jugend, zu schimmernd wären. Richelet hat eine Sammlung von Briefen verschiedner französischer Scribenten, auszugsweise, in zween Bänden herausgegeben, und sie unter gewisse Classen gebracht. Ich zweifle, daß er recht gut gewählt hat. Man findet von dem ersten Theile ein langes Verzeichniß von Brieffschreibern seiner Nation; und wer ein noch längeres sehen will, der lese den Herrn Urenhold in seinem *Conspectu Bibliothecae vniuer-*

Uebersetzung verderben. Das heißt nicht getreu übersetzen, wenn man nur den Sinn seines Autors ausdrückt. Ich muß auch die Art, mit der er denkt, und den Ausdruck seiner Gedanken genau beyhalten; oder wo dieses in meiner Sprache nicht mehr angeht, beides mit gleichgeltenden Schönheiten zu verwechseln wissen. Dazu gehört viel Geschmack, und viel Stärke in den Sprachen. Unterdessen hat das behutsame Uebersetzen einen doppelten Vortheil. Man wird mit den Schönheiten eines Originals besser bekannt, und man bereichert seinen Ausdruck, weil man genöthigt ist, die Wörter und Redensarten seiner Sprache in Gedanken aufzusuchen, um den fremden Ausdruck zu erreichen, ohne ihn zu schwächen, und doch auch ohne undeutsch zu reden\*.

• Wenn

uniuersalis -- Epistolarum, 38: 58. Seite. Hanou. 1746. Man hat im Italiänischen bey nahe eine eben so grosse Menge Briefe, als im Französischen, gute und schlechte. Annibal Caro, Guidiccioni, Bonfadio, Bembo, Ventivoglio, Loredano und Lupis sind bekannt. Die Briefe des Annibal Caro (*Lettere famigliari, Ven. 1574. II. Vol.*) und des Bonfadio nehmen unter den guten, so wie des Loredano und Lupis seine unter den schlechten Briefen, die ersten Stellen ein. Caro unterscheidet sich nicht nur durch das Natürliche und Ungezwungene in den Gedanken

und in dem Ausdrücke; auch das Verdienst, das man ihm in Ansehung der Reinigkeit und Schönheit der Sprache zugestehen muß, macht seine Schreibart schätzbar. Und man muß sich wundern, wie ein Volk, das einen Caro in Briefen gehabt, im Stande gewesen ist, die frostigen Messtaphern und die gothischen Zierrathen des Loredano einiger Aufmerksamkeit zu würdigen.

\* Cicero sagt, daß er in seinen jüngern Jahren diesen doppelten Vortheil, durch das Uebersetzen der griechischen Reden, erlangt habe: *Postea mihi*

Wenn man endlich selbst Briefe schreiben will, so vergesse man die Exempel, um sie nicht knechtisch nachzuahmen, und folge seinem eignen Naturelle. Ein jeder hat eine gewisse Art zu denken und sich auszudrücken, die ihn von andern unterscheidet. Diese soll er wohl nach guten Exempeln ausbilden, aber sie nie unterdrücken, sonst wird er eben dadurch gezwungen und unnatürlich werden. Wenn wir alle auf einerley Art dächten: so würde die Aufmerksamkeit und das Vergnügen wegfallen; wir würden bey einander einschlafen. Die Mannigfaltigkeit des Vortrags befördert hingegen unser Vergnügen, und wer seiner eignen Art zu denken nicht folgt, der benimmt sich das sicherste Mittel, dem andern zu gefallen, und etwas neues zu sagen. Wer sich gar nichts, sondern alles seinem Originale zutraut; wer im Nachahmen nichts thun will, als nur seinem Beispiele kümmerlich folgen\*, der wird ihm nicht allein nicht gleichen, sondern auch stets unter ihm seyn. Ueber dieses ist es meistentheils leichter, mehr zu thun, als eben dasselbe zu thun: und eben so unanständig, blos auf andrer Kosten zu schreiben, als auf andrer Kosten zu leben. Und was wür-

De

mihī placuit eoque sum vsus adolescens, vt summorum oratorum graecas orationes explicarem, quibus lectis hoc assequerem, vt, cum ea, quae legerem Graece, Latine redderem, non solum optimis verbis vterer, & tamen vsitatis, sed etiam exprimerem quaedam verba imitando, quae noua nostris essent, dummodo essent idonea. L. I. de Orat. p. 305. l. c.

\* Eum nemo potest aequare, cuius vestigiis sibi vtique instendum putat. Necessē est enim semper sit posterior, qui sequitur. Adde, quod plerumque facilius est plus facere, quam idem. *Quintil.* L. X. c. 2. Turpe etiam illud est, contentum esse id consequi, quod imiteris. Nam rursus quid erat futurum, si nemo plus effecisset eo, quem sequebatur? *ibid.*

de durch das Nachahmen erhalten worden seyn, wenn Feiner mehr ausgerichtet hätte, als das Original, dem er folgte?

Man vergesse im Schreiben nicht, daß der Vorrath der Gedanken und der Worte zu einem guten Briefe meistens in der Nähe liege, und daß viele nur darum schlechte Briefe schreiben, weil sie beides in der Ferne suchen, und sich dessen nicht bedienen wollen, was ihnen die Sache und die Beschaffenheit der Personen freywillig darbietet. Sie halten das Nahe für gemein. Sie suchen, und sie kommen dadurch aus den Gränzen des Natürlichen\*. Die Kunst soll in den Briefen eigentlich nichts thun, als wehren, daß die gewöhnlichen Vorstellungen keinen Ekel erwecken.

Die Gelegenheiten, bey denen wir schreiben, erzeugen die meisten Gedanken in Briefen. Man sey also aufmerksam auf die kleinen Umstände, welche die Gelegenheit darbietet, um sich mit Gedanken zu bereichern. Wer von Natur unempfindlich ist, den wird nichts rüh-

\* Plerumque optima rebus cohaerent, & cernuntur involuntane. At nos quaerimus illa, tanquam lateant semper. sequere subducant. Ita nunquam putamus circa id esse, de quo dicendum est; sed ex aliis locis petimus, & inventis vim afferimus. *Quinctil. L. 8. Prooem.* Man kann folgende Stelle aus dem zehnten Buche eben dieses vortrefflichen Anführers in der Beredsamkeit zu einer Regel bey der Verfertigung der Briefe machen: Si non resupini, spectantesque tectum, & cogitationem murmure agitan-tes, expectauerimus, quid obveniat; sed quid res poseat, quid personam deceat, quod sit tempus, intuiti, humano quodam modo ad scribendum accesserimus. Sic nobis & inertia, & quae sequuntur, natura ipsa praestabit. Certa sunt enim pleraque, & nisi connuicamus, in oculos incurant: ideoque nec indocti, nec rustici diu quaerunt, vnde incipiant. Non ergo putemus semper optimam esse, quod latet. *L. X. c. 3.*

rühren, als das Grobe an einer Sache, und er wird von den vorkommenden Dingen immer auf eine gemeine Art reden. Wenn man hingegen viel an einer Sache sieht, so bekommt man viele und also auch neue Vorstellungen. Auf diese Art entsteht das Volle und das Muntre in der Schreibart. Wer unter vielen Vorstellungen, durch die Hülfe einer zarten und glücklichen Empfindung, die leichtesten, feinsten und nöthigsten wählen, und einen gewissen Wohlstand in ihrer Verbindung beobachten kann, der wird gewiß gute Briefe schreiben. Aus diesem Grunde kann man sich sagen, woher es kömmt, daß die Frauenzimmer oft natürlichere Briefe schreiben, als die Mannspersonen\*. Die Empfindungen der Frauenzimmer sind zarter und lebhafter, als die unsrigen. Sie werden  
von

\* Ich will dem Frauenzimmer zur Ehre eine sehr schöne Stelle aus dem la Bruyere anführen: Elles (les Lettres de Balzac & de Voiture) sont vuides de sentimens, qui n'ont regné que depuis leur tems, & qui doivent aux femmes leur naissance. Le sexe va plus loin, que le nôtre, dans ce genre d'écrire: elles trouvent sous leur plume des tours & des expressions, qui souvent en nous ne font l'effet que d'un long travail & d'une pénible recherche, elles sont heureuses dans le choix des termes, qu'elles placent si juste, que tout connus qu'ils sont, ils ont le

charme de la nouveauté & semblent être faits seulement pour l'usage, où elles les mettent. Il n'appartient qu'à elles de faire lire dans un seul mot tout un sentiment, & de rendre délicatement une pensée, qui est délicate. Elles ont un enchaînement de discours inimitable, qui se suit naturellement, & qui n'est lié que par le sens. Si les femmes étoient toujours correctes, j'oserois dire, que les lettres de quelques-unes d'entre-elles seroient peut-être ce que nous avons dans nôtre langue de mieux écrit. Tom. I. pag. 152.



von tausend kleinen Umständen gerührt, die bey uns feinen Eindruck machen. Sie werden nicht allein öfter, sondern auch leichter gerührt, als wir. Eine Vorstellung macht bey ihnen geschwind der andern Platz, daher halten sie sich selten bey einem guten Gedanken zu lange auf; wir fühlen ihn stärker, und darum gehen wir oft zu lange mit ihm um. Ihre Gedanken selbst sind, wie ihre Eindrücke, leicht; sie sind ein scharfes, aber kein tiefes Gepräge. Die Frauenzimmer sorgen weniger für die Ordnung eines Briefs, und weil sie nicht durch die Regeln der Kunst ihrem Verstande eine ungewöhnliche Richtung gegeben haben: so wird ihr Brief desto freyer und weniger ängstlich. Sie wissen durch eine gewisse gute Empfindung das Gefällige, das Wohlstandige, in dem Puzze, in der Einrichtung eines Gemäldes, in der Stellung des Tischgeräthes leicht zu bemerken und zu finden; und diese gute Empfindung der Harmonie unterstützt sie auch im Denken und Brieffschreiben. Wer die Farben wohl zu wählen, und Theile, die nicht nothwendig zusammen gehören, so zu stellen weis, daß eins das andre erhebt, der wird auch seine Gedanken in einem Briefe gut wählen und geschickt ordnen können. Wir reden nicht von Frauenzimmern, die unter Leuten von verderbtem Geschmacke aufgewachsen sind; die ihren Verstand und ihre Sprache noch durch keinen vernünftigen Umgang, durch kein gutes Buch ausgebeffert haben? nein. Aber wir meinen auch nicht vielwissende Frauenzimmer, nicht solche, vor welchen *Jouvenal* \* die Männer warnt:

Non

\* Juv. Sat. 4:

*Non habeat matrona, tibi quae iuncta recumbit,  
Dicendi genus, aut curuum sermone rotato  
Torqueat enthymema, nec historias sciat omnes,  
Sed quaedam ex libris, & non intelligat.*

Man kann bis zur Orthographie, bis zu den Unterscheidungszeichen in einer Rede unwissend seyn, und immer noch sehr schöne Briefe schreiben. Und es ist keine geringe Ehre für die Frauenzimmer, daß die Briefe der Frau von Sevigne, zu denen ich noch die Briefe der Babet rechne, die sie an den Boursault geschrieben, von den größten Kunstrichtern für die natürlichsten in ihrer Art gehalten werden. Das Herz der Sevigne fließt stets von den lebhaftesten Empfindungen der Freundschaft und Liebe gegen ihre Tochter über. Man erstaunt über die ungemeyne Zärtlichkeit; man fürchtet, sie werde sie übertreiben, sie werde aus dem Charakter einer Mutter fallen; und eben diese grosse Zärtlichkeit, die in der Sprache einer andern Mutter abentheuerlich, oder doch ekelhaft werden würde, bleibt in dem Munde der Sevigne schön und natürlich. Man nimmt ihre Empfindungen unwissend an. Man gefällt sich bey dem, was man fühlt, und man würde unzufrieden seyn, wenn sie anders geredt, sich weniger frey, sich behutsamer ausgedrückt, und eine gewisse liebenswürdige Nachlässigkeit vermieden hätte. Sie ist ausser der Stunde ihres Affekts in den Augenblicken, wenn sie erzählt, oder scherzt, eben so lebhaft in ihren Vorstellungen, eben so fruchtbar an Bildern, eben so naif bey Kleinigkeiten.

Ob gleich alle Briefe natürlich seyn sollen: so müssen es doch die am meisten seyn, in welchen ein gewisser Affekt herrscht. Wenn man also dem andern seine

Traurigkeit, sein Mitleiden, seine Freude, seine Liebe, in einem hohen Maasse zu erkennen geben, oder in ihm selbst die Empfindungen erwecken will: so lasse man sein Herz mehr reden, als seinen Verstand; und seinen Witz gar nicht. Man wisse von keiner Kunst, von keiner Ordnung in seinem Briefe. Der Beweis dieser Regel liegt in den Affekten selber. Wer recht gerührt, recht betrübt, recht froh, recht zärtlich ist, dem verstatet seine Empfindung nicht, an das Sinnreiche, oder an eine methodische Ordnung zu denken. Er beschäftigt sich mit nichts, als mit seinem Gegenstande. Von diesem ist er voll, und seine Gedanken sind geschwinde und abgedrungen Abdrücke seiner Empfindungen. Die Rede wird, gleich dem Gefühle, stark und unterbrochen seyn. Wie unser Herz, wenn es in Wallung ist, geschwinder und stärker schlägt, und die vorige Ordnung nicht mehr hält: so unterbricht auch der Affekt die gewöhnliche Art zu denken, und sich auszudrücken. Es ist also in solchen Briefen nichts unnatürlicher, als das, was Nachdenken, Kunst, und Mühe verräth. Es wird eine gewisse Stille und Ruhe des Geistes erfordert, wenn wir unsre Vorstellungen wohl verbinden wollen, wenn wir auf Vergleichen, Gegensätze und andre wichtige Einfälle fallen sollen. Der Affekt aber läßt uns zu dieser Arbeit weder Zeit noch Ruhe; und das Sinnreiche, es sey so schön als es will, ist in solchen Briefen allemal verwerflich. Man muß aus eben dem Grunde nicht für den Schmuck in Worten sorgen. Unser Gedächtniß wird uns diejenigen schon eingeben, die den Leidenschaften eigen, und deswegen die kräftigsten sind. Ein verwegener Ausdruck, der sonst nicht gebräuchlich ist, kann im Affekte schön werden, weil ihn die Hestigkeit meiner Empfindung

recht,

rechtfertiget. Eine Wiederholung des vorigen, mit eben den Worten, oder in andern Worten, kann in einem solchen Briefe zur Schönheit werden, weil wir oft glauben, eine Sache noch nicht, oder nicht genug gesagt zu haben, die uns stets vor den Augen schwebt. Eine Frage, die bey einer andern Gelegenheit überflüssig ist, kann in dergleichen Briefen natürlich seyn. Kurz, wer die Betrübniß, die Freude, die Liebe, das Mitleid, das er zu erkennen geben, oder erwecken will, in der That empfindet, dem wird es nicht schwer seyn, davon zu reden, es müßte ihn denn die Armuth der Sprache, oder ein angewöhnter böser Geschmack verhindern. Wer ein Exempel von einem recht übertriebenen Trauerschreiben sehen will, der lese Neukirchs Brief an die Frau von Sojanowsky \* über den Tod ihres Gemahls.

Allein, wird man sagen, wenn man nun selbst nicht gerührt ist, wie soll man denn da schreiben? Wie viel Condolenzbriefe, wie viel Freudensbezeugungen müssen wir nicht mit kaltem Blute aufsetzen? Unser Herz nöthiget uns nicht dazu, sondern die Mode, der Wohlstand, der bloße Name eines Freundes, eines Klienten. Man stellt sich, als ob man etwas wäre, das man nicht ist. Gut! Wer eigennützig genug ist, sich zu verstellen, oder wer dazu gezwungen ist, der behält doch allemal in seinen Briefen die Pflicht, den Charakter zu beobachten, den er vorstellen will. Er wird

D 3

wird

\* S. Neukirchs galante Briefe des le Pays, die zu Hamburg 1730. herausgekommen; desgleichen in Volks Briefstellern, S. 210. Man findet diese Briefe auch bey einer Uebersetzung der Briefsteller.

wird sich doch erinnern können, wie er selbst, oder andre, bey dergleichen Gelegenheiten im Affekte zu reden pflegen. Diese Sprache muß er nachahmen, wenn man nicht sein kaltes und verstelltes Herz entdecken soll; allein er muß sie nicht übertreiben. Er muß allen Vergrößerungen und Künsteleyen entsagen, das mit sein Affekt nicht studirt, oder komisch werde. Er erinnere sich folgender Erzählung:

Ein junger Mensch, der, wenn er Briefe schrieb,  
Die Sachen kunstreich übertrieb,  
Und wenig gern mit stolzen Formeln sagte,  
Ias einem klugen Mann ein Trauerschreiben vor,  
Darinn er einen Freund beklagte,  
Der seine Frau durch frühen Tod verlohr,  
Und ihm mit vielem Schulwitz sagte,  
Daß nichts gewisser wär, als daß er ihn beklagte.

Ihr Brief, fiel ihm der Kenner ein,  
Scheint mir zu schwer und zu studirt zu seyn.  
Was haben Sie denn sagen wollen?

„ Daß mich der Fall des guten Friends betrübt;  
„ Daß er ein Weib verlohr, die er mit Recht geliebt,  
„ Und meinem Wunsche nach stets hätte haben sollen;  
„ Daß ich, von Lieb und Mitleid voll,  
„ Nicht weis, wie ich ihn trösten soll.  
„ Dieß ungefähr, dieß hab ich sagen wollen. “

Mein Herr, fiel ihm der Kenner wieder ein,  
Warum sind Sie sich denn durch Ihre Kunst zuwider?  
O schreiben Sie doch nur, was Sie mir sagten, nieder:  
So wird Ihr Brief natürlich seyn.

Ueberhaupt läßt sich von keinen Briefen weniger  
hoffen, als von denen, die der Geist des Ceremoniels  
und

und der Mode eingeführt, und an gewisse betrübte oder freudige Fälle, oder an gewisse Tage, an Namens-, Geburts-, und Neujahrs-Tage gebunden hat. Sie sind die beschwerlichsten, und aus einer gerechten Strafe gemeinlich die schlechtesten. Es sind Geburten, denen man ihre Herkunft, denen man die Verstellung, die Schmeicheln, den Eigennutz, die Sklaverey, gemeinlich ansieht. Es sind ausgedehnte, frostige, übertriebne Complimente. Die Materie verändert sich in diesen Briefen nicht. Das Erfreuen, das Glückwünschen, das Bezeugen des Mitleids bleibt allemal das Hauptwerk, und die Gelegenheit ist nur die Ursache dazu. Wer kann von einem so unfruchtbaren Inhalte etwas anständiges sagen? Und wenn es einmal angeht, wer kann es zehn-zwölfmal verändert thun? Wer kann bey kleinen und täglichen Fällen, worüber die Person oft selbst nicht betrübt ist, an die man schreibt; wer kann sich da immer auf eine natürliche Art betrüben? Wer kann immer auf eine andre Art, in einem ganzen Briefe, Glückwünschen, ohne gezwungen zu werden? Ein bloßes Compliment läßt sich seiner Natur nach nicht ausdehnen, wenn man ihm nicht Gewalt anthun will. Gleichwohl wird aus einem Complimente, wie wir es mündlich machen, noch kein Brief nach der Mode. Seine Zuflucht zu langweiligen Anfangs- und Schluß-Formeln nehmen, ist pedantisch. Sein Compliment in das Sinnreiche einkleiden, ist eben so viel, als wenn ich ein mündliches Compliment nicht hersagen, sondern meinen Gönnern nach den Noten absingen wollte. Wenn nicht das besondere Verhältniß, das zwischen mir und dem Gönner ist, freywillig etwas zum Anfange, oder zur Ausfüllung solcher Complimen-

plimente, hergiebt; Kurz, wenn die Beschaffenheit der Personen, und gewisser zufälliger Umstände, uns nicht bey solchen Gelegenheiten beredt macht, und uns zu einer guten Einkleidung hilft: so werden solche Briefe immer leer und unnatürlich bleiben. Mich deucht, große Herren wären glücklich, wenn die Mode zu gratuliren und zu condoliren unter ihren Klienten abkäme. Wie oft muß nicht ein vornehmer Mann, an dem Neujahrstage, oder an seinem Geburtsfeste, überhäuft von den schriftlichen Complimenten seiner Verehrer, aus dem Plautus klagen: *Vix ex gratulando miser jam eminebam.* Und wenn auch dergleichen Briefe keine höflichen Zwangsmittel sind, dadurch man den Gönner zu etwas nöthigen will; wenn sie auch, unsre Ehrfurcht zu bezeigen, geschrieben werden: so sind es doch so ungewisse und durch die Mode so verdächtig gewordne Zeichen, daß uns oft Angst dabey werden muß, wenn wir uns ihrer bedienen. Man lese zum Exempel folgenden Neujahrsbrief:

Meine Schuldigkeit erfordert, Ew. Excellenz bey dem Eintritt des neuen Jahres meinen unterthänigsten Glückwunsch abzustatten. Allein ich suche die Worte vergebens, wodurch sich das alles ausdrücken ließe, was man Ihnen wünschen muß, wenn man das Verlangen seines eignen Herzens befriedigen will. Sind Zufriedenheit, Leben und Hoheit eine gewisse Belohnung der Verdienste: so werden Ew. Excellenz mit diesem Jahre noch eine lange Reihe zufriedner und glückseliger Tage antreten. Ich werde nie ablassen, um die Erfüllung dieser Wünsche die Vorsicht anzurufen, und mit der ersinnlichsten Ehrerbietung zu beharren &c.

Man

Man fühlt den Zwang in diesem Briefe, ob er gleich in seiner Art noch erträglich ist. Es ist nicht gerade zu, es ist durch einen kleinen Umweg gewünscht, und dadurch hat der Wunsch die Länge eines Briefs erreicht; aber vielleicht merkt man den Kunstgriff zu sehr. Der Wunsch ist nicht in den gewöhnlichen Formeln abgefaßt, und auf diese Art hat er zwar das Alltägliche verloren; aber eben dadurch ist er rednerisch geworden. Unterdessen glaube ich doch, daß man besser thut, wenn einmal solche Briefe geschrieben werden sollen, daß man sie durch eine Tour verlängert, als daß man den Wunsch auf die Folter spannt, und alle seine Theile unförmlich sehen läßt; daß man, sage ich, besser thut, wenn man ihn in seine Worte einkleidet, als wenn man sich der Kanzleysprache bedient, wozu uns Herr König durch seine curiösen Hof- und Staatschreiben und durch seinen Vorrath wohlstylisirter neuer Briefe hat einladen wollen. Ich will aus dieser letzten Sammlung ein kleines Exempel anführen.

Wir zweifeln nicht, es werden Ew. Liebden das zu Ende eilende Jahr bey allem hohen Vergnügen zurück legen, und haben dahero zu Bezeigung Unserer Freunds-  
Bitterlichen (Nachbarlichen) Ergebenheit nicht erman-  
gelt wollen, zu dem gesegneten Eintritte dieses inses-  
henden neuen Jahres zu gratuliren, mit dem aufrich-  
tigsten Beywunsche, daß der Allerhöchste Ew. Liebden  
in diesem und vielen folgenden Jahren mit aller selbst-  
wählenden Fürstlichen Prosperität, und demjenigen,  
was sonst zu Dero Contento gereichen kann, mildiglich  
erfreuen wolle, die wir Ew. Liebden unter ausbittender

D s

Con-



Continuation Dero hochschätzbaren Freundschaft und Wohlwollens zu Erweisung 2c. 2c.

So muß man schreiben, wenn man wohlstylisirt schreiben will. Ausser der Armuth des Inhalts in den Complimentbriefen, macht auch der Respekt, den man zu beobachten hat, dergleichen Briefe schwer und steif. Man soll mit großen Herren nicht frey reden; und was ist alsdann möglicher, als daß man ängstlich spricht? Man soll demüthig und ehrerbietig sprechen; und wie leicht kann diese Sprache kriechend und sflavisch werden? Man soll mit großer Behutsamkeit reden, und aus großer Behutsamkeit wird man oft kostbar und gezwungen. Die Regeln des Ceremoniels schränken die natürliche Art, zu denken, so sehr ein, daß man diese oft unterdrücken muß, wenn man jenes beobachten will. Die Art unsrer langen und großen Ehrenwörter thut in dergleichen Briefen dem Ausdrucke und den Gesetzen der Sprache viele Gewalt an. Wir haben Abstrakta gemacht, und den gnädigen Herrn in die Gnade, den Hochedlen in das Hochedle, und so weiter verwandelt. Man soll nach dem Befehle der Brieffsteller diese Titulaturen an bestimmten Stellen wiederholen. Dieses muß nothwendig Ekel und Bangigkeit im Ausdrucke verursachen. Man soll nicht, wie man meistens im Umgange redet, durch Sie, Ihnen, Ihre, sondern durch Dieselben, Dero, Deroselben, Höchstdenenselben, reden. Und wenn alles dieses nicht die Grammatik beleidigte: so beleidigte es doch das Ohr. Will man das Hochgebohrne nicht alle Augenblicke wiederholen: so muß man lange Perioden machen, und Sätze, die natürlicher Weise unverbunden gesagt werden

Den

den wollen, in einen Perioden zwingen. Unsere Anführer treiben uns noch weiter. Wir sollen aus Ehrerbietung für andre, die Wörter von ihrer natürlichen Stelle verdrängen, und zum Exempel nicht sagen: Nachdem ich so glücklich gewesen, Ew. Excellenz Befehle zu vollziehen; sondern: nachdem Ew. Excellenz Befehle zu vollziehen, ich so glücklich gewesen bin. Diese und noch viele andre Kleinigkeiten, die man beobachten soll, machen es beynabe unmöglich, einen solchen Complimentbrief natürlich abzufassen. Sie stören die freye Art zu denken, so wie vielleicht die weitschweifigen Titulaturen in den Kirchengebeten die Andacht stören, wenn wir, indem wir z. Ex. um Gnade für den Lehnsherrn des Dorfs bitten, zugleich den ganzen Titel des gnädigen Herrn herbeten hören, über dem man oft zwey, bis drey mal Athem holen muß.

Die Bittschreiben und Dankfagungsbriefe an große Herren sind weit leichter zu machen, als die leeren Complimente. Man hat einen wahren Inhalt, dazu sich immer verschiedne Umstände, verschiedne Gedanken anbieten, die man von der Großmuth, von dem edelmüthigen Bestreben seines Gönners, uns und andre glücklich zu machen, von den Wohlthaten selbst, die er uns schon erwiesen hat, hernehmen kann. Das Verlangen, andre zu unserm Glücke geneigt zu machen, und die Dankbarkeit, sind beredte Empfindungen, und man hat im Schreiben mehr zu befürchten, daß sie uns zu übertriebnen Gedanken bringen werden, als daß sie uns gar keine eingeben sollten. Ob nun wohl dergleichen Briefe an große Herren mehr Schmuck vertragen, als andre, und ob man gleich mit einem vornehmen Manne nicht schläfrig sprechen soll: so muß man sich doch auch nicht dem Balzaci-

schen

schen oder Boitürischen Geschmacke überlassen, und weder, ohne auszuruhen, noch auch, was der größte Fehler dieser Männer ist, immer auf einen Schlag sinnreich seyn. Muntre Köpfe sind diesem Unalücke am leichtesten unterworfen. Es hat diesen beiden Männern nicht an Wiße gefehlet. Nein, sie haben eher zu viel Wiß. Sie pralen damit. Sie wollen ihn stets anbringen, es koste, was es wolle. Alles, was sie betreten, soll eine Rose werden. Sie verschwenden ihre Hyperbolen in den Lobsprüchen, ihre Gegensätze in dem Scharfsinnigen. Sie werden also, zur Unzeit und gezwungen, sinnreich in ihren Briefen. Endlich sind sie immer auf einerley Art wißig, und alles, auch das Beste, ermüdet, wenn es immer eben dasselbe bleibt. Boitüre ist ohne Zweifel dem Balzac noch vorzuziehen, wenigstens sind einige von seinen scherzhaften Briefen \* angenehm zu lesen. Boileau hat

\* Der Herr von Voltaire setzt die Zahl derselben bis auf viere oder fünfe herunter, und meynt, daß die übrigen nicht viel höher zu halten wären, als die Briefe des Boursault und le Pays. (S. seinen Temple du Goût.) Wir wollen uns des Boitüre nicht annehmen; aber daß Herr Voltaire den Büßy mit seinen Briefen nicht in den Tempel lassen will, scheint eine kleine Tyranney zu seyn. Die Fehler seiner Briefe sind Fehler seines Herzens, und nicht seines Verstandes. Die Sprache seiner Eigentliebe ist bez

schwerlich, das beständige Wehklagen über sein Unglück ist ein Fehler; aber deswegen hört seine Schreibart nicht auf, natürlich, leicht und fein zu seyn. Pitavall beschwert sich über diesen Ausspruch des Herrn Voltaire: Il lui a fait une aussi grande injustice, qu'on la lui feroit, si on ne l'y plaçoit même: je ne crois pas que nous ayons rien dans le stile Epistolaire, qui surpassé le stile fin & aisé du Comte de Büffy. S. *Causés celebres* Tom VI. p. 317.

hat beider Schreibart in zween Briefen an den Herzog von Vivonne nachgeahmt \*, und seine Nachahmung ist die beste Satyre, die man dawider machen kann. Eine Probe von den Balzacischen Schönheiten mag folgender Brief \*\* an die Marquissin von Montausier seyn. Er wünscht ihr zu ihrer Niederkunft Glück.

### Madame,

Ob mich gleich meine Krankheiten von den Pflichten des bürgerlichen Lebens befreien: so will ich mich doch meines Privilegii heute nicht bedienen. Es giebt Gelegenheiten, wo alle Privilegia aufhören müssen, und Sie haben uns eine so gute Nachricht von sich hören lassen, daß ich darüber vergessen habe, daß ich krank bin. Sie hat die Kraft gehabt, mich aus einem Schlummer zu erwecken, aus dem der Ruf von Frankreichs Siegen, und die Triumphlieder der öffentlichen Zeitungen mich zu ermuntern nicht vermögend waren. Sie hat mir die Freude gegeben, so wenig ich auch fähig war, Freude anzunehmen. Da sie mir nur die süße Gemüthsbewegung wieder gegeben hat, die ich gar verlohren zu haben glaubte: so halte ichs für meine Schuldigkeit, Ihnen, Madame, für mein eignes Vergnügen zu danken, das ich in dem Ihrigen finde. Die Festtage Ihres Hauses sind keine Privatfeste, und bilden Sie sich ja nicht ein, daß Sie nur für sich allein glücklich sind. Nein, Madame, es ist ein Licht, womit Sie die Welt ausgeschmückt haben; es ist ein Glück, das Sie unserm Jahrhunderte zuwege gebracht

\* S. den vierten Theil seiner Werke, d. 93. S. Amst. 1733. 8. Ausg.

\*\* Lettres de Mr. Balzac, 2. Amsterd. 1664. p. 356.

62 Von dem guten Geschmacke

bracht haben. Und weil ich mich neuerlich wieder zum Poeten aufgeworfen: so wird es Ihnen nicht fremd vorkommen, wenn mir ein Wort entfährt, das prophetisch klingt. Ich kann von dem nicht niedrig reden, noch eine nur geringe Hoffnung von dem haben, was sich von zwei Personen herschreibt, für die ich eine so hohe Ehrerbietung trage. Man kann in dem Falle unmöglich verwegne Wünsche thun, wenn Sie dieselben erfüllen sollen. Und weil die vortreffliche Erziehung nicht weniger von Ihnen selbst herkommen soll, als die vortreffliche Geburt: so glaube ich auch nicht weniger wahrhaft in meinen Prophezeihungen zu seyn, als ich jetzt in der Versicherung bin, zeitlebens zu seyn 2c. 2c.

Dieser Brief läuft von den Schönheiten der Vergrößerung und des Gegensatzes über. Jeder Period hat etwas von diesen beiden Stücken. Gleich in dem zweyten erscheint eine überflüssige Sentenz. Der dritte ist eine ungeheure Hyperbole. In dem folgenden setzt er, Freude geben und Freude annehmen, einander entgegen. Gleich darauf fällt ihm das Verliehren der süßen Empfindung ein, um es dem Wiedergeben entgegen zu stellen. Er fährt fort: „Ich habe es für „meine Schuldigkeit erachtet, Ihnen für mein eignes „Vergnügen zu danken, das ich in dem Ihrigen „finde.“ Wieder ein sinnreicher Spruch! Der folgende Period redet aus eben dem Tone. Darauf wechselt er mit einer Hyperbole von dem Lichte ab, mit dem die Marquissin die Welt ausgeschmückt. Nunmehr spielt er mit den Worten Poet und prophetisch. Er entschuldiget sich unmittelbar darauf wegen des Prophetischen in einem Gegensatz. Er kann nicht

nicht niedrig von einem Kinde denken, das von Aeltern herkömmt, für die er eine hohe Ehrerbietung hat. Und wie gekünstelt ist nicht der Schluß! Balsac gleicht bey nahe in seinen Briefen einem Menschen, der nach dem Tacte auf einen zugeht, um ihm ein Compliment zu machen; der bald ein Seitenpas, bald ein Vorpas macht, darauf eine Capriole schneidet, und, wenn er sich uns genähert hat, zu guter Letzt mit dem einen Fuße battirt.

Wir wollen noch etwas wenigens von Briefen sagen, deren Inhalt aus bloßen Erzählungen besteht. Sie scheinen die leichtesten zu seyn, so wie sie vielleicht die gebräuchlichsten und nothwendigsten sind. Wenn man nichts sagen will, als daß heute dieser Fall, morgen ein anderer sich zugetragen hat: so wird freylich nichts leichter seyn. Aber dieses heißt eine Sache nur erwähnen, und nicht erzählen. Wir wollen nicht bloß wissen, was vorgegangen ist, sondern oft auch, wie es erfolgt ist. Wir wollen eine Sache in den Umständen wissen, durch die sie eine Begebenheit geworden ist; allein wir wollen sie auch bald wissen, und nichts hören, was nicht zur Sache etwas beyträgt. Aus diesem Grunde entstehen die Haupttugenden der Erzählung, die Deutlichkeit und die Kürze. Diese beiden Regeln zu vereinigen, ist die Kunst im Erzählen. Man muß die Umstände prüfen können, die zur Sache gehören. Man muß die Ordnung nicht stören, in welcher sie auf einander gefolget sind. Man muß die geringen bald aussen lassen, bald etliche in einen zusammen ziehen, das heißt, sein Gedächtniß, seine Augen und Ohren mit Verstande ausschreiben, und nicht mehr Worte brauchen, als nöthig ist. Diese Art zu erzählen ist schon ein großes

großes Verdienst für Briefe. Allein man kann durch die Kürze leicht dunkel werden, und nicht allein der Deutlichkeit schaden, sondern auch der Erzählung eine große Zierde, ich meine, das Muntre, dadurch be- nehmen. So erzählen, daß man die Sache nicht allein versteht, sondern daß man glaubt, sie selbst zu sehen, und ein Zeuge davon zu seyn, das heißt lebhaft erzählen. Dieses geschieht durch die kleinen Gemälde, die man im Erzählen von den Umständen, oder Personen, entwirft, insonderheit wenn man die Per- sonen zuweilen selbst reden läßt, und uns dadurch mit ihrem Charakter bekannt macht. Man redet oft selbst im Erzählen den andern an, und fragt ihn, wie wir bey einer Sache zu thun pflegen, die wir mündlich erzählen, oder die wir wirklich vorgehen sehen. Man antwortet sich; man streut kleine Betrachtungen ein, die uns unser Wit, oder unsre Belesenheit hergeben. Alles dieses am rechten Orte, mit Anständigkeit, nicht zu häufig, kurz, so thun, daß alles, so sehr es entbehrt werden kann, doch zur Innruhm der Geschichte un- entbehrlich gewesen zu seyn scheint, dieses ist das Ver- dienst der Erzählung. Selbst wenn sie privatlich ist, bleibt sie noch allezeit auf gewisse Weise eine Art der Poesie. Wie es überhaupt in der Poesie gewisse Schönheiten giebt, die nicht durch Regeln erklärt wer- den können, die so wohl Glück als Sorgfalt sind; wie es in ihr, so wohl als in der Musik, namenlose Unnehmlichkeiten giebt, die sich durch keine Metho- den lehren lassen, und die, wie Pope \* spricht, eine

Mei<sup>e</sup>

|                                              |                                                 |
|----------------------------------------------|-------------------------------------------------|
| Some beauties -- no Precepts<br>can declare, | Are nameless graces, which no<br>methods teach, |
| For there's a happiness as well<br>as care,  | And which a Master hand alone<br>can reach.     |
| Musick resembles Poetry; in<br>each          | <i>Essay on Criticism. v. 142.</i>              |

Meisterhand allein erreichen kann: so geht es auch mit vielen Schönheiten der prosaischen Erzählung. Livius ist ein Meister in dieser Art zu erzählen. Man darf nur seinen Streit der Horazier und Curiazier mit des Herrn Rollins Anmerkungen lesen, wenn man sich davon überzeugen will. Die Personen, denen man erzählt, können, nachdem sie hoch, oder uns gleich sind, im Erzählen vieles verbieten, und vieles erlauben. Die Sachen selbst, nachdem sie wichtig, oder nicht wichtig, weitläufig, oder kurz, traurig oder lustig sind, verlangen immer anders erzählt zu werden. Man muß dieses der Klugheit eines jeden überlassen.

Wie wir nicht immer aus Nothwendigkeit mit einander reden, sondern auch zum Vergnügen: so giebt es auch Briefe, die zum Vergnügen geschrieben werden. In diesen Briefen haben wir die Erlaubniß, sinnreich zu seyn, und tausend Dinge, die in ernsthaften Briefen unnatürlich seyn würden, können hier natürlich seyn. Es ist ganz etwas anders, halb im Ernste, oder zum Scherze sinnreich seyn. Ich will im Scherze nicht so wohl überreden, als den andern auf eine angenehme Art unterhalten. Er sieht meine Absicht, und willigt gleichsam unter der Bedingung dar ein, daß ich sie glücklich ausführen werde. Es ist also bey solchen Briefen nicht die Frage, ob man von dergleichen Dingen, als darinnen vorkommen, im gemeinen Leben so sinnreich, und so fortgesetzt sinnreich, zu reden pflegt. Nein, es ist die Frage, wenn man solche Briefe vor sich hat, ob die Sache die Einfälle verträgt, ob dieselben der Mühe werth sind, ob sie, als witzige Einfälle betrachtet, gut und richtig sind, ob sie ungezwungen sind. Wenn das ist, so mag der Brief durch und durch sinnreich seyn, er wird immer in seiner Art natürlich



lich bleiben. Man betrachtet ihn nicht so wohl von der Seite eines Briefs; man sieht ihn für einen witzigen Aufsatz in Form eines Briefs an, und nach dieser Aussicht beurtheilet man ihn. Man untersucht nicht so wohl, ob uns oder vielen diese Art zu reden eigen ist, sondern vielmehr, ob sie dem Verfasser leicht geworden ist. Die Prosa ist, überhaupt betrachtet, allemal natürlicher, als die Poesie. Allein, wenn wir ein gut Gedichte lesen, in welchem alles ohne Zwang, und doch weit feiner gesagt ist, als man profaisch davon zu reden pflegt: so ist es uns genug, daß diese Art zu denken dem Verfasser natürlich läßt, und wir wissen es ihm Dank, daß er so, und nicht anders mit uns geredet hat. Wir fragen nicht, ob es ihm keine Mühe gekostet, ob er keine Kunst dabey angewandt hat. Wir sind zufrieden, wenn wir diese Mühe, diese Kunst nicht sehen. Es gefällt uns an ihm, daß er so glücklich ist, immer das Beste und Feinste an einer Sache zu finden, ohne darnach gerungen zu haben. Wir halten seinen Witz für keine Pralerey, wenn wir sehen, daß er nicht so wohl für seinen Ruhm, als für die Sache und für unser Vergnügen besorgt gewesen ist. Eben dieses findet auch bey den sinnreichen Briefen statt, in so weit diese sinnreiche Art zu denken nicht vielen, sondern nur wenigen eigen ist. Man tadelt die Fontenellischen und andre diesen ähnliche Briefe nicht deswegen, weil wir ordentlich in unsern Briefen nicht sinnreich zu reden pflegen; sondern deswegen, weil ihr Sinnreiches nicht selten gezwungen und frostig ist; wenigstens sollte man sie nur aus diesem Grunde tadeln. Wenn endlich solche Briefe auch ihrer Natur nach gut sind, so ist es doch kein Wunder, wenn eine ganze Sammlung von scharfsinnigen Schreiben den Leser

Leser

Leser bald müde macht. Je länger unser Geist von einem angenehmen Eindrucke angestrengt wird, desto geschwinder wird das Vergnügen, das wir dabey empfinden, zum Verdrusse. Und ob der Wein gleich weit geistreicher ist, als das Wasser, und ob wir ihn gleich mehr lieben, als dieses: so werden wir ihn doch weit eher satt. Die sinnreiche Schreibart greift unsern Geist empfindlich an. Sie giebt uns immer etwas zu thun, indem sie uns das Unerwartete, das Neue wahrnehmen läßt; aber eben dadurch ermüdet sie in der Länge. Wie aber solche Briefe einzeln geschrieben werden: so sollte man sie auch nach der Wirkung, die sie einzeln thun, beurtheilen, und nicht aus dem, was sie verursachen, wenn man sie hinter einander liest. Allein auch einzeln genommen, können sie ermüden, wenn sie lang, und immer aus einem Tone sinnreich sind; so wie überhaupt eine abgemessene, geschmückte, und lebhaftere Schreibart, ohne Abwechslung, ohne Mannigfaltigkeit, wenn sie auch mit guten und hellen Farben ausgemalt ist, dennoch, weder in der Poesie, noch in der Prosa lange vergnügen kann\*. Man sollte also die sinnreichen Briefe kurz machen; und wenn dieses nicht angeht, doch nicht Schritt vor Schritt sinnreich seyn. Ein anders ist, sich in der Schreibart ungleich werden, und aus dem Feinen in das Grobe fallen; ein anders, die Schreibart nicht immer gleich durch anstrengen. Niemand muß einen Anspruch auf diese Gattung der Schreibart machen,

E 2

den

\* Vel ex poetis, vel ex oratoribus possumus iudicare, concinnam, distinctam, ornatum, festivam, sine intermissione, sine reprehensione, sine

varietate, quamvis claris sit coloribus picta vel poesis, vel oratio, non posse in delectatione esse diuturna. Cic. de Orat. L. III. p. 477. edit. Elz.

den die Natur nicht dazu gebildet hat. Und niemand, dem es an Lebhaftigkeit und einem lachenden Witz fehlt, wird es durch alle Regeln, durch alle Mühe, auch nur bis zu dem Leidlichen in der sinnreichen und scherzhaften Schreibart bringen. Alle Regeln werden ihm zu nichts helfen, als daß er auf ihre Rechnung Fehler macht. Wenn man den Klugen durch seinen Scherz nicht gefällt, so kann man sicher wissen, daß man keine Gabe dazu hat, wenn man auch noch so viel Lust dazu hätte. Wer eine Fähigkeit zu dieser Schreibart hat, bey dem wird sie durch das Lesen munterer Briefe nicht allein erweckt, sondern auch zugleich befruchtet werden. Er wird nicht nöthig haben, daß man ihm die Quellen anzeigt, aus welchen man schöpft, wenn man scherzhaft und galant seyn will; wenn man z. E. Höhere zum Scheine tadeln, ihnen zum Scheine widersprechen, ihnen zum Scheine nicht gehorchen; wenn man denen Vorwürfe machen will, denen man aus Ehrerbietung keine machen soll; mit denen von Liebe reden will, die man beleidigen würde, wenn man es auf eine ernsthafte Art thäte. Man wird in den Poesten des Abts Chaulieu verschiedene schöne Briefe von dieser Art finden, die er an die Herzoginn von Bouillon geschrieben hat.

Es giebt eine muntre Art zu reden, die der Freundschaft und Liebe ins besondere eigen ist. Sie kömmt mehr aus dem Innersten des Herzens, als aus dem Ueberflusse des Witzes her. Sie ist nicht so wohl sinnreich, als naif. Man sagt seine wahre Meynung mit einer gewissen Sorglosigkeit, mit einer Offenherzigkeit, die den Wohlstand zu vergessen scheint, und die doch gefällt, weil sie aus einem freudigen und immer zufriednen Herzen quillt. So redet die muntre Dabet mit ihrem Liebhaber. Sie liebt ihn im Ernste,

ste,

ſie, und redet doch ſelten ernſthafft von der Liebe. Alles iſt Scherz, und doch Scherz, der aus Zärtlichkeit entſpringt. Ihr Charakter iſt Freude und Vergnügen, ſo wie der Charakter des Chaulieu, und ihre Liebe richtet ſich nach dieſem Charakter. Sie ſagt mitten im Lachen ihrem Liebhaber die zärtlichſten Sachen. Sie nimmt ſich kleine Freyheiten heraus, welche Mannsperſonen unverſchämmt laſſen würden; allein ihr ſtehen ſie wohl. Ihre Briefe ſind wegen der kleinen Schönheiten, die oft in einzelnen Worten beſtehen, nicht wohl zu überſetzen. Man muß auch mehr, als einen leſen, wenn man ihre Schreibart ſchmecken will. Weil dieſe Briefe beynaher ſchon hundert Jahre alt, und nicht gar zu bekannt ſind: ſo würde ich etliche zur Probe herſetzen, wenn nicht die Welt bald eine Ueberſetzung davon zu hoffen hätte.

Von ſolchen aufgeweckten Briefen trifft man verſchiedne gute in den griechiſchen Briefen des Alciphrons und Ariſtänets an; denn alle kann man ſie von einem gewiſſen ſophiſtiſchen Wiße wohl nicht frey ſprechen. Wer dieſe oft ſehr freyen Galanterien im Griechiſchen nicht leſen kann, der muß mit einer nicht ganz getreuen Ueberſetzung\* zufrieden ſeyn, die man im Franzöſiſchen davon hat. Des Alciphrons Briefe ſind nicht alle überſetzt, ſondern nur die galanten gewählt.

E 3

\* Lettres d'Aristenete aux quelles on a ajouté les Lettres choiſies d'Alciphron, traduites du Grec, à Londres 1739. Ariſtänets Briefe ſind eher Gemälde und Beſchreibungen, als Briefe im gewöhnlichen Verſtande. Wer die meiſten griechiſchen Briefe, Briefe von

fünf oder ſechs und dreißig verſchiednen Verfaſſern, theils Philoſophen, theils Rednern und Lehrern der Redekunſt, beſammen ſehen will, der findet ſie in einer Sammlung in zweyen Bänden in 4, die Aldus Manutius 1499. zuerſt heraus gegeben.

wählt. Es stehen in den bremischen Beiträgen, im zweyten Bande, ein paar Uebersetzungen, die man mit Vergnügen lesen wird.

Viele von den scherzhaften Briefen des le Pays im Französischen, und die meisten von denen, die man von Neukirchen in dieser Art hat, fallen zu sehr in das Kurzweilige, in das Grobe, oder auch Grostige, als daß man sie jemanden anpreisen könnte. Man lese folgenden Brief von Neukirchen, wenn man sich einen Ekel vor der unverschämten Art zu scherzen erwecken will.

An Callisten.

Meine Jungfer,

Ich habe schon anderthalb Tage nichts gegessen, und ängste mich so abscheulich, daß ich mir nicht mehr ähnlich sehe. Meine Jungfer wird vielleicht meinen, daß ich es darum thue, weil sie schon zwey Tage mit mir gezürnet. Es ist wohl etwas: aber die größte Schuld hat mein Philax, welcher gestern früh verschieden, und ein so unglückliches Ende genommen, daß die Seele schon vor der Thüre war, als mein Junge mir allererst verkündigte, daß er stürbe. Ich kann nicht sagen, wie ich mich darüber quäle, absonderlich, weil mich alle meine Leute beschuldigen, daß ich an seinem Tode Ursach sey. Der arme Schelm hatte unsers Nachbars Amarelchen gesehen, und besuchte sie etliche Tage nach einander so oft, daß ich endlich fürchte, es möchte zu einer wahren Liebe ausschlagen. Weil ich nun aus meinem eigenen Exempel wuste, daß nichts schädlicher sey, als dieß Feuer, wann man es nicht bey Zeiten löschet: so wollte ich ihm die Gelegenheit darzu benehmen, und schloß ihn etliche Tage in meine Kammer. Inzwischen  
unters

unterh'elt ich ihn mit guten Speisen, ich schmeichelte ihn mehr als sonst, und bemühte mich auf allerhand Art, ihn aufzumuntern: Aber dessen allen ungeachtet blieb er betrübt, und rührte sich nicht von der Stelle, wann ich ihn nicht mit Gewalt aufjagte, bis endlich dieser erbärmliche Fall erfolgte, und er sich vor Herzeleid und Kummer todte geprümet. Ich weis, daß ihm meine Jungfer sehr wohl gewollt, und darum kann ich mir leicht einbilden, wie sie sich über diese Zeitung geberden wird. Wie? wird sie sagen: Hätte er denn nicht können klüger seyn? Der arme Hund hat es ihm ja genug gewiesen, daß er ohne seine Buhlin nicht länger leben könnte: Warum hat er ihn nicht wieder los gelassen? Ich bekennne es, meine Jungfer, ich habe geirrt, und wann ich gewußt hätte, daß ich irrte, so würde es wohl schwerlich geschehen seyn. Allein meine Jungfer weis, daß sie mich quälet, Sie hat meine Liebe selbst angezündet, und kann leicht schliessen, daß ein Mensch empfindlicher ist, als ein Hund, und daß ihr alle Stunden an mir begegnen kann, was ich an meinem Philax erlebet. Gleichwohl höret sie nicht auf, mich einzukerkern, und meynet, sie habe ihre Sache ganz wohl gethan, wann sie mich nur mit Worten speiset, da sie mich doch inzwischen durch ihre unerträglichen Befehle zu Grabe schicket. Ach Calliste! Sie beherrschet mich allzustrenge. Je mehr ich mich bemühe zu thun, was sie befiehet, ie mehr befiehet sie mir zu thun, was ich nicht kann. Und also ist es unmöglich, ihr zu zeigen, daß ich wahrhaftig sey, wie ich es doch von Herzen bin,

Meine Jungfer,

Dero gehorsamster Knecht ic.

E 4

Muß

Muß Calliste nicht ein Vergnügen über diese schalkhafte Vergleichung gehabt haben, durch die sie erinnert wird, daß die Liebe ihres Liebhabers gegen sie eben so stark, ja wohl noch stärker ist, als die Liebe seines Hundes gegen Nachbars Amarelchen war! Hätte der Verfasser wohl ein nachtheiliger und schmutziger Bild für sich und seine Schöne wählen können? Es hat sich schon vor Neukirchen ein Autor unter den Deutschen gefunden, der seine Landsleute in Briefen hat wollen scherzen und galant sprechen lehren. Ich meyne den Verfasser der Neu-Aufgerichteten Liebes-Cammer\*, Franzisch. Damit also die Jugend ermuntert werde, sich dieses lustige und nützliche Buch bekannt zu machen, und ihren Geschmack in scherzhaften und galanten Briefen darnach zu bilden: so will ich ein Exempel daraus hersehen.

## CCI Brief

## An Clymenen.

Was ein Kuß sey?

Zum höchsten wundert mich, schönste Clymene, daß sie von mir schriftlich verlangt zu wissen, was eigentlich ein Kuß sey: da ich doch vermeyne, es könnte ihr diese Wissenschaft mündlich viel bequemer bengefüg werden. Dann dafern sie nur einen einigen aus gewogez

\* Der ganze Titel dieses Buchs heißt: Neu-Aufgerichtete Liebes-Cammer, darinn allerhand höflich verliebte Sendschreiben an das löbliche und anmuthige Frauenzimmer, auch andre Personen, abgefaßt und beantwortet sind: voll

mancherley Erfindungen so wohl zierlicher Schreibgrüsse und andrer Formularn, als vieler feltner Liebesfälle und mehrer Sachen, so der Jugend nicht nur lustig, sondern auch guten Theils nützlich zu lesen, erbauet durch C. F. 1679.

wogenem Herzen rührenden mir ertheilte; würde sonder Zweifel die erfolgreiche Empfindung ihr gnugsamen Unterricht geben, was das Küssen sey und bedeute, und was Sinnen-beliebte Veränderungen daraus entstehen. Weil sie derowegen die geschickteste Meisterinn ist, eine solche Frage aufzulösen; möchte ich die Antwort lieber geben, als schreiben, wann es nach meinem Wunsch und Gefallen ergienge. Ich will aber meine Meynung unter ihren Willen demütigen, und kürzlich ihren gnädigen Befehl verrichten, so gut es immermehr möglich, in einer Sache, welche sich besser durch die That, weder mit Worten und Buchstaben erklärt.

Jedoch wisse die Schönste, daß ich solches so blos, ohne Bedingung einiges Lohns, nicht thun könne; sondern aufs wenigste ein paar Küsse, zur Vergeltung meines Diensts, darüber hoffe; um zu prüfen, ob meine Feder wol oder übel davon geschrieben.

Der Kuß ist gleichsam das aufgedruckte Siegel eines Lieb- und Treubeflissenen Willens: Ein Pfandschilling künftiger Vereinigung: Die stumme, aber allervernehmlichste Sprache des verliebten Herzens: Ein Geschenk, das man giebt und verliert: Ein Abdruck brünstiger Zuneigung auf einer Korallinenpresse: Ein paar gegen einander schlagende Feuersteine: Ein Karmesinrothes Wundenpflaster der Liebe: Ein süßer Lippenbiß: Ein holdseliger Munddruck: Eine Speise, die man mit rothen Löffeln zu sich nimmt: Ein Zuckerbrod, das nicht sättiget: Ein Obst, so man zugleich pflanzet und abbricht: Die allerschnelleste Frage und Antwort zweyer Herzen: Der vierte Grad der Liebe.

Befindet sie diese Beschreibung und Eigenschaften des Kusses nicht richtig: Wolan, Schönste, so last uns eine nach der andern an unsern Lippen fürnehmen und



eraminiren, und widerlege sie mich durch die Erfahrung, so ichs etwan nicht recht getroffen.

Ihrer Liebe ergebener,

N. N.

Ein Kuß ist ein Abdruck brünstiger Zuneigung auf einer korallinen Presse. Die Lippen sind koralline Pressen, denn sie sehen roth, und lassen sich von der Zuneigung, wie vom Drucker, zusammenziehen, und daraus entsteht ein Abdruck, das ist der Kuß. Ein Kuß ist ein Paar gegen einander schlagender Feuersteine. Hört man bey dieser Abbildung nicht die Küsse vernehmlich schallen? Und weil die Küsse das Feuer des Herzens vermehren: so sind sie freylich Feuersteine. Das karmesinrothe Wundenspflaster der Liebe, und die Speise, die man mit rothen Löffeln zu sich nimmt, verstehet sich von sich selbst. Daß aber der Kuß der vierte Grad der Liebe seyn soll, möchte manchem deswegen nicht gefallen, weil er nicht weiß, was die ersten drey Grade sind, und weil ihm vielleicht die Grade der Tortur dabey einfallen könnten; wozu das Vorhergehende, die allerschleunigste Frage und Antwort zweyer Herzen, auch etwas beizutragen scheint.

Muß man nicht glauben, wenn man dergleichen Schriften liest, daß die Ausländer ehemals nicht Unrecht gethan haben, wenn sie den deutschen Wiß zu einem Sprichworte gemacht? In welcher Sprache hat man, auch in den Zeiten des schlimmsten Geschmacks, so viel außerordentlich elende und so wenig schöne Werke der Wohlredenheit und Poesie angetroffen, als vielleicht in der unsrigen? Und wenn werden wir den Schimpf der schlechten Schriften durch  
den

den Werth so vieler guten auslöschen können? Ich habe diese Exempel gar nicht angeführt, um darüber zu spotten, denn dazu gehört sehr wenig; sondern um die Jugend zu erschrecken, und ihr sichtbar zu zeigen, in welchen witzigen Unsinn man verfallen, und wie sehr man sein Vaterland verunehren kann, wenn man ohne Geschmack, ohne Regel, ohne die Alten zu kennen, die Feder ansetzt. Die Billigkeit ist mein Fehler gar nicht; allein ich würde meiner selbst gespottet haben, wenn ich dergleichen Beyspiele ernsthaft hätte beurtheilen wollen.

Unter den deutschen Briefen, aus unsern Zeiten, haben sich die Freundschaftlichen Briefe, in Ansehung des vertrauten Scherzes, und, in ihrer Art, die Sendschreiben an gute Freunde, die in Danzig als ein Wochenblatt herausgekommen sind, den meisten Beyfall erworben. In der That muß man sich wundern, warum es in unsrer Sprache noch so sehr an guten Briefen und Romanen fehlt, da man in den übrigen Arten der Beredsamkeit und der Dichtkunst schon glücklich gewesen ist. Sollten denn gute Redner und Poeten nicht auch gute Briefe schreiben können? Sehen wir dieses nicht am Cicero, Plinius, und unter den Neuern am Chaulieu, an Racinen, an Rousseau, an Voltairen, an Popen,\* und

vies

\* In seinen galanten Briefen werden vielleicht nicht alle dasjenige finden, was sie von einem so großen Namen erwarten. Wie glücklich hat einer seiner Landsleute das Eigenthümliche der Briefe zu treffen

gewußt! ich rede von dem Verfasser der Clarissa. So verschieden die Charaktere seiner Personen sind, so läßt er doch jede, von der Clarissa an bis auf die Marabella herab, so schreiben, wie diese Personen geschries

geschries

vielen andern? Sind wir schon zu groß, als daß wir uns bis auf Briefe herunter lassen sollten, oder sind wir zu bequem dazu? Ist unsre Sprache zu starr und unbiegsam, oder schreiben wir mehr Briefe in fremden Sprachen, als in unsrer eignen? Oder sind wir nur zu derjenigen Beredsamkeit geschickt, welche Mühe und Kunst verlangt? Vielleicht machen es einige von diesen Ursachen, daß wir noch nicht mehr Briefe im guten Geschmacke haben. Vielleicht haben auch geschickte Leute aus Bescheidenheit ihre Briefe nicht auf. Vielleicht ist es auch gefährlich, wahre Briefe herauszugeben, weil man oft der Welt seine Heimlichkeiten verrathen, und ihr durch seine Briefe seinen Charakter entdecken muß. Allein, aller dieser Ursachen ungeachtet, haben doch andre Nationen ihre guten Briefe in ihrer eignen Sprache; und ich weiß nicht, was die Ausländer, wenn sie unsre Sprache lernen, von uns denken sollen, daß wir keine haben; oder was sie von dem guten Geschmacke eines Landes denken sollen, das für unnatürliche Briefe eingenommen ist. Wie man auf den guten oder bösen Geschmack einer Nation aus den öffentlichen Lustbarkeiten, aus den Schauspielen schließt, die sie liebt: so schließt man vielleicht noch sicherer aus der Schreibart, die sie zu dieser oder jener Zeit in ihren Briefen liebt, auf ihre gezwungenen oder ungezwungenen, auf ihre guten oder ausschweifenden Sitten, und auf die pedantische oder vernünftige Art ihres Umgangs.

geschrieben haben würden, wenn sie wirklich existiret hätten; und dieses Meisterstück des Witzes verdient unter den

Briefen eine ebenso vorzügliche Stelle, als unter den Romanen.

gangs. Den guten Geschmack in einem Lande überhaupt, und insonderheit den guten Geschmack in Briefen herzustellen, braucht nicht eine große Anzahl guter Köpfe auf einmal aufzustehen. Nein, etliche wenige, die zu einer leichten und lebhaften Schreibart geböhren sind, werden in kurzer Zeit, ohne alle Regeln, blos durch ihre Klugheit beynahe alles ausrichten. Sie ziehen durch ihre natürlichen, einfältigen und oft un- nachahmlichen Schönheiten die Leser an sich; sie erwerben sich in kurzem die meisten Stimmen. Man liest sie, weil sie uns gefallen. Man liest sie wegen der Hochachtung, die sie sich bey andern erworben haben, eben so begierig, als seines eignen Vergnügens wegen. Diejenigen, die nicht gleich das Gute und Feine davon empfinden, schämen sich doch, den Klugen und den Meisten zu widersprechen, und treten halb gezwungen auf die Seite des guten Geschmacks. Man ahmet endlich diese Beyspiele nach, und will eben so schön schreiben, wenn man gleich nicht mit gleichem Glücke schreibt. So werden durch wenig gute Beyspiele, die in ihrer Art vortreflich sind, die richtigen Empfindungen des Natürlichen und Feinen in andern erweckt und unterhalten, und der gute Geschmack geht vom Freunde zum Freunde, vom Vater zum Sohne, von der vernünftigen Mutter zur Tochter fort, und wird der herrschende Geschmack.

Ein Redner und Poet zu werden, das steht nicht in unsrer Gewalt; aber seine Gedanken von Dingen, die entweder keine Gelehrsamkeit erfordern, oder die uns bekant sind, in einer anständigen und vernünftigen Schreibart vorzutragen, diese Geschicklichkeit können sich alle junge Leute durch eine gewisse Übung erwerben. Gleichwohl treiben sie die beiden ersten Kün-

ste

ste oft lieber fruchtlos, als daß sie sich mit der beschäfftigen sollten, in welcher sie glücklicher seyn könnten. Wenige von denen, die studiren, sind genöthigt, öffentliche Redner abzugeben; aber keiner kann die Schreibart der Briefe und die Beredsamkeit des gemeinen Lebens entbehren. Und mich deucht, wenn junge Leute bedenken wollten, daß Briefe wider unsern Willen Verräther unsers Verstandes, und oft unsers ganzen Charakters sind; daß sie Mittel sind, andern eine gute oder schlechte Meinung von unsrer Geschicklichkeit bezubringen; daß sie Beweise sind, ob es dunkel oder helle, ordentlich oder unordentlich, gesund oder krank in unserm Geiste aussieht, ob wir zu leben wissen oder nicht; daß sie also sehr oft Mittel sind, uns Hochachtung und Liebe zu erwerben, unser Glück zu befördern oder zu hindern: so sollten sie sich mehr Mühe um die Schreibart der Briefe, und da diese, ohne die Kenntniß der Sprache nicht richtig seyn kann, auch mehr Mühe um ihre eigne Sprache geben. Cicero, so groß er war, war doch nicht zu groß, um sich nicht bis zu einem Sprachfehler \* mit seiner Critik herab zu lassen, den sein Tiro in einem Briefe begangen hatte. Wie sorgfältig bestraft nicht Racine, der Aeltere, seinen Sohn in seinen Briefen, wenn er ein Wort unrecht gebraucht! Es ist ein Vergnügen, wenn man sieht, daß so große Geister über die Richtigkeit ihrer Sprache so gar in Briefen gewacht haben. Gut und richtig schreiben, wenn man sich

\* .. sed heus tu, qui *κατωδ*  
esse meorum scriptorum soles,  
unde illud tam *ακροπον*, valetu-  
dini fideliter inserviundo? vnde

in istum locum fideliter venit?  
cui verbo domicilium est pro-  
prium in officio .. Epist. 17.  
Lib. XVI.

sich einmal dazu gewöhnt hat, kostet nicht mehr Mühe, als schlecht schreiben. Schlechte Briefe schreiben, und studirt haben, das macht dem Studiren nicht viel Ehre. Und wenn man auch nichts sucht, als verstanden zu werden: so ist doch gewiß, daß keine Schreibart leichter verstanden wird, als die gute. Man sollte also selbst an die niedrigsten Personen, seines eignen Nutzens wegen, immer noch gut schreiben. Ich will durch alles dieses niemanden, der einmal in dem Besitze einer übeln Schreibart ist, in seinem Rechte stören. Nein, man kann sie haben, und immer noch ein wackerer und brauchbarer Mann seyn. Ich will nur diejenigen jungen Leute, die gütig genug sind, eine Bitte von mir anzuhören, ersuchen, daß sie sich bey Zeiten an eine natürliche und regelmäßige Schreibart in Briefen gewöhnen; daß sie sich ihre Aufsätze im Anfange von guten Freunden und Kennern beurtheilen lassen. Diese Kritiken werden sie aufklären, und sie das Natürliche, das Wohlstandige besser finden lassen, als dicke Bände voll trockner und unbestimmter Regeln.



Briefe.

## Brieſe.



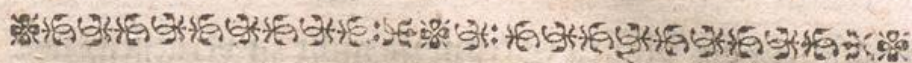
## Erſter Brief.

An den

Herrn Rittmeiſter von B\*\*\*\*.

Es iſt wahr, meine Briefe an Sie enthalten bey nahe einerley; immer Verſicherungen, daß ich Sie von Herzen liebe, daß ich Sie hoch ſchätze; immer Dankſagungen und gute Wünſche. Aber was kann ich dafür? Liebte ich Sie weniger, und wären Sie nicht ſo redlich gegen mich geſinnt: ſo würde ich nicht beſtändig von Ihnen und von meiner Ergebenheit reden können. So lange Sie alſo Ihr Herz gegen mich nicht ändern, (und wie könnten Sie das?) ſo ſtehen Sie beſtändig in der Gefahr, einerley Briefe von mir zu leſen. Doch was ſchadets? Können die Verliebten in ihren Briefen, ohne es überdrüſſig zu werden, von nichts, als von Liebe, reden: ſo müſſen auch gute Freunde von der Freundschaft reden können, ohne dabey müde zu werden. Mögen doch andre ihre Blätter mit täglichen Neuigkeiten anfüllen, wir wollen ſie mit den Empfindungen unſers Herzens anfangen und beſchließen. Es iſt für mich eine Sache von der größten Wichtigkeit, Ihr Freund zu ſeyn, und ich fühle ſo viel Vergnügen dabey, wenn ichs Ihnen ſage, daß ichs Ihnen ganz gewiß noch viel hundertmal ſagen werde. Leben Sie wohl, und lieben Sie mich.

Zweyter



## Zweyter Brief.

Madam,

Freuen Sie sich! Ich bin entsetzlich für meinen Eigensinn bestraft worden. Dasmal auf einer Landkutschsche gefahren, und nimmermehr wieder! Sie haben mir dafür, daß ich mich nicht erbitten lassen wollte, noch einen Tag länger bey Ihnen zu bleiben, und die Post zu erwarten, unmöglich so viel Böses wünschen können, als mir auf meiner Rückreise begegnet ist. Ueber sechs Meilen habe ich zween Tage auf der Kutsche, und eine Nacht in der Schenke zubringen müssen. Werden Sie das wohl glauben? Den linken Arm trage ich in einer Binde, und ich wäre sehr glücklich, wenn ich den Kopf auch in einer tragen könnte; so zerschlagen ist er mir. Ich habe binnen acht Tagen noch nicht ein vernünftiges Wort denken können, und wer weis, ob ichs jemals wieder lerne. Das hätte noch gefehlt! Doch die Beschwerlichkeiten des Fuhrwerks sind immer noch das wenigste, wenn ich an meine Reisegefährten denke. Stellen Sie sich einmal vor, wie ich in einem schwer bepacten Wagen nebst drey Personen unter einem blauen Tuche, darunter man hätte ersticken mögen, eingeschlossen sihe. Ich will Ihnen diese Leute auf die Art bekannt machen, wie ich sie habe kennen lernen. Ein bejahrter Mann mit einem hagern Gesichte, das völlig ein Dreyeck ausmachte, mit ein paar kleinen pechschwarzen Augen, mit einer Nase, die ganz über seinen Knebelbart herunter hieng; kurz, ein Mann in einer gelben Perücke, in einem grünen Rocke, in einer ledernen Weste, mit einem schwarzen Degengehenke

S

um



umgürtet, die blauen Strümpfe nicht zu vergessen, war mein Nachbar. Ich sahe ihn Anfangs für einen Zahnarzt an, und hielt den Mund fest zu, damit er nicht etwan mitten im Fahren seine Kunst an mir probiren möchte. Indem ich die übrigen Gesichter auffuchen will: so stößt er mich ziemlich freundschaftlich in die Seite, und präsentirt mir seine beinerne Schnupftobacksdose. Mit Verlaub, sieng er an, wo wollen Sie hin? Ich antwortete ihm kurz: Nach Leipzig; und machte ihm eine finstre Mine, weil ich nicht mit ihm reden wollte. Aber je finstrer ich ausah, destomehr gewann er mich lieb. Ich dachte, fuhr er fort, Sie wollten etwan übermorgen der Execution in Zeitz mit beywohnen. Es soll eine arme Sünderinn geköpft werden, und einer von unsern Leuten soll sein Probestück machen. Ich will gern sehen, wie es ablaufen wird. Er hat mir geschrieben, daß die Delinquentinn einen sehr kurzen Hals hat. Je nun, wenn er sich auch nicht daran wagen wollte: so bin ich doch da. Und wenn der Hals in den Schultern steckte; so muß er bey mir auf einen Hieb herunter. Hier fühlte ich wirklich nach meinem Kopfe. Ich zitterte, ich sah das Stühlchen bringen, ich sah das Schwerdt unter einem blauen Mantel hervorragen, ich sah alles. Einer von den beiden übrigen Reisegefährten, der, wie ich am Ende erfuhr, ein Leinweber war, bezeigte unserm ehrwürdigen Manne die meiste Hochachtung, und erkundigte sich sorgfältig bey ihm nach allen Personen, die in diesem Jahrhunderte im Sächsischen waren abgethan worden. Und das war unserm Scharfrichter schon recht. Er erzählte mit einer henerischen Beredsamkeit alle Executionen, denen er als eine Hauptperson, oder als Colleague, seit der Zeit seines tragenden Amtes, das hieß, seit fünf und vierzig

vierzig Jahren begewohnt hatte, und wünschte nichts mehr, als daß er sein künftiges Jubiläum recht feyerlich, nämlich mit dem Schwerdte in der Hand, begehren möchte. Ein kalter Schauer lief mir nach dem andern über den Leib; allein ich konnte zu keiner Ohnmacht kommen; denn er weckte mich allemal durch eine Henkergeschichte, die noch schrecklicher als die erste war, wieder auf. Unter diesen freundlichen Gesprächen, wozu noch seine Curen kamen, die er an Menschen und Vieh gethan hätte, waren wir zwey Meilen weit gefahren, und also schon in N = = = Hier stieg unser Scharfrichter ab, und bedauerte sehr, daß er das Vergnügen nicht haben könnte, weiter mit uns zu reisen, weil er sich hier wegen seiner Patienten (es war eine Viehseuche in dem Dorfe) einen Tag lang aufhalten mußte. Nunmehr holte ich das erstemal aus freyer Brust Athem, nachdem ich drey Stunden, wie eine Taube, die den Stößer sieht, mich nicht geregt hatte. Ich danke dem Himmel, und wünschte dem Scharfrichter noch allerhand Böses, als ein junger Mensch, den ich noch wenig bemerkt hatte, aus dem Hintertheile der Kutsche hervor kroch, und des Scharfrichters Platz, der bequemer war, einnahm. Ich sahe ihn für einen jungen Studenten aus J = = an, und er ließ mich nicht lange in meiner Ungewißheit. Er hatte gehört, daß ich nach Leipzig wollte, und mochte mich, meiner verdrießlichen Mine wegen, vermuthlich für einen Schulcollegen halten. Er war eben nicht ungesittet, aber desto gelehrter. Er besuchte nach einem halben akademischen Jahre seinen Herrn Vater zum erstenmale, und wollte vermuthlich an mir die Weisheit versuchen, die er zu Hause ausschütten wollte. Der Leinweber schlug sich Feuer zum Tobak an. Dieses erinnerte meinen

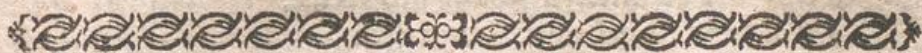
jungen Gelehrten an die Electricität. Er brachte die ganze Sache in ein System, und docirte so gelehrt, daß der Leinweber vor Erstaunen die Pfeife aus dem Munde fallen ließ. Er hielt mein Kopfschütteln, das mir das Stoßen des Wagens verursachte, unstreitig für einen Widerspruch. Dieses machte ihn nur hitziger, und seine Augen wurden ganz elektrisch. Er fiel auf den zureichenden Grund, und demonstirte mir, daß mir die Haare zu Berge stunden. Ich wollte eben aus dem Wagen steigen, als der Leinweber zu ihm sagte: Ich möchte Sie predigen hören, es geht Ihnen vortrefflich vom Munde. Ja, sagte er, ich werde die Kanzel bey meinem Vater besteigen. Sind Sie ein Theolog? fieng ich in aller Angst an, ich dachte, Sie legten sich auf die Philosophie. Nein, rief er, ich räume nur durch die Philosophie in der Theologie auf. Wer nicht demonstiren kann, kann auch keine Bibel erklären, und noch weniger predigen. Mosheim und Jerusalem, das sind Schwäzer; mein Zuhörer muß überzeugt werden ::: Hier hätte ich mir beynah den Scharfrichter wieder zurück gewünscht; denn so lange dieser da gewesen war, hatte unser Demonstrant kein Wörtchen geredt. Ich fragte ihn endlich aus Noth, ob er auch ein Poet wäre. Er versicherte mich, daß er es schon auf der Schule weit in der Poesie gebracht hätte, jetzt aber käme ihm ein Poet wie ein Seiltänzer vor. Er schalt auf den Herrn von Hagedorn, und von meinen Versen sagte er, daß kein Iudicium darinnen wäre. Lob genug! Zu meinem Glücke konnte er das Fahren nicht länger vertragen. Er stieg ab, und der Leinweber gieng aus Dankbarkeit mit unserm Kunstrichter etliche Stunden zu Fuße. Auf einen so glücklichen Tag sollte eine noch glücklichere Nacht folgen. Unser  
 Kuts

Rutscher kehrte in einem Dorfe ein. Der Wirth von der Schenke war mit seiner Frau auf eine Hochzeit gereiset, und hatte die Herrschaft seinem Sohne, einem Lämmel von funfzehn Jahren, überlassen. Sie können leicht denken, daß nichts zu essen da war; aber das verschlug mich nichts. Der Hunger vergieng mir, so bald ich in die Stube trat. Ich wünschte mir nichts, als gut Wasser. Man brachte mir ein Glas, und in dem Glase zugleich alle Gattungen von Gewürme, die in dieser Gegend seyn mochten. Ich fragte, ob ich keine Stube oder Kammer mit einem Bette bekommen könnte, und versprach, es doppelt zu bezahlen. Aber vergebens! der junge Laffe antwortete mir, daß sie ihre Kammern selber brauchten, und in den meisten Obst liegen hätten. Ich klagte meine Noth dem Fuhrmanne, dieser brachte es so weit, daß die Streu um neun Uhr zurechte gemacht wurde. Ich war krank, und konnte nicht länger aufdauern. Kaum hatte ich mich auf das Stroh geworfen, und den Fuhrmann gebeten, sich neben mich zu legen, damit ich vor dem Geslehrten sicher seyn möchte, als man die Fische aus der Stube schaffte. Hierüber wurden alle die jungen Hühner, Gänse, Schweine, und was zeither unter dem Ofen geschlafen hatte, lebendig, und besuchten mich, eins um das andre, auf meinem Lager. Gleich darauf kamen vier bis fünf Mägde mit Körben, und schütteten Hopfen in die Stube. Was soll denn das werden? fieng mein Fuhrmann, der schon bey mir lag, an. Wir wollen Hopfen lesen, rief des Wirths Sohn, ich habe jung Volk aus dem Dorfe dazu gebeten, damit wir bald fertig werden. Ach Madam, wie ward mir bey dieser Anstalt zu Muth! bis um zwölf Uhr mußte ich das Lärmen und den Witz einer Stube voll verz

lieber Knechte und Mägde anhören. Mein Fuhrmann, den ich in der Angst umarmte, und ihm alles versprach, und ihn zu meinem Erben einsetzte, so krank war ich, fieng an zu schmählen, und zwar ziemlich nachdrücklich. Er redte mit des Wirths Sohne von der Peitsche. Aber was war es? Eine verbuhlte Magd kam, und küßelte ihn auf der Streu, und brachte es mit ihren Liebkosungen dahin, daß er aufstund, und selbst mit schekerte. Nun war ich ohne Trost. Der Hopfen war gelesen, die Stube ward ausgekehrt, und jetzt nahm der junge Wirth seine Geige von der Wand, und spielte sein Leibstückchen. Der Großknecht nahm die Großmagd bey der Hand, und eröffnete den Ball. Ich hätte vor Staub ersticken müssen, wenn ich länger liegen geblieben wäre. Ich bath des Wirths Tochter, ein Mädchen, das zu stolz war, mit zu tanzen, sehr demüthig, daß sie mir eine Kammer einräumen sollte. Kurz, ich bewegte sie, daß sie mich in ihre eigne führte, und mir auch ein Nachlicht gab. Ich warf mich auf das Bette, von dem Hofengeruche, und dem Staube, und der Musik ganz betrunken. Ehe ich so glücklich war, ein Auge zuzuthun, liefen ein paar Mäuse schrecklich über mich weg. Ich, der ich vor diesen Thieren natürlicher Weise zitterte, sprang aus meinem Bette, setzte einen Stuhl auf den Tisch, und mich auf den Stuhl, und so blieb ich sitzen, bis ich hörte, daß der Fuhrmann die Pferde fütterte. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich Ihnen alles auf einmal erzählen wollte. Vergeben Sie mir, daß ich Ihnen schon so viel erzählt habe. Wer redet nicht gern von seinen ausgestandnen Unglücksfällen? Ich küsse Ihnen die Hand für alle die Freundschaft, die Sie mir acht Tage lang

lang

lang in Ihrem Hause erwiesen haben, und thue ein Gelübde, lieber ein Vierteljahr länger an einem Orte zu bleiben, als mit einer Landkutsche zu fahren. Ich bin 2c.



## Dritter Brief.

An den

Herrn von P\*\*\*.

Was machen Sie? Was macht Ihre liebe Gemahlinn? Doch kann ich mir diese Frage nicht selber beantworten?

Ihr liebt und schmeckt das Glück der Zärtlichkeit,  
In aller der Vollkommenheit,  
In welcher aus der goldnen Zeit  
Ihr Bild der Welt zurück geblieben;  
In aller der Vollkommenheit,  
In welcher in der alten Zeit  
Uns die Dvide lehrten lieben;  
In aller der Vollkommenheit,  
In welcher in der neuern Zeit  
Die Fontenellen sie beschrieben.

Können Sie an der Seite einer so liebenswürdigen Gemahlinn wohl anders, als zufrieden, leben? Ich sehe sie den Augenblick zu Ihnen in das Zimmer treten.

Sie kömmt, geführt von Unschuld und Vergnügen,  
Gefälligkeit und Sehnsucht blickt aus ihr,  
Und Liebe herrscht in allen ihren Zügen.  
Sie sieht sich um. Nach wem? nach Dir!  
Ihr Auge spricht: O laß michs wagen,  
Und was ihr Auge sprach, mit meinen Worten sagen?

„O P: mein ganzes Herz ist Dein,  
 „Nie kann mich Deine Wahl, nie Dich die meine reu;  
 „Nein, jeder Tag muß Zeuge seyn,  
 „Daß keine wahre Freud uns fehlet,  
 „Seit unsre Herzen sich gewählet,  
 „Und der beglückten Wahl sich freun.  
 „Ein jeder Blick muß Zeuge seyn,  
 „Daß wir stets zärtlicher empfinden,  
 „Daß wir stets fester uns verbinden,  
 „Und jeden Augenblick berein,  
 „Den wir nicht ganz der Liebe weihn.  
 „Ein jedes Wort muß Zeuge seyn,  
 „Daß wir uns selbst die Freuden geben,  
 „Die alle Stunden sich verneun;  
 „Daß uns vergebens Sorgen dräun,  
 „Daß wir vor keinem Unfall beben,  
 „Und daß, so lange wir nur leben,  
 „Uns alle Tag ein Fest der Liebe prophezeihn.  
 „Ein jeder Kuß muß Zeuge seyn,  
 „Daß wir kein größ' Glück wissen,  
 „Als uns Zeit Lebens zu genießen,  
 „Als uns zu sehn, zu sprechen, und zu küssen.“

Ich denke noch mit einer Art der Entzückung an die  
 vergnügten Augenblicke, die ich in Ihrer Gesellschaft  
 und an der Seite Ihrer vortrefflichen Gemahlinn zuge-  
 bracht habe. Ich sehe noch jede kleine Mine, mit der  
 sie einander lieblosen, und einander tausend schöne  
 Dinge sagen. Ich höre noch alle die aufrichtigen Lob-  
 sprüche, mit denen Sie mir Ihre Gemahlinn beschrie-  
 ben. Ich sehe noch die Röthe und die niedergeschlagenen  
 Augen, die ihr diese Lobsprüche abnöthigten. Ich höre  
 sie noch bitten, daß Sie sie nicht loben sollten, und je-  
 des Wort überzeugt mich noch, daß sie es verdient.  
 Warum kann ich denn nicht oft um Sie beide seyn,  
 und an Ihrem Beispiele die Stärke der Liebe, der Ein-  
 tracht,





richtig sollte trösten können, und Sie sind zu betrübt, als daß Sie meinen Trost anhören sollten.

Was soll ich, Dich zu trösten, sagen?  
 Du klagst, und ich will mit Dir klagen,  
 Dieß ist der beste Trost für dich.  
 Du weinest aus gekränktem Herzen.  
 Ja weine! Sie verdient die Schmerzen,  
 Und ihr Verlust erweicht auch mich.  
 Wer wird nun Deine Ruhe lieben?  
 Mit Dir sich in der Tugend üben?  
 Mit Dir sich eines Glücks erfreuen?  
 Mit dir die Last der Sorgen theilen?  
 Dir, wo Du gehst, entgegen ellen?  
 Die Freundschaft, Welt und Wollust seyn?

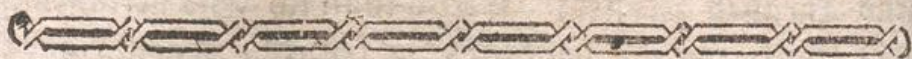
Nein, ich will Ihre Thränen nicht hindern; sie sind Liebe, sie sind die zärtlichste Liebe, sie sind die sichersten Beweise von dem Werthe Ihrer seligen Gemahlinn, und Sie wären Ihrer nicht würdig gewesen, wenn Sie sie weniger beklagen könnten. Bedauernswürdiger Freund! Wie bald haben Sie aufgehört, der glücklichste Ehemann zu seyn! In dem ersten Jahre Ihrer Ehe verlieren Sie eine Gemahlinn, die noch nicht das neunzehnte Ihres Lebens vollendet hat, die Sie unaussprechlich liebt, die das edelste Herz besaß; ein Herz, zur Ehre der Tugend und zum Glücke der Welt geschaffen! Sie verlieren sie, nachdem Sie Ihnen einen Sohn geschenkt hat. Mein ganzes Herz weigert sich, eine Person, der ich das längste Leben versprochen und gewünscht habe, die ich noch vor wenig Wochen in der Blüte der Gesundheit, mit allem Reize der Schönheit und Anmuth geschmückt, gesehen habe, von der mich jedes Wort entzückt, und zum stillen Verehrer ihres Geistes gemacht hat; ja, betrübter Freund, mein ganz

ganzes Herz weigert sich, diese Person sich jetzt im Sarge vorzustellen. Der Abschied Ihrer Gemahlinn, den mir Ihre Frau Schwester überschrieben, hat mich tausend Thränen gekostet: »Also muß ich Sie verlassen? « O Gott, warum habe ich Sie kennen, warum habe ich Sie lieben müssen? Sie, Sie machen mir mein »Ende schwer, sonst nichts in der Welt :::: Kann ich »Sie denn nicht noch ein Jahr besitzen? Doch, Herr, »nicht mein Wille, sondern der deinige geschehe! :::: »Verlassen Sie mich. Ich liebe Sie, ich sterbe. « Ich habe Ihnen die Worte der Seligen mit Fleiß hergesetzt. Es ist die größte Betrübniß für Sie darinnen; aber auch sehr viel Trost. »Verlassen Sie mich. »Ich liebe Sie :::: ich sterbe. « Weinen Sie, liebster Freund, ich weine zugleich. Opfern Sie Ihrer Geliebten die treuesten Klagen. Nur diejenigen, die weder den Werth der Freundschaft noch der Liebe kennen, sehen eine gerechte Wehmuth für Weichlichkeit an, und schämen sich der Thränen, die der Natur zur Ehre fließen. Klagen Sie; aber hören Sie auch eine Bitte von mir an, und hängen Sie Ihrer Wehmuth nicht zu zärtlich nach. Es ist unmöglich, den ersten Regungen zu widerstehen. Es gehört eine gewisse Zeit dazu, ehe sich die Heftigkeit unsrer Empfindungen setzt; aber ich weis, daß Sie dieser Zeit durch die Vorstellungen der Weisheit und Religion zuvor kommen werden.

Denn, Freund, wem ist der Menschen Leben?  
 Der nimmt es, der es uns gegeben.  
 Verehere standhaft seinen Rath!  
 Auch da, wenn uns der Herr betrübet,  
 Ist er der Gott noch, der uns liebet,  
 Und der nach seiner Weisheit that.

Dieß

Dies ist der einzige Trost, den andre, und wir selbst, uns geben können. Ich bedaure Sie von Grund meiner Seele, und bin ic.



## Fünfter Brief.

An den

Herrn von E\*\*\*.

Halb ist es Rache, daß ich Ihnen so spät antworte, und halb Beschäftigung. Rache? werden Sie sagen: Ist nicht mein langes Stillschweigen durch eine Menge verdrießlicher und trauriger Zufälle entschuldigt genug? Nein, mein lieber Herr von E: Sie mußten doch Ihre Noth jemanden klagen, warum haben Sie mich nicht dazu erwählt? Warum haben Sie mir nicht das traurige Vergnügen gemacht, mit Ihnen zu fühlen, indem ich Sie aufgerichtet hätte? Ich weis Ihnen für diese Bescheidenheit, oder Zärtlichkeit in der Freundschaft, keinen Dank. Ich will Ihren Kummer so wohl wissen, als Ihr Vergnügen, und in beiden Fällen fühlen, daß ich Sie liebe. Ihr trauriger Period ist nunmehr vorbei. Was soll ich Ihnen nun sagen? Daß ichs von Herzen gern höre? Das sagen Ihnen alle Leute, die gar nicht Ihre Freunde sind. Aber, wenn Sie mir geschrieben hätten, da Sie noch in voller Empfindung waren: so hätte ich Ihnen auch in voller Empfindung antworten können. Der Himmel gebe Ihnen recht viel glückliche Tage! Ich bitte darum, und hoffe es

es

## Sechster Brief.

93

es gewiß. Die Art, mit der Sie die Unfälle ertragen, ist ein sicheres Verdienst zum Glücke. Melden Sie mir bald, wie Sie leben. Ich liebe Sie mehr, als ich Ihnen sagen kann, und bin &c.

\*\*\*\*\*

## Sechster Brief.

Gnädiges Fräulein,

Wie vortheilhaft haben Sie in einem Briefe an Ihre Freundin von meinem Charakter geurtheilt, und wie glücklich würde ich seyn, wenn ich diese Ehre verdiente! Aber nein, ich sage es Ihnen aufrichtig, ich verdiene sie nicht; und dennoch wünschte ich, daß Sie diese Aufrichtigkeit bewegen möchte, Ihren Ausspruch nicht wieder zurück zu nehmen; so sehr gefalle ich mir bey Ihrem Lobe. Dieses ist eine Eitelkeit, über die ich bey andern spotten würde, und mir vergebe ich sie sehr gern, weil Sie mich dazu verleitet haben, und weil ich weis, daß ich bey dem Lobspruche von hundert andern Fräuleins sehr gleichgültig geblieben seyn würde. Ich danke Ihnen also, gnädiges Fräulein, für Ihre gütige Meinung mit einer gewissen edlen Empfindung, zu der man allein fähig ist, wenn man von Ihnen gelobt worden. Sie haben in eben diesem Briefe an Ihre Freundin gewünscht, reich zu seyn, um mir jährlich eine Pension aussetzen zu können; und ich versichre Sie, daß mich dieser Wunsch mehr vergnügt hat, als mich vielleicht eine Pension von einem großen Herrn vergnügen würde. Ich traue Ihnen, mein Fräulein, nicht allein die Großmuth zu, andre ohne ihr Bitten

Glück

glücklich zu machen, sondern auch diese, ohne sie es wissen zu lassen, wem sie ihr Glück zu verdanken haben. Dieses können nur die edelsten Herzen. Aber, gnädiges Fräulein, wenn es bey mir stünde, so würde ich mir, wenn sie einmal vermählt seyn solten, mehr wünschen, als eine Pension. Ich erinnere mich, daß la Fontaine in dem Hause der geistreichen Marquissin de la Sabliere zwanzig Jahre seinen Aufenthalt, und an ihr eine großmüthige Beschützerinn und Freundinn gehabt hat. Würden Sie nicht de la Sabliere gegen mich seyn, wenn ich la Fontaine wäre? Ganz gewiß. Warum paßt doch die Vergleichung nicht so wohl auf mich, als auf Sie? Warum bin ich doch nicht ein la Fontaine so wohl, als ==? Doch Sie würden böse werden, wenn ich den Gedanken fortsetzte, und eben so wenig darf ich Ihnen sagen, wie viel Leipzig in den Augen Ihrer lebenswürdigen Freundinn, und in meinen Augen verlohren hat, seit dem Sie nicht mehr hier sind; wie Sie beynahе der einzige Inhalt unsrer Gespräche sind, und wie beredt wir werden, wenn wir von Ihnen reden, und Ihnen alles das Glück wünschen können, das Ihre Eigenschaften verdienen; alles dieses darf ich Ihnen nicht wohl selbst sagen. Ich schliesse also, und verbleibe mit der größten Ehrerbietung etc.



Sieben

## Siebenter Brief.

An eben dieselbe.

Gnädiges Fräulein,

Die Freyheit, die ich mir genommen habe, an Sie zu schreiben, würde Ihnen bald zur Last, oder doch zu einer Arbeit werden, wenn Sie jeden von meinen Briefen so sorgfältig und so schön beantworten wollten, wie den ersten. Ich bitte Sie also, mir nur selten, oder nur in ein paar Zeilen zu antworten, und aus dieser Bitte zu schließen, daß ich lieber das größte Vergnügen entbehren, als Ihnen die geringste Mühe machen will. Diese Bescheidenheit ist eine nothwendige Tugend, wenn man so viel Hochachtung für eine Person hat, als ich für Sie, gnädiges Fräulein, habe. Aber warum haben Sie es Ihrer Freundin so hart verwiesen, daß sie Ihnen etwas von dem Beyfalle gemeldet, mit dem ich von Ihrer Schreibart gesprochen habe? Sie liebt Sie viel zu sehr, als daß ihr auch das geringste Lob, das man Ihnen beylegt, gleichgültig seyn sollte; und sie versteht sich viel zu gut auf die Sprache der Ueberzeugung, als daß sie nicht aus meinen Worten, und aus dem Tone selbst, mit dem ich sie ausgesprochen habe, hätte schließen sollen, daß mein Lob keine Schmeicheley wäre. Sie kennen überhaupt die Vorzüge, die Sie vor vielen Personen Ihres Geschlechts haben, zu wenig; und eben dieses Verdienst muß Ihnen die Hochachtung der Welt nur destomehr erwerben, und andre nöthigen, Ihnen die Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, die Sie Sich selbst versagen. Wer so lebhaft und

richtig

richtig denkt, wie Sie, mein Fräulein, der schreibt allemahl schön, und um desto schöner, je weniger er daran denkt, schön zu schreiben. Man lobt die natürliche Freyheit in den Briefen der Madam Sevigne, ungeachtet der kleinen Fehler im Ausdrucke; und selbst ihre Nachlässigkeiten sind noch lebenswürdig. Es ist ganz gewiß, gnädiges Fräulein, daß uns ihr Geschlecht in den Briefen übertrifft, und Sie werden in kurzer Zeit ein neuer Beweis davon seyn. Vergeben Sie mir diesen pedantischen Ausspruch wegen seiner Aufrichtigkeit. Man kann immer noch im Stande seyn, richtig zu urtheilen, wenn man gleich selbst nicht gut schreibt. Beehren Sie mich ferner mit Ihrem gnädigen Andenken, und glauben Sie, daß ichs zu schätzen weis. Ich habe die Ehre, zeitlebens zu seyn &c.



## Achter Brief.

Madam,

Sie sind die beste Frau von der Welt, und ich bin Ihr bester Freund; dabey bleibe ich. Gewiß, Sie verdienen, (lassen Sie diese Zeile Ihrem Manne nicht lesen!) Sie verdienen einen noch bessern und vornehmern Mann, als Ihr E = = ist. Dennoch darf Sie dieses nicht abhalten, ihn ferner zu lieben. Alle Leute können unmöglich so viel Verdienste haben, als Sie und = = = darf ichs sagen? als Sie und ich. Aber wie leben Sie denn in Q = = =? Ist mein Gedichte auf Ihre Hochzeit immer noch eine Fabel? Hört Ihr Mann = = = Geben Sie wohl Achtung! Ich will den Homer

Homern nachahmen, und eine so seltne Begebenheit verdient es ja wohl! = = = Hört Ihr Mann den süßen Namen, Vater, noch nicht? Ja, liebe Freundin, wenn Sie mir noch im alten Jahre einen Gevatterbrief geschickt hätten: so wäre mein Pathe (denn mit einem Sohne müssen Sie die Welt beschenken,) durch mich reich geworden. Ich bekam um diese Zeit ein Geschenk von fünfzig Dukaten für eine kleine Bemühung. Ich wußte in der Eil nicht, wozu ich das Geld anlegen sollte. Bald wollte ich mir ein Haus, bald einen Lustgarten, bald ein Rittergut, endlich gar eine liebe Frau kaufen; und wenn Sie damals gleich einen Gevatterbrief an mich erdichtet hätten: so hätte ich meinem Pather alle diese Dukaten eingebunden. Es waren lauter rare Stücke mit doppelten Herzen, mit Cometen, mit gehörnten Siegfrieden, und dergleichen. = = = Ich soll sie aufheben? wollen Sie mir sagen. Nein, meine gute Charlotte, nunmehr ist es zu spät. Ich besann mich den letzten Tag im Jahre noch, daß ich etliche Kleinigkeiten für Bücher zu bezahlen hätte, und dazu habe ich das Geld angewandt. Warten Sie also lieber bis wieder auf eine solche Begebenheit; denn jetzt könnte ich meinem Pather fast mit nichts, als mit meinem Gebete und mit meinem Segen dienen, in der Sprache der Betschwester zu reden. = = = Ich habe gehört, daß Ihr Mann guten Ungrischen Wein, seinem Stande gemäß, im Keller haben soll. Sagen Sie ihm doch, daß er sich mit einem Antheil sehr beliebt bey mir machen, und zugleich, als mein ehemaliger Respondent, das Präsidium bey mir dadurch abtragen könnte. Ich denke überhaupt, ich werde bald zu Ihnen kommen; denn ich möchte Sie gar zu gern einmal sehen und küssen. Es sind freylich sechzehn Meilen, es ist auch schlechter Weg,



es ist kalt; aber alles dieses wird mich nicht abhalten. Das menschliche Leben ist kurz, ich will reisen, und Sie noch einmal sprechen, und Ihnen ganze Wochen lang sagen, wie viel ich Ihnen Gutes gönne, und wie sehr ich stets gewesen bin, und noch bin &c.

~~~~~

### Neunter Brief.

Madam,

Das Landleben muß doch nicht für alles helfen. Ich bin seit vierzehn Tagen ein rechter Heavtontimorumenos. Lassen Sie mich immer ein Wort brauchen, das Sie nicht verstehen, und das ich Ihnen vielleicht selbst nicht recht erklären kann. Es schickt sich dem Klange nach gar zu gut zu meinem Charakter. Lesen Sie nur das Wort noch einmal. Es hat so was schwerfälliges und verdrießliches bey sich, daß ichs nicht für vieles Geld gegen ein anders vertauschen würde. Ganz gewiß muß es einen unzufriednen und mürrischen Menschen bedeuten, mein Herz sagt mirs; und wenn es auch was anders bedeuten sollte: so will ich doch durchaus, daß es einen Unzufriednen bedeuten soll. Der bin ich, Madam! Ein vollkommner Heavtontimorumenos bin ich seit vierzehn Tagen. Aber warum? Weil ichs bin; weiter weis ich Ihnen nichts zu sagen. Ich bin viel zu verdrießlich, als daß ich nachsinnen sollte, woher mein Verdruß käme; und wie könnte ich auch ungestört verdrießlich seyn, wenn ich lange nachsinnen wollte? Ich habe die schönste Gegend vor mir, und ich nehme mich sehr in Acht, daß sie mich nicht rührt. Ich sehe sie an, und denke nicht auf das, was ich sehe, sondern daran

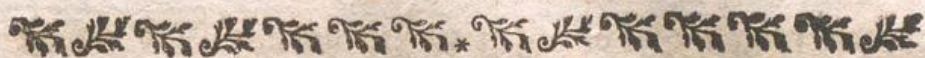
daran

daran, daß ich nicht zufrieden bin. Ich habe gute Bücher um mich herum liegen. Ich möchte dieses, ich möchte jenes lesen, ich möchte sie alle lesen. Ich berathschlage, welches ich lesen will, und nach langen Berathschlagungen nehme ich ein anders, als ich gewählt habe. Ich lese, und fühle nichts, und werfe es weg. Ganz gewiß sind meine Bücher zu lichte für mich. Die Gedanken sollten dunkel, die Sprache sollte ängstlich seyn, dann würde ich lesen. Sagen Sie mir nur, Madam, ob ich etwa krank bin? Wenn es doch der Himmel wollte! Denn, wenn ich nicht krank seyn sollte: so müßte ich beynabe närrisch seyn, und das mag ich doch, ungeachtet meines Hasses gegen mich selbst, nicht seyn. In den ersten Wochen konnte ich mich an den mannigfaltigen Scenen dieser Gegend nicht satt sehen. Ich flog von der Stube, um im Freyen, durch Berg und Thal, durch Fluren und Gebüsche, zu irren; und wenn ich müde war, die Gemälde der Natur zu sehen: so ruhte ich in den vortrefflichen Bildergallerien des Herrn des Dorfs aus. Jetzt komme ich nicht weiter, als von dem Pfarrhause auf den Kirchhof. Ich besuche die Leichensteine, die hölzernen Kreuze, und ruhe nicht, bis ich einen halbverloschnen Namen heraus gebracht habe. Wenn ich auf den Denkmaalen die Worte finde, er starb alt und lebens-satt: so bewegt sich mein ganzes Herz. Ich fühle es alsdann recht eigentlich, daß ich des Lebens müde bin; aber vielleicht in keinem bessern Verstande, als ich es einmal in meinem siebensten oder achten Jahre war. Ich weis nicht, was mir für ein kindischer Wunsch damals fehl geschlagen seyn mochte. Genug, ich warf mich unter einen Baum im Garten, und bat den Tod recht inständig, daß er mich gen Himmel holen sollte; so verhaßt war mir die Welt.

Kurz, Madam, wenn mir der Pfarrer den Kirchhof verschliessen läßt: so weis ich vor Angst nicht mehr, was ich anfangen soll. Aber warum kommen Sie nicht mehr in die Stadt, wenn Sie auf dem Lande so unzufrieden sind? Das weis ich auch nicht, Madam. Ich glaube, ich warte darauf, daß Sie mich bitten sollen. Und wenn Sie mich bitten werden: so werden Sie mich nach meinen Gedanken nicht inständig, nicht herzlich genug gebeten haben, und da werde ich wieder aus Rache nicht zurück reisen wollen. Jetzt läßt mir mein Wirth die Scheere und das Federmesser sehr höflich abfordern. Merken Sie diese List nicht? = = Aber wer hat denn gesagt, daß ich schwermüthig bin? Nein, unzufrieden bin ich nur, nicht bey mir selber, dieß ist es alles; und deswegen läßt man mir das Federmesser abfordern? Sagen Sies auf ihr Gewissen, meine Freundin, können Sie aus meinem ganzen Briefe etwas anders schliessen, als daß ich mürrisch bin, daß ich selbst nicht weis, was ich will, und wenn es hoch kömmt, daß ich hypochondrisch bin. Gut, ich bin es für mich, was kann denn das meinen Wirth verschlagen? Man läßt ja einem jeden das Recht, lustig zu seyn, und mir will man die traurige Freyheit nehmen, niedergeschlagen zu seyn? Das ist artig! Sie sind tausendmal billiger, Madam, Sie wehren mirs nicht. Sie lassen Sich vielmehr meine Unzufriedenheit klagen. Dieses sehe ich als die größte Wohlthat an, und küsse Ihnen die Hand dafür, und bin zeitlebens dafür Ihr zc.

\* \* \* \* \*

Zehn



## Zehnter Brief.

Hochzuehrender Herr,

Ich danke Ihnen ergebenst, daß Sie mich mit dem jungen Herrn L = = haben bekannt machen wollen. Er ist aller meiner Freundschaft und Liebe werth, und seine persönlichen Eigenschaften würden mir schon die Pflicht auflegen, ihm nach meinem Vermögen zu dienen, wenn er auch des niedrigsten Mannes Sohn wäre, und ohne Ihre Empfehlung meine Bekanntschaft gesucht hätte. Um destomehr werde ichs thun, da mich die Freundschaft gegen Sie, und die Hochachtung gegen seinen Herrn Vater dazu verbinden. Gesezt, daß er auch von meinem Umgange keinen andern Vortheil hat, als daß ich ihn vor den Fehlern warne, die ich im Studiren entweder selbst begangen habe, oder wohl noch begehe: so wird er doch mit meiner Aufrichtigkeit zufrieden seyn können. Gelehrt werden ihn schon andre Leute und sein eigener Fleiß machen. Ich erfreue mich, daß er bey seinen wenigen Jahren schon so viel gelesen hat; noch weit mehr erfreue ich mich, daß er Genie hat. Von beiden läßt sich alles hoffen. Leben Sie wohl, und schicken Sie mir bald wieder einen so geschickten Jüngling.



## Eilfter Brief.

An den Herrn von H = = G.

Sie mögen seyn, wo Sie wollen, Sie sind nirgends sicher vor meinen Briefen. Ich habe mir so fest

vorgenommen, Sie von Zeit zu Zeit an mich und an die Hochachtung, die ich Ihnen vor andern schuldig bin, zu erinnern, daß ich Briefe über Briefe schreiben werde. Sie haben mir einmal die Erlaubniß dazu gegeben; und was das schlimmste ist, so finde ich oft eine so große Wollust im Brieffschreiben, daß ich nicht eher aufhören kann, bis der Bogen beschrieben ist. Aber zum erstenmale will ich Sie nicht so sehr erschrecken. Ich habe mit Fleiß nur einen halben Bogen genommen, damit ich nicht in meinen gewöhnlichen Fehler ver falle. Es ist Zeit genug, Sie mit langen Briefen zu bestrafen, wenn Sie mir auf die kurzen nicht antworten. Und o wenn ich nur nicht fürchten dürfte, daß ich mich auf diese Art noch vielmal würde satt schreiben können! In Wahrheit, mein lieber Herr von H., es ist mein größtes Verlangen, eine Nachricht, nur eine kleine Nachricht von Ihren Umständen zu haben. Ich wünsche Ihnen die größte Zufriedenheit, und deswegen möchte ich gern hören, daß Sie zufrieden lebten; und zwar von niemanden lieber, als von Ihnen selbst. Sagen Sie mir dieses, und zugleich, daß Sie noch mein Freund und Gönner sind; so will ich Ihnen wider meine Neigung versprechen, Sie länger, als einen Monat, nicht wieder mit einem Briefe zu überfallen. Es wird meinem Herzen zwar schwer werden; aber dennoch will ich mein Wort halten. Ich bin &c.

\* \* \* \* \*

### Zwölfter Brief.

An den Herrn Sekretär R.

Ich bin Ihnen eine Antwort schuldig; allein wenn ich Ihnen auch keine schuldig wäre: so würde ich doch an

an Sie schreiben, und Ihnen sagen, wie sehr ich Ihr Freund bin, und wie sehr ich wünsche, daß es Ihnen an allen Orten der Welt wohl gehen mag. Freylich wünsche ich auch, daß Sie noch bey mir seyn möchten; und wenn sich Ihr Glück mit diesem Wunsche vertrüge, so würde ich ihn noch öfter thun. Ich bin indessen froh, daß Friede ist, oder daß wenigstens die Leute vom Frieden reden, weil ich auf diese Art Sie am ersten wieder in Sachsen zu sehen hoffe. Schreiben Sie ja oft an mich, sonst werde ich sehr finster aussehen, wenn sie wieder kommen. Ich habe Ihren letzten Brief der Madam S = = vorgelesen, und sie war böse, daß er so kurz war. Wie gefällt Ihnen dieser Lobspruch, zu dem ich in ihrem Namen noch ein Compliment hinzuzusetzen habe? Was macht denn der Herr Major S = =? Sagen Sie ihm nebst tausend freundschaftlichen Grüßen recht viel verbindliches von mir, und leben Sie wohl mit ihm, recht wohl!



## Dreizehnter Brief.

## An drey Schwestern.

Ich begehe eine Freyheit, die sehr neu ist. Wer hat wohl jemals an drey Frauenzimmer zugleich geschrieben, ohne sie zu kennen, ohne sie gesehen zu haben, und ohne ihre Namen zu wissen? Hören Sie mir unbeschwert zu, meine drey unbekanntten Schönen, (wofern anders dieser Brief in Ihre Hände kommen sollte,) wie mirs geht. Heute kömmt Herr L = = zu mir, und zeigt mir einige Briefe von Ihnen, in denen Sie so gütig gewesen sind, mich grüssen zu lassen, und meine Schrif-

ten mit ihrem Beyfalle zu beehren. Ich müßte gar keine Neugierigkeit besitzen, oder, den Lobspruch eines Frauenzimmers zu fühlen, gar nicht im Stande seyn, wenn ich mich nicht nach ihrem Namen hätte erkundigen sollen. Ich that es; aber mein Freund war so boshaft und so eigennützig, daß er mich nicht darauf antwortete. „Ob sie die Namen wissen oder nicht, sieng er trozig an; „genug, es sind drey angenehme und kluge Frauenzimmer, drey liebe Schwestern, die den Geschmack und „ihre verführischen Schriften lieben. Das ist alles, was „ich ihnen sagen kann. Sie wohnen in G. . . . Sehen „sie, hier steht es; aber mehr erfahren sie nicht, und „wenn sie auch vor Neugierigkeit alle Krankheiten auf „einmal bekommen sollten.“ Dieses unbescheidne Compliment beleidigte mich um desto mehr, da mein Herz von dem Lobspruche, den Sie mir ertheilet, noch ganz stolz war? dennoch verbarg ich meinen Unwillen mit einer gewissen lächelnden Mine, die ich vor einigen Jahren bey einem boshaften Hofmanne gesehen hatte, und fragte ihn ganz demüthig, ob er mir denn nicht einen kleinen Brief an diese drey artigen Schwestern bestellen wollte, aber versiegelt. Ja, sagte er, weil sie noch Caffee haben, so will ich eine Pfeife Taback bey Ihnen rauchen; doch, so bald die Pfeife aus ist, so muß der Brief fertig seyn, oder ich bestelle ihn in meinem Leben nicht. Ach! der böse Mensch! Jetzt klopft er den Knaster aus. Er steht gar auf. Ich möchte so gern noch mit Ihnen reden. Ich habe mich ja noch nicht für die Ehre Ihres Beyfalls bedankt; aber nein, er geht. Ich möchte sie so gern um ihre Freundschaft bitten. Ich muß alles vergessen, wenn ich anders will, daß dieser Brief fortkommen soll. Vergeben Sie mirs, und erlauben Sie mir die Ehre, Ihnen in aller Eil

zu sagen, daß ich mit einer ausnehmenden Hochachtung bin ic.



## Vierzehnter Brief.

An den Herrn Sekretär A\*\*.

Sehen sie wohl? Ein rechter deutscher Autor muß keine Oster- oder Michaelsmesse vorbehen lassen, ohne etwas heraus zu geben, wenn es auch nur ein Werk von zween Bogen wäre. Mein, nein, ich lasse mir mein Recht nicht nehmen; ich schreibe, so lange ich gesunde Hände habe. Es ist gar zu hübsch, wenn man sich in dem Messcatalogo, bald darauf in den Zeitungen und in den Journalen, und endlich in den Händen der Welt sieht. Ich komme selten zu jemanden, daß ich nicht für meinen Fleiß belohnt werde, und wenigstens eine von meinen Schriften auf dem Fenster, oder auf dem Nachttische, ganz sauber eingebunden finde. Ich kann Ihnen nicht sagen, was ich da empfinde; aber das weiß ich, daß ich alsdann nicht zu halten bin. Ich eile nach Hause, und nehme die Feder in die Hände, und schreibe, was ich schreiben kann, und stelle mir schon einen neuen Ort vor, wo ich mich wieder finden werde, wenn es auch in den Händen eines Holzbauers seyn sollte. Unlängst komme ich zu meinem Buchbinder. Indem ich mit ihm rede, tritt ein Holzbauer, der bey ihm bekannt ist, herein, und langt aus seinem Kober, in dem ein guter Vorrath Butter und Brod war, meine F. und E. ungebunden hervor. Da, fieng er in seiner Sprache an; bringe mir das Buch fein fest und schien ein. Christoph, sprach mein Buchbinder, wo habt ihr denn das Buch bes



Kommen? Er antwortete ihm ganz trotzig, daß er sich hier gekauft hätte; daß der Schulmeister und der Schulze auf seinem Dorfe, bey denen er das Buch zuerst gesehen, sich bald scheckigt darüber gelacht hätten, so viel spaßhaftes Zeug stünde darinne. Er sagte, daß er einen kleinen Sohn hätte, der schon hübsch lesen konnte, und der ihm des Abends, wenn er von der Arbeit käme, und seine Pfeife Taback in Ruhe rauchte, etwas daraus vorlesen sollte, so würde er kaum nicht in die Schenke gehen. Er war noch jung, der Herr, fuhr er fort, ders in Druck hat ausgehen lassen; ich wollte ihm was abbrechen, aber er sagte, es wäre nicht anders, als vierzehn Groschen, die habe ich ihm auch gegeben. Er hatte noch viel Bücher; das Bücherschreiben muß ihm recht von der Hand gehen. Ihr Narr, sprach mein Buchbinder, der Mann, wo ihr das Buch gekauft habt, hat nichts geschrieben, er handelt nur damit. Seht doch, sieng der Bauer an, ich dachte, es wäre der Herr selber, ich hätte ihm, bey meiner Treue, nicht so viel gegeben. Nunmehr hätte ich gehen können; aber mein Ehrgeiz ließ es nicht zu. Ich hoffte, daß mich mein Buchbinder verrathen sollte, und er that es zu meinem Glück, denn auffer dem würde ich mich dem Bauer selber entdeckt haben. Wenn Sie nur hätten sehen sollen, mit welcher Verwunderung mich der Bauer betrachtete, wie freundlich er mich auf die Achseln klopfte, und mich ermahnte, mehr solch schnackisch Zeug zu schreiben! Ich war den ganzen Tag aufferordentlich aufgeräumt. Ich stellte mir alle meine Leser von dem Größten bis zu dem Holzbauer vor, und beschloß den Augenblick, den zwenten Theil von der G<sup>z</sup> fertig zu machen, den sie mit diesem Briefe erhalten. Schicken Sie mir ihn ja nicht wieder zurück, ich werde schwermüthig darüber. Endlich

lich

lich antworten Sie mir bald, sonst schreibe ich Ihnen keine solchen merkwürdigen Histörchen mehr. Ich bin 2c.

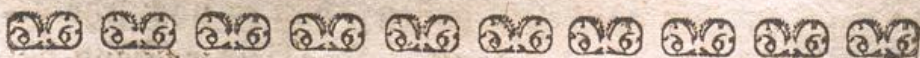


## Fünfzehnter Brief.

## An die Madam S.

Sehen Sie, wie ich mein Wort halte? Sie sind kaum abgereist, so schreibe ich schon an Sie, und ich denke, ich werde so lange schreiben, bis ich Sie wieder zurück geschrieben habe. In der That sind auch seit zweymal vier und zwanzig Stunden fast eben so viel Ursachen entstanden, die alle Ihre Gegenwart zu verlangen scheinen. Ich will Ihnen nur die wichtigsten melden. Ihr Herr Liebster hat gestern Nachmittage das Fieber nebst einem kleinen Friesel bekommen. Er hat mir ausdrücklich verboten, Ihnen nichts davon zu schreiben. Ich habe es ihm auch versprochen; allein in einer Sache, die Sie so nahe angeht, sehe ichs für einen löblichen Fehler an, mein Wort nicht zu halten. Er befindet sich jetzt zwar ganz leidlich, und verschiedene Leute wollen ihn heute auch gar haben ausgehen sehen; ich muß es aber am besten wissen, daß es noch sehr gefährlich mit ihm werden kann. Ihr kleiner Sohn hat von ungefähr den Porzellantisch umgestossen, und gestern Nachmittags = = = darf ichs Ihnen sagen? O wie bedauere ich Sie! = = = gestern Nachmittags, denken Sie einmal das Unglück an! ist Ihr ganzer Silberschrank ausgeräumt worden, ohne daß man bis diese Stunde noch weiß, von wem. Ich würde nicht fertig  
wer

werden, wenn ich Ihnen alle die Unfälle hersetzen wollte, die sich seit Ihrer Abwesenheit zugetragen haben. Nur noch eine Ursache kann ich nicht verschweigen, die mich ins besondere Ihre baldige Rückkunft wünschen heißt. Es ist ein Ruf, den ich nach B === mit der heutigen Post erhalten habe. Ich brauche Ihren Rath mehr, als jemals, je unschlüssiger ich alle Augenblicke werde. Ach, Madam, warum sind Sie doch gereist? Was soll ich denn machen? Das geht unmöglich an, daß ich L == verlassen kann, ohne Ihnen für die tausend Gefälligkeiten zu danken, die Sie mir in so vielen Jahren erwiesen haben. Und gleichwohl = = = Ich dünkte, Sie kämen noch diese Woche zurück. Ihre liebe Mama kann in vier und zwanzig Stunden viel mit Ihnen reden. Kommen Sie doch, ich bitte Sie = = = Ob das alles wahr ist, was ich Ihnen erzählt habe? Ja wohl, Madam, denn wenn ich nein sagte, so kämen Sie nicht so bald wieder. Den Augenblick läßt mich Ihr Herr Liebster rufen. Was wird wieder vorgegangen seyn? Scheint es doch, als ob alles Unglück in Ihrem Hause nur auf Ihre Abwesenheit gewartet hätte. Leben Sie wohl, Madam. Ich eile zu Ihrem Manne, und bin mit der vollkommensten Hochachtung zc.



## Sechzehnter Brief.

An eben dieselbe.

Madam,

Ich habe vorige Nacht einen traurigen Traum gehabt. Sie saßen und schrieben, und ob Sie gleich beynähe sechs

sechzehn Meilen von mir sitzen mochten: so konnte ich durch Hülfe des Traumes doch so viel sehen, daß Sie an einen guten Freund schrieben. Wer war froher, als ich? Ich sah alle Augenblicke, ob Sie mit dem Briefe bald fertig wären, denn ich dachte nichts gewisser, als daß Sie an mich schrieben, ja ich war schon etlichemal im Begriffe, Ihnen den Brief wegzunehmen. Indem kam Ihr kleiner Sohn, und stieß so unvorsichtig an den Tisch, daß die Tinte umfiel. Ich wollte in der Angst entweder nach dem Briefe, oder nach der Tinte, greifen, und darüber wachte ich auf, und quälte mich mit allerhand Auslegungen bis an den Morgen. Ich habe den Traum meiner alten Base erzählt. Sie sagte mir, die Tinte bedeutete Zank und Streit mit Abwesenden. Ach Madam! nur nicht mit Ihnen! Das wolle der Himmel nicht! Mein, ich will Ihnen keine Gelegenheit dazu geben, ich will gern nicht fragen, warum Sie mir nicht antworten. Lassen Sie mir nur die Erlaubniß, daß ich ferner alle Posttage an Sie schreiben, und Ihnen sagen darf, wie hoch ich Sie schätze, und wie viel Leipzig entbehrt, wenn Sie in Dresden sind.



## Siebenzehnter Brief.

Liebe Madam,

Machen Sie sich keine Sorge. Ich denke nicht, daß ich nach B = = = kommen werde. Ich habe ganz was anders im Sinne, und es wird nur auf Sie ankommen, ob mein Einfall ausgeführt werden soll. Ich will zu Ihnen nach S = = = ziehn. Nach S = = = ?  
Warum

Warum denn das? Um den guten Geschmack befördern zu helfen, der in dieser Stadt unter dem Frauenzimmer herrscht. Sollte man denn nicht den Mädchen eben so wohl Collegia lesen können, als den jungen Herren? Warum nicht? Gut, liebe Madam, so suchen Sie mir ein halb Duzend hübsche und witzige Mädchen aus, denen ich einigen Unterricht in der Poesie, in dem Brieffschreiben, in der Philosophie, oder in den Sprachen geben kann. Ich will so wenig ein Pedant, und so wenig ein junger Mensch seyn, als es die Beschaffenheit meiner Zuhörerinnen fordert. Ich will auf öffentliche Kosten eine Frauenzimmerbibliothek anlegen, damit es uns nicht an guten Büchern zum Lesen fehle. Ich sähe es gern, wenn meine Mädchen nicht unter funfzehn und nicht über dreyszig Jahre wären. Sollten einige von meinen Zuhörerinnen sich zur Heirath entschließen: so wollte ich ihnen, zum Besten der Ehe, ein halbes Jahr vor der Hochzeit ein Collegium über die Liebe, über die Klugheit in der Liebe, über die Mittel, sie zu erhalten, sie zu versüßen, und so weiter, lesen. Was meinen Sie? Sollte ich mich nicht um Ihr Geschlecht durch diesen Einfall verdient machen können, und weit verdienter um die Welt, als wenn ich etlichen jungen Herren etwas vorsage, das sie morgen nicht mehr wissen? Mit dem Honorario wollte ichs ganz leidlich machen. Ich läse um die Ehre; und wenn mir die Witzigste von meinen kleinen Freundinen zuweilen einige Liebkosungen machte: so würde ich mich für sehr reichlich belohnt halten. Aber, Madam, in ihrem Hause muß ich wohnen, denn Ihre und des Ihrigen Gesellschaft ist die erste Ursache, warum ich in G = = = leben will. Ich erwarte Ihre Antwort mit der größten Ungedult.

Achtz

## Achtzehnter Brief.

Hochzuehrender Herr Pastor,

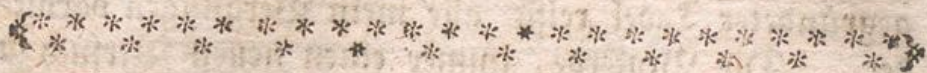
Ich kann Ihnen nicht genug sagen, was ich für ein Verlangen nach Ihrem nähern Umgange habe, und wie oft ich Sie mitten unter meinen andern Freunden vermisse! Gleichwohl glaube ich nicht, daß wir jemals das Vergnügen haben werden, uns von Person zu sehen und zu genießen, außer in einer andern Welt. Da sollen unsre Umarmungen erst angehen, wenn uns eine gewisse Stimme in unserm Herzen sagen wird, daß wir es sind, die sich einander suchen. Gott! Was ist es für eine Wollust um das Gefühl der Freundschaft! Und wie wenig sind derer, die dieses Geschenke des Himmels zu schätzen und zu gebrauchen wissen! Das Andenken Ihrer Gewogenheit soll mir manche schwere Stunden erleichtern helfen; und das Andenken der meinigen thue Ihnen eben diese Dienste! Ich traue es ihr wenigstens zu. Was würde die Welt, die dieser Empfindungen nicht fähig ist, von uns denken, wenn sie uns so reden hörte? Würde man uns nicht für Schwärmer in der Freundschaft halten? Doch was gehen uns die Blöden an, die ihre eigne Menschheit nicht kennen? Ich würde mich kränken, wenn ich weniger genöthigt wäre, Sie zu lieben, und den Werth ihrer Freundschaft zu empfinden. Ich will nunmehr die Angelegenheiten meines Herzens auf einige Augenblicke vergessen, und von Ihnen mir überschickten Werken reden. Ich habe sie mehr als einmal gelesen, und allemal sehr schöne Stücke darinnen gefunden.

funden; aber ganz haben sie mir niemals gefallen. Lassen Sie mich recht aufrichtig reden, mein lieber Freund. Ich bemerke, ungeachtet Ihrer gemachten Verbesserungen, einen gewissen Zwang in Ihren Erzählungen, der sich bald von der kurzen und sich immer gleichen Versart, bald von der Tyranney der Reime herschreibt; einen Zwang, dem Sie durch alle Mühe nicht werden abhelfen können, und der für die Kenner stets beleidigend bleiben wird. Ich habe sie meine Freunde lesen lassen, die alle schon Ihre Freunde sind; und alle diese sind meiner Meynung, und wünschen von Ihnen weit lieber andre Gedichte, als Erzählungen, und lieber reimlose, als gereimte Gedichte, zu lesen. Sie haben mich gebeten, Sie mehr zur Prosa aufzumuntern, in der Sie ungleich stärker und neuer sind, als in der Poesie. Kurz, ich müßte Sie weniger lieben, wenn ich gelassen in die Ausgabe Ihrer Poesien willigen sollte. Verlangt aber Ihr Glück dieses Opfer, so wollte ich doch wünschen, daß Sie ihren Namen nicht vor das Werk setzten. Ich sage Ihnen dieses mit schwerem Herzen; allein ich will lieber einmal wider meine Natur strenge seyn, als wider Ihren Vortheil zu gefällig. Seyn Sie nicht unruhig! Sie haben Verdienste genug um den guten Geschmack. Sie können Ihre Liebe zur Religion und zu den schönen Wissenschaften durch andre Schriften befriedigen, wenn es Ihnen sonst Ihre Amtsgeschäfte erlauben. Genug, Ihr Herz gehöret unter die Herzen der Poeten, und Sie würden viele von denen, die Sie bewundern, erreicht haben, wenn Sie in ihren Umständen gelebt hätten. Was macht Ihre liebe Frau, und Ihr kleiner guter Jacob? Warum haben Sie mich nicht zu Gevattern gebeten? Ich glaube, ich wäre in Person  
gekomm

## Neunzehnter Brief.

113

gekommen; aber funfzig Meilen, das ist freylich ein weiter Weg. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Liebste, und allen, die zu Ihrer Freundschaft gehören, und schreiben Sie mir ja bald wieder.



## Neunzehnter Brief.

An eben denselben.

Wenn Sie auch noch ein halb Jahr geschwiegen hätten: so würde ich doch nicht einen Augenblick auf die Gedanken gefallen seyn, daß Sie weniger mein Freund wären, als ehemals. Mein, ich liebe Sie so sehr, daß ich gar nicht in diese Versuchung gerathen kann. Und so grausam auch der Ausspruch war, den ich in meinem letzten Briefe über Ihre Gedichte gethan: so habe ich doch nicht die geringste schlimme Wirkung für mich befürchtet. Ich sah wohl, daß Ihnen mein Urtheil wehe thun würde; denn ich urtheilte von meinem Herzen auf das Ihrige; allein ich sah auch, daß die Aufrichtigkeit meiner Absichten diesen kleinen Schmerz bald heilen würde. Ich verließ mich auf die Bescheidenheit, mit der ich Ihnen eine bittere Meinung entdeckte, und noch weit mehr auf Ihre eigne Stärke. Es ist in der That eine rühmliche Begierde, ein Autor zu werden. Allein, kaum ist man es: so ist man unruhiger als jemals; und so gern ich, in Ansehung der Welt, die Zahl der guten Scribenten vermehrt sehe: so sehr bedaure ich oft das Schicksal eines Autors, der sich mit tausendfacher Mühe den ungewissen Beyfall der Welt erkaufte, der am Ende noch schwerer zu behaupten,

H

haupten,



haupten, als zu erlangen, ist. Ja, lieber Herr Pastor, ich freue mich, es ist wahr, ich freue mich ausnehmend, wenn ich solche feine Lobsprüche lese, als die Ihrigen sind. Ich gefalle mir; aber wie lange? Ein einziger gegründeter Tadel reißt alle mein Vergnügen darnieder. Die Begierde, immer einen neuen Versuch zu wagen, und die schrecklichen Gedanken: Wird er dir auch gelingen? Wirst du nicht vergebens, nicht zum Untergange deiner vorigen Werke, arbeiten? Ach was sind das für heimliche Peiniger der Poeten! Wollen Sie ja das Vergnügen eines Autors schmecken; nun wohl! Folgen Sie mir nur, und wählen Sie die Prosa. In dieser verspreche ich Ihnen viel Glück, und mir, als Ihrem Freunde, durch Sie viel Ehre. Vielleicht ist Ihrem kleinen Jacob das Glück oder Unglück aufgehoben, sich durch die Poesie groß zu machen. Wie werde ich mich nicht freuen, wenn ich ihm den Ort auf dem Parnasse zeigen kann, den ich gern selbst erstiegen hätte, und den er nunmehr zu erreichen suchen soll! Lehren Sie ihn, so bald es seine Jahre leiden, die Sprachen und Schönheiten der Alten. Wenn er in dieser Verfassung zu mir kömmt: so werden wir schon gute Freunde seyn, und gern mit einander studiren. Der zweyte Theil der G... ist schon an der Michaelsmesse herausgekomen. Ihre Frau Liebste hat also nicht Ursache, auf meine Langsamkeit böse zu seyn; vielleicht aber auf meine Geschwindigkeit, wenn sie das Werk gelesen haben wird. Machen Sie ihr mein ergebenstes Compliment, und lieben Sie mich ferner. Ich bin allemal mit der größten Hochachtung und Aufrichtigkeit &c.

Zwan-

Zwanzigster Brief.

An den

Herrn von A\*\*.

Ihr Geschenke ist mir sehr angenehm gewesen, doch die freundschaftliche Art, mit der Sie mirs gemacht haben, ist mir noch kostbarer, als das Geschenke selbst. Ich werde den Voltaire nie unter meinen Büchern stehen sehen, ohne mich über die Gewogenheit desjenigen zu erfreuen, der ich ihn zu danken habe, und ohne zu wünschen, daß ich sie verdienen mag. Ja je gewisser ich weis, daß Sie keine Erkenntlichkeit von mir verlangen, oder hoffen, destomehr wünsche ich mir eine Gelegenheit, erkenntlich zu seyn, und Ihnen zu zeigen, daß ich wenigstens eben so gern eine Pflicht beobachte, als Sie eine Freygebigkeit ausüben. Eine Gelegenheit weis ich, und die mir auch die liebste ist, wenn sie nur schon da wäre. Sie kömmt gewiß. Ein Herz, wie das Ihrige, kann die Freuden der Liebe nicht lange mehr entbehren. Ja, ich erlebe es noch, ich sehe Sie gewiß noch in den Armen einer lebenswürdigen Gemahlinn; ich sehe

Dereinst noch einen Sohn, entflammt von Deinem  
 Namen,  
 An deinem Beyspiel sich erfreun,  
 Und angeführt von Dir, und kühn, Dich nachzuahmen.  
 Des besten Vaters würdig seyn.

Ich bitte um Ihre Freundschaft, ob ich sie gleich schon habe; um Ihre Briefe, ob Sie gleich nicht gern schreiben;

ben; denn warum schreiben Sie so schön? Ich bitte endlich, Ihrer Fräulein Schwester das ehrerbietigste Compliment zu machen. Wie viel Glück wünsche ich dem, der sie verdient! Leben Sie wohl, recht wohl! Ich bin mit der aufrichtigsten Hochachtung Ihr ergebener Freund und Diener.



## Ein und zwanzigster Brief.

Hochzuehrender Herr,

Um mich wenigstens durch eine gute Absicht um den jungen Herrn von G. = verdient zu machen: so will ich einen Vorschlag zu seiner Erziehung thun. Er ist gar nicht sinnreich, er ist vielmehr natürlich und einfältig, und vielleicht deswegen gut.

Der junge Herr mag ein Staatsmann, oder ein Hofmann, oder ein Soldat, oder ein Besitzer seiner eignen Güter werden: so kann er nie zu viel lernen, und um viel zu lernen, nie zu zeitig anfangen. Die Erziehung zu Hause hat tausend Hindernisse. Ein Hofmeister kann unmöglich alles wissen; und wenn er auch viel weis, so hat er doch nicht allemal die Gabe, gut zu unterrichten, oder ein junges und lebhaftes Herz genug zu unterhalten; und dieß gehört doch nothwendig zu einer guten Erziehung. Wir müssen leicht und angenehm lernen, lernen, ehe wir wissen, wie viel wir zu lernen haben. Es ist nicht genug, zu lernen, wir müssen auch beyzeiten mit der Welt bekannt werden; allein, die Welt zu Hause ist nicht allemal die beste. Wir sehen nur immer einerley Geschöpfe, und wie

## Ein und zwanzigster Brief. 117

wie wir wenig bemerkt werden, so bemerken wir auch andre wenig. Kurz, wir bleiben gern schläfrig in unserm eignen Hause, und werden in unsern Sitten, wo nicht rauh, doch zu einförmig. Man hat zu Hause zu befehlen, ehe man gehorchen lernt, und daher lernt man weder gut befehlen, noch gehorchen. Doch ich will ja kein Buch schreiben. Ich will nur sagen, daß es so wohl für den Verstand eines jungen Menschen, als für sein Herz und für seine Sitten, vortheilhaft ist, wenn er an einem fremden Orte erzogen wird.

Könnte sich die gnädige Mama entschließen, ihren Sohn von sich zu lassen: so wünschte ich, daß er unter der Aufsicht eines Hofmeisters, dessen Herz eben so gut seyn muß, als sein Verstand, je eher, je lieber, nach Leipzig gethan würde. Der junge Herr ist erst zehnt Jahr alt. Dieß sind die glücklichen Jahre, da man noch alles aus sich machen läßt, weil unser Herz nicht weis, was es will. Gibt man uns Gelegenheit, was zu lernen; macht man uns das Lernen mehr zu einem Zeitvertreibe, als zu einer Arbeit: so wird es uns so gar beschwerlich werden, müßig zu seyn. Man weis oft nicht, wozu ein junger Mensch geschickt ist, bis er vieles versucht hat. Es ist also gut, wenn er an einem Orte erzogen wird, wo er Gelegenheit hat, vieles zu sehen und zu hören. Der Herr von G. hat Vermögen, und man kann von Zeit zu Zeit die Lehrmeister in Sprachen, in der Musik, im Zeichnen zu ihm auf die Stube gehen lassen. Er wird auf eine leichte Weise zu den ersten Gründen der Mathematik angeführt. Er tanzt und sicht benzeiten, damit er den Körper in seine Gewalt bekömmt, und derselbe desto dauerhafter wird. Er geht mit seinem Hofmeister in Gesellschaften, und wird der Welt gewohnt, ehe sie ihn

H 3

noch

noch rührt. Er speist an einem Familientische, und wohnt in dem Hause eines angesehenen Mannes, wo er stets glauben muß, daß man auf ihn Achtung giebt. Auf diese Art ist der junge Graf = = als ein Kind nach Leipzig gekommen, bis in sein sechzehntes Jahr da geblieben, und alsdann mit seinem Hofmeister auf Reisen gegangen. So sind jetzt noch verschiedene sehr junge Herren hier. Der Vortheil ist groß. Sie fangen etliche Jahre eher an zu leben, und hören etliche Jahre eher auf, Kinder zu seyn. Kommen sie in dem sechzehnten oder achtzehnten Jahre erst auf Universitäten: so sind sie oft schon zu lüstern nach den Schwachheiten der Jugend, und werden durch die bösen Beispiele, wenn sie auch das beste Herz hätten, nur gar zu leicht zu Ausschweifungen verleitet. Es versteht sich, daß sich der Hofmeister wenigstens auf sechs Jahre dem jungen Herrn ganz und gar widmen, und ihn nie aus der Aufsicht lassen muß. Er muß sein Freund, aber auch sein Gebieter seyn können. Er bildet seinen Verstand und sein Herz, und sorgt, daß diejenigen, die ihn unterweisen, ihre Pflicht wohl in Acht nehmen; aber er lehrt ihn nicht alles selbst. Es versteht sich ferner, daß der Hofmeister auch mehr, als gewöhnlich, belohnet werden muß. Und was ist es denn, ob der junge Herr etliche tausend Thaler mehr oder weniger hat, wenn er dafür geschickt worden ist, der Welt und sich zu dienen, zu seiner Ehre, zu seinem Vergnügen, zu seinem Glücke zu leben, und sein Vermögen vernünftig, zu genießen? Wenn sich Herr K = zu dieser Stelle verstehen wollte: so hielt ichs für sehr gut. Er hat Verstand und Redlichkeit und Welt genug dazu. Einen guten Sekretär könnten Sie wohl noch an seine Stelle finden; aber einen guten Mentor, den zu finden, das ist

ist

Zwey und zwanzigster Brief. 119

ist leider schwer. Ich erwarte Ihren Ausspruch,  
und bin 2c.



Zwey und zwanzigster Brief.

Hochwohlgebohrner Herr,

Wenn Sie mir auch nicht die Erlaubniß gegeben hätten, an Sie zu schreiben: so würde ich mir sie doch nehmen; so groß ist mein Verlangen, Ihnen meine Hochachtung und Ergebenheit zu bezeugen. Ja ich bin so stolz, daß ich gar glaube, daß Ihnen diese Versicherung nicht gleichgültig seyn kann.

Estimer la vertu, c'est toujours ma maxime;  
Voyez vous la raison, pourquoi je vous estime?

Kurz, Sie müßten an meiner Aufrichtigkeit zweifeln, wenn Ihnen dieses Geständniß unangenehm seyn sollte; dazu aber sind Sie zu bekannt mit meinem Charakter. Es ist also gewiß, daß ich vor andern Ihr Freund bin, und niemals ohne Vergnügen an Sie denken kann. Nachdem ich Ihnen dieses gesagt: so dürfte ich bald meinen Brief schließen, damit ichs Ihnen nicht noch einmal sage. Doch, ich kann noch nicht schließen. Ich muß erst fragen, wie Sie leben. =  
Doch recht wohl? Recht zufrieden, und dem Glücke nahe, das Sie verdienen? Ja, ich glaube es, wenigstens weis ich nichts, das ich lieber glauben und hören möchte. Vielleicht bewegt Sie diese aufrichtige Neugierigkeit, bald an mich zu schreiben, und ich würde Sie recht innständig darum bitten, wenn ich dieses Vergnügen nicht vielmehr Ihrer eignen Gütigkeit, als

## Drey und zwanzigster Brief.

meinem Bitten, zu danken haben wollte. Machen Sie mich doch zu Ihrem Vertrauten, wenn ich Ihnen in irgend einer Angelegenheit hier in Leipzig dienen kann. Ich werde es mit Freuden thun, und beständig mit der größten Hochachtung seyn &c.

\* \* \* \* \*  
\* \* \* \* \*

## Drey und zwanzigster Brief.

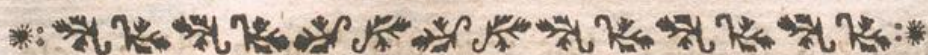
Liebe Mama,

Meine Schwester hat Ihnen gesagt, daß ich mich in Miniatur habe abmalen lassen, und Sie möchten das Bild gern haben, und ich wollte es Ihnen eben so gern schicken, wenn ichs nur noch hätte; aber ich habe es nicht mehr. Wo hast du denn hingethan? Wo ichs hingethan habe? Ich habe es = = soll ichs Ihnen sagen, meine liebe Mama? Ich habe es = = Sie nehmen es doch nicht übel? Ich habe es meinem Mädchen gegeben. Geschwind laß dir's wieder geben, und schicke mir's. Nein, meine gute Mama, das geht nicht an. Das arme Mädchen möchte weinen, wenn ichs ihr wieder nähme, und wer weiß, weinte ich nicht alsdann selbst mit. Ich bin ihr gut, sie ist mir wieder gut, und so sind wir einander schon lange gut gewesen, und ich denke, wir werdens noch lange seyn. Sage mir nur, ob das dein Ernst ist? Du bist ja in deiner Jugend dem Frauenzimmer eben nicht so gewogen gewesen? Das weiß ich selbst nicht mehr, liebe Mama. Aber wenn Sie nur das Mädchen sehen sollten! Sie würde Ihnen gewiß gefallen. Sie ist recht artig, und in meinen Augen schön. Sie sieht

sieht fast so aus, wie Sie auf Ihrem Bilde, als Braut, gemalt sind. Lassen Sie uns immer die Freude, daß wir einander lieben dürfen. Ich rede recht oft mit ihr von Ihnen. Dürfte ich sie denn nicht einmal mit nach Hause bringen? Vielleicht könnte ich sie alsdann bewegen, daß sie Ihnen mein Portrait gäbe. Werden Sie nicht ungehalten, liebe Mama! Sie haben mir ja wohl eher gewünscht, daß ich eine stille und hübsche Frau finden möchte; warum sollten Sie es nicht zugeben, daß ich ein solches Mädchen habe? Ich sinne jetzt nur herum, wie ich zu einem Rittergute kommen will, damit ich Ihnen die Freude machen, und sie heirathen kann; alsdann wollten wir unsre Mama zu uns nehmen; denn nicht wahr, es würde Ihnen besser bey mir gefallen, wenn Sie eine artige Schwiegertochter bey mir fänden?

Ich will den Augenblick zu ihr gehen, und sehen, ob ich das Bild auf einige Tage zum abcopiren bekommen kann. Doch ich zweifle sehr daran. Sie wird von Wankelmuth, Untreue, Falschheit, reden; und ehe ich dieses anhöre, so will ich die Angst, zu halben Tagen so unbeweglich, wie eine Bildsäule, zu sitzen, lieber noch einmal ausstehen, und mich vom neuem malen lassen. Aber, Mama, reden Sie nicht etwan im Eifer ein Wort wider das arme Kind, wenn Sie mir antworten; ich möchte ihr vielleicht den Brief zeigen. Doch dazu sind Sie zu gütig; ich bin einmal Ihr liebster Sohn, und das bleibe ich. Wenn ich gleich ein Mädchen habe, so bin ich doch sonst viel besser, als meine Brüder; und im dreyßigsten Jahre geht dieser kleine Fehler ja noch wohl an ic.





## Bier und zwanzigster Brief. An den Herrn Sekretär R.

Seyn Sie so gütig, und übergeben Sie dem Herrn Grafen den bengelegten Brief. Ich habe mehr, als zehnmahl, die Ehre gesucht, ihm selber bey seiner Anwesenheit hier aufzuwarten; aber ich habe vor den grossen Perücken, vor den Sammttröcken, vor den reichen Westen, nie weiter, als bis an die Thüre des Vorsaals, kommen können, ob ich gleich auch eine Weste mit Franzen anhatte; aber freylich waren es nur seidne. Den Sonnabend in der Zahlwoche wagte ichs, dem einen Bedienten, der mich, ich weis nicht warum, lange ansah, meinen Namen zu entdecken. Nun, dachte ich, wird er dir ein tiefes Compliment machen, und dir durch die Antichambre helfen; aber er blieb ganz gelassen, und ich schämte mich, daß mein Name einem so wohl gewachsenen Menschen unbekannt war. Ich blieb also demüthig stehen, und sah zum Zeitvertreibe die Gesichter an, die zu dem Herrn Grafen wollten, ob ich vielleicht errathen könnte, was sie bey ihm suchten. Bey vielen war mirs unmöglich, etwas heraus zu bringen; sie sahen mir aus, als wenn sie es selber nicht recht wüßten; aber den meisten sah ichs doch mit vieler Gewißheit an, daß sie einen Lobspruch, eine Pension, ein bessres Amt, oder so etwas suchten. Diejenigen, die etwas in dem Busen stecken hatten, oder deren Taschen dick waren, machten mir die wenigste Mühe. Was konnten sie anders anzubringen haben, als Disputationen, und Werke mit Dedicationen? Ich bedauerte den armen Herrn Grafen  
in

in meinem Herzen, und ärgerte mich über die Ungefügmen, die den Grossen ihr Schicksal so sauer machen. Kurz, ich gieng fort, und glaubte, daß ich durch mein Weggehen mehr Ehrerbietung für den Herrn Grafen bezeugte, als meine Collegen durch ihr hartnäckiges Warten. Bitten Sie um seine fernere Gnade für mich, wenn ich sie verdiene: : : Ihr Herr Bruder hat mir gemeldet, daß er bald heirathen wird. Das ist doch nicht recht, daß Sie Sich in der Liebe von ihm übertreffen lassen. Machen Sie doch bald Sich und ein Mädchen glücklich.

Ich sing alsdann gewiß ein Brautgedicht.  
 Wovon? das weiß ich jetzt noch nicht.  
 Ich könnte von der Liebe singen;  
 Von ihrer List; von ihren Schlingen,  
 Die sie den Herzen legt; von ihrer Zauberey,  
 Mit der sie sich der Sterblichen bemeistert,  
 Die Blöden oft mit Wiß begeistert,  
 Die Klugen albern macht, die Treuen ungetreu,  
 Die Freyen spröb, die Spröden frey,  
 Die Ungetreuen aber treu;  
 Wie sie Betschwestern oft in ihrem Singen störet,  
 Und morgen schon verbuhlt die Mütter seuffzen lehret,  
 Die heute noch den Töchtern und der Magd,  
 Bey ihrem Fluch, das Lieben untersagt;  
 So könnt ich von der Liebe singen,  
 Wie sie vom Feld an Hof, die Grossen zu bezwingen,  
 Vom Hof ins Feld zu Schäfern schleicht,  
 Bald aus der Jugend lacht, bald aus dem Alten feucht,  
 Aus dem Bramarb bramarbafiret,  
 Aus dem Pedanten meditiret,  
 Aus süßen Herren raffiniret.  
 Dieß alles sang ich Dir vielleicht.

Sehen Sie wohl, was ich für ein hübsches Gedicht auf ihre Hochzeit machen würde? Eilen Sie, es wird  
 hohe

124 Fünf und zwanzigster Brief.

hohe Zeit, ausserdem möchten Sie zur Liebe, und ich zur Poesie, zu alt werden. Ich will meinen Brief schließen, ich möchte sonst mehr schreiben, als Sie zu lesen Lust hätten, und ich will Ihnen zugleich versprechen, daß Sie ein ganzes halbes Jahr vor meinen Briefen sicher seyn sollen. Grüßen Sie alle meine guten Freunde. Ich bin zeitlebens &c.

Fünf und zwanzigster Brief.

Mein fauler Freund,

Damit ich auf gewisse Weise eine Antwort von Ihnen erhalte, ohne daß Sie mir schreiben dürfen: so habe ich in Ihrem Namen selbst einen Brief an mich aufgesetzt. Seyn Sie so gut, und lesen Sie ihn durch, streichen Sie die Stellen mit Bleystift an, wo ich Ihre Meinung getroffen habe, und schicken Sie mir ihn wieder zurück; oder noch bequemer, geben Sie ihn nur Herr Fridericin, damit er mir ihn zuschicket. Hier ist der Brief.

Mein lieber Freund,

„Wundern Sie Sich ja nicht, daß ich seit etlichen Jahren noch keine Zeile an Sie geschrieben habe. Ich bin  
„E::, das ist genug gesagt. Eben so wenig müssen  
„Sie sich wundern, daß ich Ihnen Ihr Manuscript  
„noch nicht geschickt habe. Es ist wahr, Sie haben  
„mich darum gebeten; Herr G::r hat auch schon et:  
„lichemal deswegen auf mich geschmäht, ich habe es  
„auch fortschicken wollen; aber, wie ich sehe, liegt es  
„noch

»noch da. Je nun, wer kann sich helfen? Genug, daß  
 »Sie Ihre Gedichte jetzt erhalten, und zwar in eben  
 »der Beschaffenheit, wie Sie mir sie auf meinen Tisch  
 »gelegt haben. Sie irren nicht, wenn Sie glauben,  
 »daß kaum die Hälfte davon gut ist. Werfen Sie die  
 »angestrichnen weg, und heben Sie die andern bis zu  
 »einer neuen Auflage auf. Zum Unterstecken sind sie  
 »noch eher gut, als ein neu Regiment davon aufzurich-  
 »ten. Denn im Vertrauen geredt, sie sind weder recht  
 »gut, noch recht schlecht:

As heavy mules are neither horse nor ass,  
 »könnte ich zu Ihnen sagen, wenn Sie nicht Ihr biss-  
 »chen Englisch vergessen hätten. Hätten Sie mirs doch  
 »von meinen Gedichten bewiesen, werden Sie denken;  
 »aber ich antworte mit dem Cicero: Neque - - si quid  
 »est evidens, argumentari soleo: perspicuitas enim ar-  
 »gumentatione elevatur. Also brauche ich keine lange  
 »Critiken zu machen, und zwar aus Liebe zur Deut-  
 »lichkeit. Kurz, mein lieber Freund, keine Gedichte  
 »mehr!

O! Dichter, denkt an Philomelen!

Singt nicht, so lang ihr singen wollt!

»Wollt ihr aber nicht folgen, nun so ist euch das Ur-  
 »theil schon gesprochen:

So fahrt denn fort, noch alt zu singen,  
 Und singt euch um die Ewigkeit!

»Für die überschickten Nascheren und für den guten  
 »Knaster bedanke ich mich, mein guter Freund. Ich  
 »habe mirs recht gut mit Ihrem Bruder schmecken las-  
 »sen. Ich weis nicht, es ist alles so niedlich, so himms-  
 »lisch, was von Leipzig kommt. Immer fahren Sie  
 »fort

126 Sechs und zwanzigster Brief.

»fort, mir von Messe zu Messe so was zum Weine zu  
»schicken. Ich will auch heute Ihre Gesundheit bey  
»Nenkendorfen trinken. Ich bin, ohne es Ihnen un-  
»ter erlichen Jahren wieder zu schreiben, Ihr Freund  
»und Diener E = = \*

Dies ist die Antwort, die ich in Ihrem Namen an  
mich aufgesetzt habe. Nehmen Sie geschwind eine Fes-  
der und schreiben Sie, wo Sie es für gut befinden,  
Ja, oder Nein, an den Rand, und schieben Sie es ja  
nicht auf. Hören Sie? Bequemer weis ichs Ihnen  
nicht zu machen zc.



Sechs und zwanzigster Brief.

Madam,

Aus Ihrem letzten Briefe sehe ich zwar, daß Sie die  
Comödien nicht ganz hassen; allein ich sehe auch,  
daß Sie von dem Nutzen derselben noch nicht sehr über-  
zeugt sind. Es kränkt mich, daß die Comödie Ihren  
völligen Beyfall auch nur einen Augenblick entbehren  
soll, und es erfreut mich zu gleicher Zeit, daß Sie ihr  
Ihre Hochachtung aus einem so lobenswürdigen Grun-  
de entziehen. Sie läugnen den Werth und die eigen-  
thümliche Schönheit einer guten Comödie nicht, dazu ist  
Ihr Geschmaack viel zu schön. Nein, Ihr Verstand  
preist solche Arbeiten, und Ihr gar zu gewissenhaftes  
Herz verwirft sie. Erlauben Sie mir die Ehre, Ma-  
dam, daß ich Ihr Herz hierinnen widerlegen darf.  
Glauben Sie wohl, daß eine Schrift nützlich ist, wenn  
sie die Thorheiten, die ungereimten Neigungen und  
Meynungen

Meynungen der Menschen auf eine sinnliche und spöttische Art lächerlich, und dagegen die guten Sitten, Tugend und Vernunft liebenswürdig vorstellt? Ich höre Sie diese Frage zehnmal mit einem freudigen Ja beantworten; aber in dem Augenblicke sehe ich noch eine zweifelhafte Mine in Ihrem Gesichte entstehen. Sie wollen mich vermuthlich fragen, warum man denn der Welt ihre Fehler auf eine spöttische Art zeigen müßte, und ob es der Menschenliebe nicht gemäßer sey, sie mit sanftem Ernste zu lehren und zu bessern? Diese liebevolle Frage ist leicht beantwortet. Gewisse Krankheiten des Geistes sind eben so wenig durch gelinde Mittel zu heben, als gewisse Krankheiten des Körpers. Die Satyre ist der Moral eben so nöthig und heilsam, als das zubereitete Gift in der Arzneykunst. Und wie kann die Spötterey ein Verbrechen seyn, wenn man sie nicht wider einzelne Personen, sondern wider allgemeine Thorheiten anbringt? Wenn ich ein Gespräch schreibe, und den Geizigen oder Scheinheiligen in solche Umstände verwickle, daß sie ihre Neigungen und ihre Vorurtheile auf eine solche Art entdecken, daß man sie bald belacht, bald haßt: so sehe ich nicht, wie dieses die Menschenliebe beleidigen könne.

Ein geiziger Orgon, eine eitle und verläumderische Clelia, ein unerträglicher und großsprecherischer Dämon auf dem Theater, sind nichts, als der Geiz, die Verläumdung, und Großsprecherey selbst. Diese Leidenschaften verspottet der Comödienschreiber; diese läßt er in einzelnen Personen handeln und herrschen, damit man das Ungereimte, das Thörichte recht wahrnehmen kann, welches diese Laster bey sich führen. Er spottet nicht, um zu spotten, sondern um zu lehren.

Aber

Aber, werden sie sagen, man denkt doch bey den Personen in der Comödie an Personen im gemeinen Leben, und die Verachtung, welche das Theater in meinem Herzen wider den Geizigen oder Verläumder überhaupt erregt, fällt zugleich auf die Personen, an welchen ich diese Fehler wahrgenommen habe, oder noch wahrnehmen werde. Die Comödie erweckt also nicht sowohl den Haß gegen die Laster, als gegen lasterhafte Personen. Und wie leicht kann dieser Haß ungerecht, und den Gesetzen der Menschenliebe nachtheilig werden? Wenn ich den Geizigen einmal für ein niederträchtiges und lächerliches Geschöpf ansehe, wie leicht wird mirs nicht seyn, ihm meine Dienste, meine Gefälligkeiten zu entziehen, seine Fehler zu vergrößern, bey aller Gelegenheit bekannt zu machen, und auf seine guten Eigenschaften, die er etwan noch haben könnte, nicht Acht zu haben! Und wo werde ich ihn mit Gedult ertragen, und seine Gemüthsart zu verbessern suchen, wenn mir seine Person einmal verhaßt ist?

Ich gebe zu, daß die Comödie diesen Fehler nach sich ziehen kann; aber er ist nicht sowohl ihr, als uns, eigen. Man lasse den Redner oder Poeten die bösen Neigungen, welche wir Laster und Thorheiten nennen, im strengsten Ernste beschreiben. Es soll ihm kein spöttisches Wort entfahren. Er soll nur seine Laster recht nach dem Leben und auf ihrer verächtlichsten Seite entwerfen. Wird seine Rede, wird sein Gedicht, indem es uns mit dem Hasse gegen die Thorheiten erfüllt, nicht auch mit dem Hasse gegen die Thoren beleben? Die Comödie ist also nicht daran Schuld, weil sie eine Comödie ist: eben so wenig, als ein Licht, indem es ein dunkles und unordentliches Zimmer erleuchtet, Schuld an dem Ekel ist, der wider die Unordnung in diesem Zimmer

Zimmer in mir entsteht. Endlich ist die Verachtung und der Ekel gegen die Thoren, den die Comödie erregt, an und für sich nichts strafbares. Einen muthwilligen Narren, als einen Narren, heißt mich kein Gesetz der Religion lieben. Ich soll ihn vielmehr in diesem Verstande verabscheuen, und nur so viel Liebe für ihn haben, als nöthig ist, ihn zu bessern, wenn er sich nicht selbst widersezt. Und wenn die Comödie wider diese Art der Liebe zu streiten scheint: so darf man die Schuld dem Poeten nicht beymessen. Seine Absicht ist, die schlimmen Charaktere lächerlich zu machen, weil er sie verhasst machen will. Und eine Rede von der Kanzel, die den Geiz als abscheulich vorstelllet, kann zur Lieblosigkeit gegen die Geizigen eben! so wohl Gelegenheit geben, als die Comödie.

Ich will mich zu meiner Ruhe bereden, Madam, als ob Sie mit der Auflösung dieses Einwurfs zufrieden wären. Was hat Ihr Herz nun weiter wider die Comödien vorzubringen? Vielleicht dieses, daß sie zur Eitelkeit verleiten? Daß sie in vielen Gemüthern den Trieb der Liebe rege machen? Daß sie uns um eine Zeit, und um ein Geld bringen, welches wir beides weit kostbarer anwenden könnten? Darf ich bitten, so lassen Sie mich auf diese Einwürfe im Namen der Comödie antworten. Die Comödie verleitet zur Eitelkeit. Sie werden vermuthlich nicht sagen wollen, daß sie dem Frauenzimmer und den jungen Mannspersonen Gelegenheit giebt, sich in ihrer Pracht und in ihrem Puzze zu zeigen, und dadurch ihren Stolz und ihre Eigenliebe etliche Stunden wohl zu unterhalten. Sie werden ferner nicht sagen wollen, daß durch den Inhalt der Comödien uns die Liebe zur Eitelkeit, oder ein solches Verlangen beygebracht werde, welches blos auf die Befriedigung unsrer Sinne und

J

unsrer



unsrer Einbildung geht. Zu dem ersten können alle öffentliche Versammlungen, und so gar diejenigen, die der Andacht gewidmet sind, Anlaß geben. Der andern Gefahr sind wir bey allen Gesellschaften ausgesetzt, wenn wir nicht wohl auf uns Achtung geben. Was ist also die Eitelkeit, von der Sie reden? Sind es die verletzten Streiche, die listigen Verstellungen und Betrügereyen, die gränzenlosen Scherze und Spottreden in der Comödie, welche zur Eitelkeit verführen? Vermuthlich meynen Sie diese Dinge, und Sie haben Recht zu Ihrer Klage. Viele Comödien und Nachspiele sind mit einer strafbaren Liebe und mit närrischen Romanstreichen angefüllt, welche man ohne Aergerniß nicht anhören kann. Man ahmet nicht die Thorheiten der Verliebten mit Kunst nach, sondern man bringt die grobe Natur selbst auf das Theater. Man beleidiget unsern Verstand durch ungesittete Vorstellungen, und unser Herz durch böse Neigungen. Man wird ein Possenreißer, ein Unverschämter, um seinen elenden Witz sehen zu lassen, und auf Kosten der Ehrbarkeit den Pöbel zu vergnügen. Alle solche Stücke und alle schlimme Stellen in guten Stücken, sind dem Theater eine Schande, und den guten Sitten ein Anstoß. Aber, Madam, was kann die Comödie dafür, daß sie oft in die Hände niederträchtiger Scribenten fällt? Was kann sie dafür, daß sie nicht Freunde und mächtige Beschützer findet, welche für ihre Ehre und für die Tugend der Zuschauer wachen?

Allein die meisten Fabeln in den Comödien haben doch die Liebe zum Grunde. Und muß man denn ewig von der Liebe reden, wenn man vergnügen und nützen will? Nein; es wäre besser, daß sich wenigere Comödien mit Heirathen und mit der Uebergabe der Herzen schloß

schließen. Viele sonst wackre Leute würden gewiß nicht in dem Irrthume stehen, daß eine Comödie ein verliebtes Märchen sey, wenn die Poeten in ihren Lustspielen mehr an andre geschickte Vorfälle aus dem gemeinen Leben, als an die Heirathen, gedacht hätten. Dennoch hat die Liebe, wie mich deucht, mit Recht den Platz auf dem Theater, den sie in dem Herzen der Menschen behauptet. Eine vernünftige, eine zärtliche und unschuldige Liebe ist das empfindlichste Vergnügen der Menschen. Und da uns die Natur mit diesem Affekte gar zu genau verbunden hat; da so viel Glück und Unglück aus dieser Begierde entsteht: so kann die Liebe nie zu sehr auf ihrer schönen Seite, und nie verhaßt genug in ihren Thorheiten und Ausschweifungen gezeigt werden. Deswegen kann man vernünftige zärtliche und närrische Verliebte niemals lange auf dem Theater entbehren. Daß man aber wollüstige Jünglinge und verbuhlte Mädchen dahin stellt, die uns mit Frechheit und Abergwitz beleidigen, ist, so sehr man sich mit der Nachahmung der menschlichen Handlungen schützt, ein Verbrechen wider die guten Sitten, und also auch wider das Theater. Denn was im gemeinen Leben bey Vernünftigen ekelhaft und ärgerlich ist, bleibt es auch auf der Schaubühne, und soll dahin gar nicht, oder doch mit der größten Behutsamkeit, gebracht werden. Wenn übrigens die Comödie nichts, als das Schöne in der Liebe, bey uns in Hochachtung setzt: so sind wir ihr für diesen Dienst sehr verbunden. Je mehr sie uns an Beyspielen zeigt, daß niemand die Liebe recht genießen kann, als wer vernünftig und gesittet ist; destomehr wird sie uns zu beiden Eigenschaften ermuntern. Ueberhaupt halte ichs für sehr dienlich, unter die lächerlichen Charaktere recht gute und edle zu mengen. Indem uns

jene sagen, was wir nicht seyn sollen: so lehren uns diese zugleich, was wir seyn sollen. Eine liebevolle und großmüthige Frau bey einer Verläumderinn und Mißgünstigen macht diese weit verächtlicher; so wie diese jene im Gegentheile erhebt. Freundschaft, Liebe, Großmuth, Ehrliche, und alle Neigungen, welche das Herz edel, und die menschliche Gesellschaft ruhig machen, sollten zum Besten der Tugend eben so reizend auf der Schaubühne vorgestellt werden, als man die schlimmen Neigungen ungereimt und widrig abschildert.

Ihr letzter Einwurf wider das Theater scheint blos die Verschwendung der Zeit und des Geldes zu betreffen. Ein Verünftiger, der nicht geböhren zu seyn glaubt, um sich blos zu belustigen, kann allerdings nie so sorgfältig mit seiner Zeit umgehen. Indessen giebt es Stunden, wo man nicht mehr im Stande ist, etwas wichtiges zu verrichten. Aber, werden Sie sagen, sind denn dieses eben die Stunden, wenn die Comödie angeht? Könnte man binnen dieser Zeit nicht noch etwas nützlichers vornehmen? Ja, Madam. Wer alle Tage in die Comödie gehen will, den müssen besondere Umstände rechtfertigen, wenn er sich keinen Vorwurf machen soll. Aber so viel ist doch gewiß, daß wir zuweilen von unsern ordentlichen Geschäften ausruhen müssen, um uns neue Munterkeit und Kräfte zu holen. In dieser Absicht ist das Vergnügen eben so nothwendig, als die Arbeit, weil diese ohne jenes gar nicht, oder doch nur matt und schläfrig von statten geht. Wenn ich nun diese Erholung, dieses Vergnügen in der Comödie finden kann: so ist meine Zeit nicht übel angewandt. Allein die Comödie hat, auffer dem Vergnügen, auch noch die Vortheile eines nutzbaren Zeitvertreibes. Unser Geschmack, unser Verstand, unser Herz, unsre Sitten  
und

und Lebensart können darinn verbessert werden. Der Kenner und der Einfältige, der Hohe und Niedrige, der Witzige und der Unwitzige, der Kluge und der Thor, können alle bey einem guten Stücke ihr Vergnügen und ihre Vortheile finden, ob gleich auf unterschiedne Weise. Und eben deswegen verdienet der Zeitvertreib der Comödie in der Republik einen Vorzug vor vielen andern, weil er so allgemein ist. Es ist wahr; man könnte die Comödie, als ein gutes Gespräch, zu Hause lesen, und auch Vergnügen, Nutzen, und wohl einen Vortheil der Zeit dabey finden. Aber, bedenken Sie nur, Madam, daß eben durch die öffentliche Vorstellung auf dem Theater die Comödie erst recht brauchbar wird. Sie bekömmt durch die Geschicklichkeit der Acteurs ihr Leben. Hundert Leute würden sie entweder gar nicht lesen, oder aus Trägheit nicht genug dabey empfinden, wenn die Vorstellung wegfiel. Es wird auf der Schaubühne alles begreiflicher und sinnlicher. Wenn die Thoren nicht durch das Vergnügen der Action vor das Theater gelockt würden: glauben Sie wohl, daß sie etwas anhören würden, was sie oft nicht wissen wollen? Die beste Comödie verliert ihre Kraft, wenn sie nicht Aufmerksamkeit findet. Und man liest doch meistens, oder läßt sich solche Stücke lesen, weil man mit seinem Nachdenken dabey müßig seyn will. Ein guter Acteur ist bey dieser Krankheit der beste Arzt. Er zwingt uns durch seine Geschicklichkeit die Aufmerksamkeit unvermuthet ab, und nimmt uns durch das Stück mit sich hindurch, ehe wir wissen, daß wir ihm schon so weit nachgefolgt sind. Wenn also witzige und moralische Gespräche auf der Stube gleich ebenfalls Vergnügen und Nutzen bringen können: so sind doch die Comödien, in so weit sie öffentlich vorgestellet werden, weit kräftigere und allges-

meinere Mittel, diese doppelte Absicht zu befördern. Mancher hat wenig oder keine Gelegenheit, etwas muntres und witziges zu lesen und zu hören; diesem verschafft sie das Theater. Mancher würde den Abend auf seinem Lehnstule vergähnen, oder sein Geld auf dem Caffeehause verspielen, oder in einer elenden Gesellschaft die Zahl der Schwärzer vermehren, wenn er nicht den öffentlichen Zeitvertreib des Theaters haben könnte. Sehen Sie nur zum voraus, daß die wenigsten so viel Klugheit besitzen, sich ein vernünftiges Vergnügen zu machen, und daß doch die meisten immer ein Vergnügen suchen: so werden Sie sehen, wie nöthig es ist, dem Volke in einer so großen Stadt solche öffentliche Vergnügungen anzubieten, als gute Comödien und Trauerspiele sind.

Was die Kostbarkeit dieses Zeitvertreibs anlangt, so gebe ich Ihnen gern zu, daß jeder, der die Comödie zu oft besucht, er bezahle nach seinem Stande den theuersten oder den wohlfeilsten Platz, in seiner Art eine Verschwendung begehen kann, wenn er sich dadurch die Mittel zu nöthigen oder zu liebreichen Ausgaben entzieht. Aber kann man nicht eine Eintheilung machen? Kann man sich sein Vergnügen nicht zuweilen versagen, und das Geld dafür zu einer Gutthat anwenden? Endlich sollte ich glauben, daß, wenn auch die Comödie Gelegenheit zum Aufwand gäbe, sie deswegen noch nicht einzustellen wäre. Man schliesse alle Theater zu, dennoch werden diejenigen, die sich für ihr Geld vergnügen wollen, noch nichts ersparen. Sie suchen andre Gelegenheiten. Und ist es denn nicht besser, daß sie eine solche suchen, wo man für ein vernünftiges Vergnügen gesorgt hat?

Es

Es könnte vielleicht den meisten Klagen wider das Theater abgeholfen werden. Erstlich sollten die Comödianten einen geschickten und edelgesinnten Aufseher haben, dessen Urtheile sie alle Stücke unterwerfen müssten, welche sie aufführen wollten. Dieser vernünftige Mann und Kenner des Theaters würde kein mittelmäßiges Stück, keine närrischen Possenspiele auf das Theater lassen. Er würde so gar in den guten Stücken die freyen und anstößigen Stellen wegwerfen, und also sorgen, daß beide Geschlechter ohne Gefahr alle Comödien anhören könnten, und nie die einen bey dem Händeklatschen der andern die Augen niederschlagen dürften. Das Alter und die Jugend, verheirathete und ledige Personen, müssten alle Stücke sicher besuchen können. Um gute Köpfe aufzumuntern, für das Theater zu arbeiten, und schöne Stücke zu liefern; müsste der Aufseher die Freyheit haben, die Einkünfte für die erste oder zweyte Aufführung des Stücks dem Poeten zu geben, wie in andern Ländern geschieht. Ferner müsste ein Abend für das Armuth, oder zu andern guten Anstalten ausgesetzt werden. Wie sehr würde dieses den Poeten und den Acteur ermuntern, wenn jeder wüßte, daß er durch seine Mühe heute ein öffentlicher Wohlthäter würde! Die Comödianten müssten eine ansehnliche Besoldung und einen gewissen Rang bekommen, damit sie ordentlich und anständig leben, und die übeln Vorwürfe von ihrem Stande ablehnen könnten, welche man, ihnen und der Comödie zur Schande, vielleicht oft mit Recht, und oft mit Unrecht zu machen pflegt. Wenn die Comödie so eingerichtet wäre, wie sie seyn sollte; so wäre ein guter Acteur ein sehr nützliches Glied in der Republik, und kein wackerer Mensch würde sich schämen dürfen, eine

solche Stelle zu verwalten. Das Theater müßte auf öffentliche Kosten erhalten werden. Man müßte beständig für gute Musik sorgen, damit auch auf dieser Seite das Vergnügen der Zuschauer befördert würde. Diese Anstalten sind alle leicht auszuführen, wenn sie von einer hohen Hand, oder von einer ganzen und reichen Stadt unterstützt werden.

Und wenn die Comödie eine solche Gestalt gewönne: so sehe ich nicht, was man für ein unschuldiger und lehrreicher Vergnügen haben könnte. = = =

Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung &c.

~~~~~

## Sieben und zwanzigster Brief.

Liebe Madam,

Ich bedanke mich für Ihre kurze und leichtfertige Antwort, und melde Ihnen zugleich, daß ich unter vierzehn Tagen nicht werde an Sie schreiben können. Ich habe acht Briefe von acht Frauenzimmern zu beantworten; einen von Lorchon, einen von = = Sehen Sie, was es für Mühe macht, wenn man gar zu glücklich ist! Ich kann sie nicht einmal alle überzählen; doch Sie werden mir schon auf mein Wort glauben. Es ist wahr, es ist unter allen den Briefen keiner so schön geschrieben, als der Ihrige; allein ich finde doch auch in allen mehr Freundschaft, als in dem Ihrigen, und mehr Verlangen nach einer Antwort. Sie müßten also sehr ungerecht seyn, wenn Sie mirs übel nehmen wollten, daß ich unsern Briefwechsel so lange unterbreche, bis ich diesen guten Freundinnen geantwortet habe. Ich sage Ihnen dieses nicht deswegen, als

als ob ich glaubte, daß Sie viel Ueberwindung nöthig hätten, meine Briefe zu entbehren; nein, blos um Sie zu überführen, daß ich auch eine Schuldigkeit, die Sie mir leicht erlassen würden, nicht ohne die gerechteste Ursache verabsäume. Bin ich nicht bis zum Erstaunen gewissenhaft?



## Acht und zwanzigster Brief.

An den Herrn Sekretär R\*\*.

Wenn Sie wüßten, wie lieb ich Sie hätte, und wie lieb ich Sie stets haben werde, und wenn Sie zugleich wüßten, daß ich künftig eben nicht fleißiger an Sie schreiben werde, als zeither: so würden Sie etwas wissen, das nicht recht zusammen hängt, und das dem ungeachtet sehr wahr ist. Ich weis nicht, was ich für ein ungezogener Mensch werde. Ich schreibe gar nicht gern mehr Briefe. Es liegen ihrer mehr als ein halbes hundert auf dem Fenster, die ich seit Ostern hätte beantworten sollen. Ich weis nicht, wie viel darunter von Ihnen sind; allein ich mag es auch nicht wissen. Ich müßte suchen, und wenn ich suchte; so würde ich viele andre finden, die ich gar nicht sehen mag. Also mögen sie alle liegen. Wenigstens weis ich einen von den Ihrigen auswendig. Sie lobten mich darinnen, und zwar recht hübsch. Sie führten mir auch einen Lobspruch aus einer gewissen Schrift an, dafür ich Ihnen sehr danke, und dafür ich Ihnen, ungeachtet aller meiner Eitelkeit, noch mehr danken würde, wenn Sie mirs demonstrieren könnten, daß ich ihn in der That



und von eben der Seite her verdiente. Ich hatte kurz vor dieser Nachricht das Vergnügen, den Verfasser dieser Schrift bey mir zu sehen, ohne es damals zu wissen, daß er der Verfasser und mein Lobredner war. Es ist ein vernünftiger und artiger Mann; aber doch nicht so gar artig, wie Sie. Sagen Sie mir doch, wo sind Sie denn jetzt? In Danzig? Behüte der Himmel! Nun wo denn? Wieder in Amsterdam? Noch weniger. Also müssen Sie doch auf Ihrem Tusculan seyn? Ja freylich! Nun, das ist mir sehr lieb. Habe ich können nach Niedersachsen reisen, vier und vierzig Meilen in kurzer Zeit reisen: so werde ich doch auch Erschrecken Sie nur nicht, wenn jemand Fremdes binnen hier und Michael in Ihr Landgut gefahren kommt. Mehr will ich Ihnen nicht sagen. Ich bin Ihr rc. rc.



## Neun und zwanzigster Brief.

Madam,

Ob ich bald wieder nach Leipzig kommen werde? Das weis ich nicht; vielleicht komme ich gar nicht wieder. So verächtlich Sie auch von meiner kleinen Vaterstadt urtheilen, und so leicht man sie auch mit einem Dorfe verwechseln kann: so gefällt mirs doch an keinem Ort in der Welt besser. Nirgends, Madam, es ist mein wahrer Ernst, nirgends geht die Sonne so schön auf, nirgends sieht der Himmel so blau aus, nirgends scheint der Mond so hell, und nirgends erfrischen Luft und Wasser so, als an dem Orte, wo ich gebohren bin.

Non,

Non, l'air n'est point ailleurs si pur, l'onde si claire,  
 Le saphir brille moins, que le Ciel, qui m'éclaire;  
 Et l'on ne voit qu'ici, dans tout son appareil  
 Lever, luire, monter & tomber le soleil.

Diese vier Verse möchte ich, meinem Geburtsorte zu Ehren, herzlich gern für meine eigne Arbeit ausgeben, wenn ich wüßte, daß Sie niemals über das Gedichte des Herrn Bernis sur l'amour de la patrie kämen. Ach, Madam, thun Sie mirs doch zu gefallen, und glauben Sie, daß die Lerchen, die ich jetzt singen höre, weit annehmlicher, weit natürlicher singen, als die um Leipzig. Ich sitze eben jetzt unter den beiden Linden, die mein Vater in dem Jahre meiner Geburt hat setzen lassen, damit sie mit mir aufwachsen sollten. Was für unschuldige Freuden fühle ich unter diesen freundschaftlichen Bäumen, die mit Fleiß heute mehr Schatten werfen, die heute mit Fleiß süßer auf mich herab duften, weil es mein Geburtstag ist. Send mir gesegnet, schattenreiche Bäume! und du grünende Hecke! die ich mit meiner eignen Hand erbauet habe, in dir sitze noch einst der Sohn meines besten Freundes, und erinnere sich seines Vaters und meiner mit freudigen Zähren! Vergeben Sie mir diese kleine Enthusiasteren, Madam, sie hat gar zu viel Wollust für mich. Wenn Sie mich nur unter meinen Zeitverwandten, unter meinen Bäumen, jetzt sollten sitzen sehen!

Hier, wo ich frisch bekränzt, als Knabe, froh gefessen,  
 Als Jüngling mich gewußt zu freun;  
 Hier will ich heut, als Mann, des Lebens Müß vergessen,  
 Und noch einmal ein Jüngling seyn.

Wie

Wie ein Wanderer von der Höhe die Hälfte des zurück gelegten Wegs betrachtet: so sehe ich in diesem Augenblicke von meinem dreißigsten Jahre bis in die Jahre meiner Kindheit herab. Hier beschäftigt mich ein Auftritt der Freude, dort ein Auftritt der Traurigkeit. Hier kommt mir eine gute Absicht entgegen, und hält mein Auge lange auf; dort eine Thorheit, und wieder eine, und o wie geschwind sehe ich weg! Ich zähle meine gesunden und frohen Tage, und sehe dankbar gen Himmel; ich zähle die kranken und traurigen, und schlage die Hände freudig zusammen, daß sie überstanden sind. Bald bin ich ein Schüler, bald ein Autor, bald ein Freund, bald ein Liebhaber, bald ein Client, bald --- Nein, hier sehe ich eine leere Scene. Zu der stolzen Rolle eines Patrons hat mich mein gutes Schicksal noch nicht bestimmen wollen. Ich habe zwar ein paar guten Freunden einmal zu Aemtern geholfen; allein sie verdienten sie; sie waren auch viel klüger und geschickter, als ich, und also bin ich wohl noch kein rechter Patron gewesen.

Jetzt sehe ich meine alte Mutter auf mich zukommen. Doch nein, sie sieht, daß ich schreibe, und schleicht ganz behutsam auf die andre Seite. Die liebe Mutter! Aber bald will ich sie herholen, und mich an ihrem freundlichfrommen Gesichte, an ihren ehrwürdigen weißen Haaren, die ganze Mahlzeit über recht satt sehen. Ich bewirthe sie diesen Mittag.

Komm, die du mich gebahrst, hier, Eheure, setz ich heute  
 Mich voll Entzückung zu Dir hin,  
 Freu mich, daß Du mich liebst, freu mich an Deiner Seite,  
 Daß ich von Dir geböhren bin.

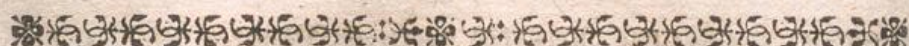
Freuz

Freulich mag der Anblick meiner Mutter viel zu der Schönheit dieser Gegend beitragen. Alles, was sie redt und thut, ist Liebe und Gewissen. Lassen Sie mich immer ein Herz loben, Madam, mit dem Sie so viel Aehnlichkeit haben. Lektens liest ihr meine Schwester aus einer von meinen Schriften etwas vor. Sie lächelt die ganze Zeit über. » Das hat er ganz hübsch » gegeben, fängt sie endlich an. Wer muß ihm doch » das alles gesagt haben! » Er hat es doch auch selbst » gemacht? » Ich habe freulich wohl eine Freude, » wenn ich ihn loben höre » Die Leute werdens doch » aufrichtig meynen » Ich höre, daß er zuweilen in » seinen Schriften von der Liebe redt, und äußerlich » thut er nun gar nicht, als ob er dem Frauenzimmer » gut wäre » Je nun, man kann ja einander in allen » Ehren gut seyn. » Er ist stets still und eingezogen » gewesen » Ja, Madame, ich gefalle mir in diesem mütterlichen Lobe, voll natürlicher Unschuld, mehr, als wenn mich eine ganze Nachwelt gelobt hätte. Wie glücklich bin ich, daß ich von ihr abstamme! Endlich nähert sie sich mir. Sie hat gewiß unter der Zeit für mich gebetet. Nun sollten Sie noch bey uns seyn, Madam, so wüßte ich mir keinen glücklicheren Tag in meinem Leben, als den heutigen. Ich werde Ihnen zu Ehren heute wohl im Grünen ein Glas Wein mehr trinken, und meine Mutter, die sonst nur ein halbes trinkt, will ich zu einem ganzen verführen. Ja, das wollen wir thun, wir wollen Ihre Gesundheit trinken. Ich dächte, ich hätte Ihnen genug geschrieben!

Leben Sie wohl.



Drens



## Dreyßigster Brief.

Madam,

Wie froh bin ich, daß die Brunnencur zu Ende ist; nun darf ich wieder schreiben. Bedenken Sie nur, acht Wochen lang habe ich keine Feder ansetzen dürfen, so barbarisch ist der Medicus mit mir umgegangen. Mein Herr, sprach er, als ich die Cur anfieng, ich kenne sie, ich weiß, daß sie gern sitzen, und schreiben; allein, ich sage es ihnen, Gist werden sie trinken, und keinen Brunnen, wenn sie sich nicht von allen Verrichtungen los machen. » Aber, sagte ich, darf ich denn nicht wenigstens drey oder vier Briefe von guten Freundinnen bey meiner Cur beantworten? Das wird mir doch nichts schaden! « Was? Nichts schaden? Drey oder vier Briefe an Frauenzimmer bey der Brunnencur? Mein Herr, Sie mögen wohl ein guter Poet seyn: aber nehmen Sie mirs nicht übel, von der Medicin verstehen Sie nicht den Zukuß. Wollen sie denn die Diät besser wissen, als ein alter Practicus? Ich sage es ihnen kurz, sie dürfen nicht eine Feder in die Hand nehmen, bis die funfzehnte Flasche rein ausgetrunken ist. Der Pirmonter Brunnen ist ein Brunnen, bey dem man an nichts, am allerwenigsten an ein Frauenzimmer, denken darf. : : :

Alle meine Bitten halfen nichts. Er prophezeihete mir so viele Krankheiten, daß ich ihm in der Angst zuschwur, keine Feder anzusetzen. Der böse Mann hat mich

nich so lange vom Brieffschreiben abgehalten! Das soll die letzte Brunnencur seyn. Verlassen Sie sich darauf, und erlauben Sie mir, daß ich mich nicht weiter entschuldigen darf. In dem Briefe an Ihre Frau Schwester habe ich zwar eine böse Hand, als die Ursache meines Stillschweigens, vorgewendet; doch dort habe ich, als ein Poet, geredet. Gönnen Sie mir nur die Ehre Ihrer Freundschaft ferner, und glauben Sie nicht, daß ich ein nachlässiger Freund bin, weil ich ein nachlässiger Correspondent bin. Was macht Ihr Herr Liebster? Befindet sich Ihre Jungfer Tochter noch wohl? Denken beide manchmal an mich? Ich denke sehr oft an Sie, und allezeit empfehle ich mich Ihrer Freundschaft.

\*\*\*\*\*

## Ein und dreyßigster Brief.

Madam,

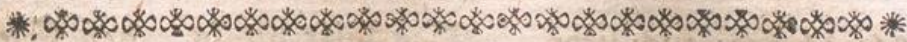
Meine Hand ist nunmehr so gesund, als ich mir nur wünschen kann. Ich habe mir auch diese Messe Federn und Papier, alles, was zum Brieffschreiben nöthig ist, gekauft, und ich sehe nicht, was mich abhalten sollte, binnen hier und Weihnachten etliche hundert Briefe an Sie zu schreiben, wenn Sie mir nicht ausdrücklich befehlen, weniger freygebig damit zu seyn. Was werde ich Ihnen in den vielen Briefen nicht alles sagen? Und vielleicht doch noch nicht so viel, als ich wünsche. Und was werde ich in Ihren Antworten für liebe Sachen lesen? Und vielleicht nur gar zu viel, die ich nicht verdiene. Ja, Madam, wenn Sie diese Messe zu uns gekommen wären, wenn Sie Doris,  
wenn

wenn Sie Nemilien mitgebracht hätten: so wollte ich gleich einen Brief in Versen an Sie schreiben. Allein wovon?

Ja wohl! wovon wollt ich denn singen?  
 Doch, Sylvia, was frag ich erst?  
 Ist unter tausend schönen Dingen,  
 Wovon die Dichter gerne singen,  
 Wohl eines, das du lieber hörst,  
 Wohl eines, das du mehr verehrst,  
 Wohl eins, von dem ich lieber schriebe,  
 Da Du mich seinen Werth selbst durch sein Beyspiel lehrst,  
 Als der Geschmack, und als die Liebe?

Aber, weil Sie nicht gekommen sind: so will ich das Gedichte versparen, bis Sie kommen, und Sie in Prosa bitten, Ihrem Herrn Liebsten etliche finstre Gesichter zu machen, wenn Sie anders dazu fähig sind, daß er mich nicht besucht hat. Ich habe ihn recht aufrichtig zu mir gebeten, und die Stunde, da man Caffee trinkt, bin ich gewiß zu Hause, und am ersten für einen guten Freund gemacht.  $\text{L} = \text{L}$  der böse Mensch, ist gewiß Schuld daran. Wenn er nur stürbe, daß ich und Sie, und vielleicht auch Nemilie, der Marter los würden, ihn alle Tage fehlen zu sehen. Wie sind Sie und Doris und Nemilie mit der Schwedischen Gräfinn zufrieden? Wäre es besser, wenn sie nach dem ersten Theile gestorben wäre? Nemilie wird vermuthlich gewaltig viel an der Frau Gouverneurinn, und noch mehr an dem armen zärtlichen Cosakenmädchen anzusetzen haben. Doch, was kann ich dafür, daß die Frauenzimmer in Siberien empfindlicher sind, als sieben Meilen von Leipzig? Leben Sie wohl.

Zwey



## Zwey und dreyßigster Brief.

Hochzuehrender Herr und Freund,

Ich bin Ihnen sehr lange eine Antwort schuldig. Was denken Sie von mir? Ich könnte mich weitläufig entschuldigen, und unter vielen Hindernissen eine weite Reise nach Niedersachsen anführen; aber ich will es lieber Ihrer Freundschaft überlassen, mir meine Langweiligkeit auf Treu und Glauben zu vergeben. Sie haben in Ihrem letzten Briefe einen Trost von mir verlangt, und ich will wünschen, daß Sie ihn jetzt nicht mehr bedürfen, und daß die Zeit das bey Ihnen ausgerichtet haben mag, was im Anfange die stärksten Gründe nicht von uns erhalten können. Wenn Sie auch noch zuweilen klagen müssen: so bin ich doch zu sehr Ihr Freund, als daß ich Sie in Ihren gerechten und süßen Klagen stören wollte. Nein, verehren Sie immer ein Herz durch Betrübniß und Sehnsucht, das Ihrer Liebe so sehr werth war, und verdienen Sie sich dadurch eins, das dem verlohrenen gleicht. Ich wünsche und gönne es Ihnen vor vielen andern, und bin mit aller Hochachtung zc.



## Drey und dreyßigster Brief.

Hochwohlgebohrner Herr,

Schreiben Sie mir nicht mehr so schöne Briefe, wie der letzte war, ich stehe sonst nicht dafür, daß ich nicht ein wenig eifersüchtig auf Sie werden sollte, so  
A
sehr



sehr ich Sie auch liebe. Das hilft nichts, daß Sie mir sagen, Sie müßten jetzt wieder eine ganz neue Schreibart annehmen. Sie schläfern mich mit dieser Kleinen List gar nicht ein. Ich sehe es doch wohl, daß Sie über der Sprache der Kanzley die Sprache der Welt nicht vergessen, und in Ihren Briefen eben so schön deutsch schreiben werden, als ob Sie niemals mit Acten etwas zu thun gehabt hätten. Im Ernste, Sie haben mir durch Ihren Brief eine ausnehmende Freude gemacht, für die ich Ihnen um destomehr Dank weis, weil ich mir dadurch bald eine neue zu verdienen hoffe. Ich soll Ihnen eine Beschreibung von der Universität == machen; allein ich weis Ihnen nicht viel zu sagen, als daß es an diesem Orte wohlfeil ist, daß die Professoren fleißig lesen, und die Studenten ziemlich frey, wo nicht gar wild, leben. Ihre ganze Moral scheint diese zu seyn: Wer fleißig und richtig in die Collegia geht; wer seine vier bis fünf Stunden des Tages hört, der kann nachdem machen, was er will. Er mag trinken, er mag spielen, er mag sich herum schlagen, er mag sich andern Ausschweifungen überlassen, das hat nichts zu sagen, er bleibt allemal ein wackerer Student; und die Seele des Studirens ist die Freyheit. Kurz, ihre Sitten sind etwas cynisch. Dem ungeachtet glaube ich ganz gern, daß man ein gelehrter und gesitteter Mann auf dieser hohen Schule werden kann, wenn man nur will; allein ich würde keinen Sohn dahin thun, und wenn er umsonst da leben könnte. Ein Ort, der für die guten Sitten gefährlicher ist, als ein anderer, mag sonst noch so viele Vortheile haben, es fehlt ihm doch der vornehmste. In Ansehung der Collegien ist dieses noch gut, daß man sie fast alle in einem Jahre zweymal hören kann. So viel

viel

Vier und dreyßigster Brief. 147

viel weis ich ungefähr von dieser Akademie; allein ich weis es nur aus den Erzählungen der andern. Ich selbst bin niemals da gewesen, und ich möchte nicht gern, daß Sie meine Beschreibung für arthentischer hielten, als ich sie ausgabe. Beehren Sie mich ferner mit Ihrer Freundschaft, mit Ihren Briefen und Ihren Commissionen. Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung &c.



Vier und dreyßigster Brief.

An den

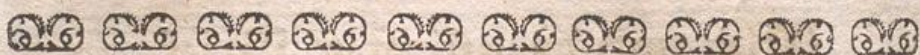
Herrn Grafen von L\*.

Ich ersuche Sie gehorsamst, mir in dieser Messe eine Gelegenheit zu verschaffen, daß ich Ihrem gnädigen Papa aufwarten kann. Ich komme in keiner gefährlichen Absicht;

Nicht in der Stellung der Klienten,  
Um mit erseufzten Complimenten,  
Mit einer Bittschrift ihm zu drohn &c.  
Nein, ohne Dedication,  
Und ohn ein Lob auf seinen Sohn,  
Und ohne weins ihm zu erzählen,  
Such ich das Glück allein,  
Mich einem Manne zu empfehlen,  
Der würdig war, so groß zu seyn.

Sie wissen es, ich dränge mich gar nicht in die Antichambren der Großen, und ich weis nicht, ob ich zu blöde, oder zu bescheiden, oder zu stolz dazu bin; aber Ihrem Papa möchte ich herzlich gern meine Aufwartung

tung machen. Mir ist dieses ein Beweis, daß ich ihn aus bloßer Hochachtung zu sehen verlange; ich weiß nicht, ob ers Ihnen auch seyn wird. Freylich wäre es ein Unglück für einen Mann von großen Verdiensten, wenn alle Leute ihre Hochachtung so weit treiben wollten. Doch das thut nichts. Das Verlangen, Ihrem gnädigen Papa meine Ehrerbietung zu bezeigen, ist zu groß, als daß mich dieser Gedanke aufhalten sollte. Ich wiederhole meine Bitte, und habe die Ehre zu seyn &c.



## Fünf und dreyßigster Brief.

An den

Herrn Rittmeister von B\*\*\*\*.

Ich erhalte gestern die erste, und heute die andre Ordre zum Aufbruche nach M = =; und da ich den Ueberbringer des Briefes frage, ob die Kutsche vor meinem Hause stünde, so sagt er mir ganz sinnreich, sie wäre schon gestern wieder nach M = = gegangen. Wundern Sie sich also ja nicht, daß ich heute nicht mit einer Gelegenheit komme, die gestern schon abgegangen ist. Vielmehr erlauben Sie mir, daß ich mich über einen Irrthum unter den Bedienten, und über meine Thorheit, mich über Kleinigkeiten zu ärgern, wirklich ärgern darf. Ich mache gestern Abends mit vieler Mühe noch einige Dinge fertig, die mich nicht wollten reisen lassen. Ich sitze so lange darüber, daß ich die Nacht übel schlafe. Ich ziehe mich früh zur Reise an,  
und

## Sechs und dreyßigster Brief. 149

und warte auf die Kofse, die mich zu Ihnen bringen sollen, und siehe, es kömmt endlich der Bediente des Herrn Stiftsraths, und bringt mir die erfreuliche Nachricht, daß meine Mühe umsonst ist. Ich hätte dem Menschen gern das Dintensaß an den Kopf geworfen, wenn er mich nicht versichert hätte, daß er und seine Collegen unschuldig wären. Doch vielleicht soll ich nicht mehr nach M = kommen. Besuchen Sie mich diese Feyertage, so ist der Schade gehoben. Ich bin immer noch, bis zum Erstaunen, Ihr guter Freund.

---

## Sechs und dreyßigster Brief.

An eben denselben.

Sie werden vielleicht glauben, ich würde so gütig seyn, und einmal aufhören, an Sie zu schreiben, weil Sie so sinnreich sind, und mir nicht antworten. Allein dieß will ich eben nicht. Ich vermuthe, daß Ihnen meine Briefe zur Last sind, und deswegen will ich fortfahren, Ihre Anzahl mit jedem Posttage zu vermehren. Man kann sich an einem, der nicht gern zuhört, nicht besser rächen, als wenn man ohne Aufhören plaudert, und an einem, der nicht antworten will, nicht besser, als wenn man ihm Briefe über Briefe schickt. O! werden Sie, mit zehn finstern Minen, herausfahren; der Mensch muß doch auf der Welt nichts zu thun haben, weil er stets an mich schreibt. Sie irren sich, Herr Rittmeister, ich habe Arbeit genug, und wenn ich Ihnen nicht einen Verdruß machen wollte:

150 Sieben und dreyßigster Brief.

so würde ich ganz gewiß keine Zeit zum Schreiben haben. Aber ich düncke, Sie sehen auch aus meiner Schreibart, daß ich nicht ganze Tage zu einem Briefe an Sie brauchte. Ich schreibe mit Willen nachlässig und von nichts, damit Sie recht böse werden, und mir endlich in der Hitze einmal schreiben mögen, daß ich zu schreiben aufhören soll. Durch diese List denke ich noch vor Ihrem Ende eine Antwort heraus zu locken. Heute ist Sonnabend, verlassen Sie sich darauf, auf den Montag sollen Sie wieder einen Brief haben, darinnen noch weniger steht, als in dem jetzigen. Wegen des Porto wollen wirs so machen, daß ich einen um den andern frankire; auf diese Weise geben Sie nichts mehr, als wenn Sie mir allemal antworteten. Bin ich nicht billig? Leben Sie wohl, wenn Sie anders noch leben.



Sieben und dreyßigster Brief.

An eben denselben.

Im Ernste, liebster Herr Rittmeister, ist es denn nicht möglich, daß Sie nur einige Stunden nach H = = = kommen können? Sie würden meinem ganzen Hause eine unendliche Freude machen. Wir sind alle beisammen, und es geht ganz abscheulich vornehm zu. Ich fertige daher einen Expressen an Sie ab, um zu erfahren, ob es nicht möglich ist, Sie bey uns zu sehen. Kommen Sie, wenn ich Ihnen anders lieber bin, als der Herzog. Hören Sie? Ohne Verzug sollen Sie kommen. Wir haben mehr denn hundert Scheffel Haber, und ganze Böden voll Heu für Ihre Pferde

Acht und dreyßigster Brief. 151

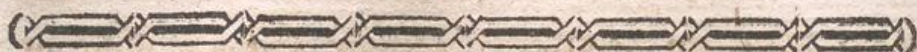
Pferde und Maulthiere. Sienge es aber ja nicht an, welches doch der Himmel nicht wolle: so will ich nach N = = kommen, welches nicht weit von Ihrem Lager liegt. In diesem Dorfe habe ich einen Anverwandten, der Pastor und ein rechter frommer Mann ist, und dort will ich Sie sprechen, und Sie einsegnen lassen, weil Sie doch nicht mit dem Leben davon kommen werden.



Acht und dreyßigster Brief.

An eben denselben  
in das Lager.

Wo dächten Sie, daß ich wäre? In Ihrem Lager? Nein. In der A = = ben Ihrer Freundin? Auch nicht. Wo denn? In dem Dorfe, wo Sie heute gewesen sind. Hier erwarte ich Sie, und sage Ihnen einmal für allemal, daß Sie Morgen früh mit mir nach H = = reisen, und die Vaterstadt Ihres besten Freundes in ganz Deutschland sehen müssen. Meine Mama, meine Schwestern, Christiane, Dorchen, und der ganze Rath in corpore erwarten Sie. Meine Mutter hat blos Ihrentwegen sechs Kapannen, noch weit mehr Enten und vier Truthüner abschlachten lassen, weil ich ihr gesagt habe, daß Sie außerordentlich stark äßen. Ich dachte, Sie kämen noch heute nach N = = = und bewillkommten mich auf das solennste. Ich erwarte Sie, oder Ihr. Antwort, oder Ihren Gottfried. Der Herr Pastor in N = = = nebst seiner Frau Liebste bitten um Ihre Wiederkunft. Sie haben Sie recht gelobt &c.



## Neun und dreyßigster Brief.

An eben denselben.

Dem Himmel sey tausendmal Dank, daß Sie noch leben! Ich bin von Herzen erschrocken, als ich die Nachricht von dem unglücklichen Treffen in Schlesien erhielt; aber ich habe gewiß mehr Ihrentwegen, als wegen der Niederlage, gezittert. Mir ist es sehr gleichgültig, wer Schlesien oder Böhmen beherrscht, und ich gönne es jedem, dem es das Schicksal überlassen will. Doch, Sie über diesem Streite zu verlieren, würde genug seyn, es weder einem Könige, noch einer Königin, zu gönnen. Es ist ein grosses Glück, daß Sie der Gefahr unbeschädigt entgangen sind; allein, es würde ein noch viel größeres seyn, wenn ich wüßte, daß Sie niemals wieder in die Gefahr des Lebens kommen würden. So lange Sie im Felde stehen, das ist, so lange Sie sich auf den ersten Wink eine Ehre daraus machen müssen, Ihren Feind entweder umzubringen, oder von ihm umgebracht zu werden: so lange habe ich noch alles Ihrentwegen zu fürchten. Welcher armselige Soldat würde ich geworden seyn! Kann man nicht anders berühmt werden, als wenn man der Liebe zum Leben entsagt; so will ich lieber hinter dem friedfertigen Pfluge verzagt leben, als auf dem fürchterlichen Bette der Ehren mit Tapferkeit sterben. Es ist wahr, man kann nie ohne Bewunderung an einen Helden denken; aber auch nie, ohne ihn zu bedauern, daß er ein Held geworden ist. Ist es möglich, so vergessen Sie den Lorbeer, den man durch sein Blut erkauft

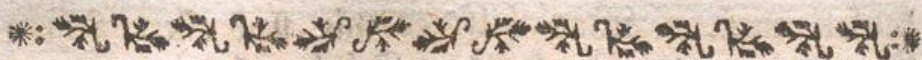
kaufen

kaufen muß. Was hilft es mir und allen Ihren Freunden, wenn Sie hundert Feinde mit eigener Hand erlegen, und dabey das Leben verlieren, oder zerstümmelt zurück kommen? Ich werde Sie weit höher schätzen, wenn Sie mir bey Ihrer Zurückkunft gestehen werden, daß Sie die Gefahr menschlich vermieden hätten, als wenn Sie mir sagen, daß Sie Ihr Leben mit Vergnügen an diesem und jenem Orte gewagt. Nein! Zu unsrer Freundschaft brauchen wir die Tapferkeit nicht; sie ist ihr vielmehr schädlich. Ist denn die Welt etwan nicht schön genug, daß man recht darnach eilen sollte, sie nicht länger, als zwanzig oder dreyßig Jahre, zu genießen? Doch was mein Bitten nicht ausrichten kann, das wird vielleicht die Liebe für Ihre Freundin bewerkstelligen. Sie erhalten dießmal drey Briefe zugleich von ihr, und sie weint alle Tage um Antwort. Schreiben Sie ja, und wenn Sie auch zu Pferde, und auf dem Vorposten, schreiben sollten. Veränderliches ist nichts mit ihr vorgegangen. Sie betet einen Tag, wie alle Tage, für Ihr Leben; sie seufzt nach Ihrer Wiederkunft; sie thut neue Gelübde; sie liest Ihre Briefe; sie schickt nach allen Zeitungen, und zittert, indem sie liest; sie klagt über mich, wenn ich sie trösten will. Dieß sind ihre täglichen Verrichtungen. Der Feldbote kömmt. Leben Sie wohl, wenn man anders im Felde wohl leben kann. Ich wünsche es Ihnen von Herzen, denn ich bin vor tausend andern  
Ihr Freund &c.



Biers





## Bierzigster Brief.

An eben denselben.

**E**w. Excellenz haben mir durch einen von Dero Leuten,  
 = = Was mache ich doch? Nehmen Sie es ja nicht  
 übel, Herr Rittmeister, daß ich Sie Eure Excellenz ge-  
 nennt habe. Indem ich den Brief anfangen will: so  
 stelle ich mir vor, wie Sie einmal, als General, aus-  
 sehen würden. Ich sahe Sie in einem Gesichte mit  
 grossen Falten; und in den Mienen, wo sonst Liebe und  
 Zärtlichkeit gewohnt hatten, herrschten jeso das Alter  
 und der Krieg. Sie trugen eine schwarze Perücke, und  
 sahen recht fürchterlich ehrwürdig aus. Ich stehe nach  
 meiner Meinung vor Ihnen, und weil ich in der Angst  
 nicht weis, was ich sagen soll: so fange ich in Gedanken  
 an zu sagen: Eure Excellenz haben mir durch einen von  
 Dero Leuten befohlen zc. und in Gedanken schreibe ich  
 diese Worte aufs Papier. Es ist mir auch ganz lieb.  
 Denn bey dieser Gelegenheit habe ich doch eine Seite voll-  
 geschrieben, und Ihnen zugleich eine versteckte Erinne-  
 rung gegeben, daß Ihre Schönheit nicht ewig währen  
 wird. Worauf sind Sie also so stolz? Es ist noch um  
 einen Feldzug zu thun: so ist Ihr ganzer Reiz verloren.  
 Es haben mich schon viele Officiere versichert, der Feld-  
 zug in Böhmen hätte Sie so entstellt, daß Sie sich kaum  
 mehr ähnlich sähen. Kommen Sie nur wieder nach  
 Sachsen; man wird sich nicht sehr um Sie zanken.  
 Was habe ich Ihnen denn gethan, mein lieber = = höre  
 ich Sie sagen. So? Ist dieses nichts, wenn Sie nicht  
 an mich schreiben, und so kaltsinnig mit mir umgehen,  
 als wenn ich Ihr Feldprediger wäre? Sie dürfen nicht  
 den:

denken, als wenn ich so ein grosses Verlangen nach Ihren Briefen hätte, und sie nur gar zu gern läse. Mein! Ich kann sie leicht entbehren. Aber Sie sollen mir doch den Respect nicht entziehen, den Sie mir, als Ihrem Freunde und als einem Gelehrten, schuldig sind. Allein, aller Ihrer Kältsinnigkeit ungeachtet, will ich doch mein Wort halten, und Ihnen das versprochene Manuscript übersenden. Lassen Sie es aber nicht bey der ganzen Armee herum laufen. Ich will sehen, ob Sie inskünftige zärtlicher mit mir umgehen werden. Es ist leider wahr, daß ich Sie noch liebe; allein wenn Sie mir nicht bald schreiben: so hoffe ich es vor Ostern noch so weit zu bringen, daß ich in zehn Jahren nicht in die Versuchung fallen will, an Sie zu denken. Mein Vater erkundigt sich fast in allen Briefen nach Ihnen, und damit ich der beständigen Anfrage los werde: so habe ich ihm ganz treuherzig berichtet, daß Sie an einer Feldkrankheit gestorben wären. Wenn Sie es aber nicht leiden können, daß er Sie für todt hält: so dürfen Sie, weil Sie ohne dieß gern schreiben, nur an ihn schreiben, und ihm melden, daß Sie zu grossem Glücke oder Unglücke noch lebten. Ich will mirs gefallen lassen, und noch einige Zeit seyn &c.



## Ein und vierzigster Brief

Eines Frauenzimmers an einen Freund.

Damit ich Sie recht von meiner Aufrichtigkeit überführe: so will ich ihnen etwas entdecken, was man sonst sorgfältig zu verbergen pflegt. Ich rede seit acht Tagen sehr übel von Ihnen, und lenke in allen  
Geselle

Gesellschaften, wo ich Freunde oder Freundinnen von Ihnen antreffe, das Gespräch auf Sie. Man fängt Sie an zu loben, und Ihnen allerhand gute Eigenschaften beizulegen. Dieses mache ich mir zu Nutze. Ich bejahe es, und thue, als ob ich Ihre Verdienste vergrößern wollte, damit man das Böse glauben soll, das ich von Ihnen zu sagen Willens bin. Ich könnte Ihnen einige von meinen Erfindungen hersehen, die Sie gewiß etliche Officierflüche kosten würden; allein, weil Sie die Ungewißheit von dem, was ich sage, am meisten quälen wird: so will ich Sie auch darinnen lassen. Wie gefällt Ihnen meine neue Aufführung? Bin ich nicht ein redliches Frauenzimmer, da ich Ihnen auch so gar meine eigne Bosheit nicht verschweige? Es ist wahr, ich thue Ihnen Unrecht; allein wie kann ich mir anders helfen? Ich bin zu bedauern, daß ich keine andern Kräfte habe, Sie wieder zu meiner Freundschaft zu bewegen, als daß ich Ihnen zeige, wie viel ich Ihnen schaden kann, wenn Sie nicht aufmerkamer auf mich sind. So bald Sie es bereuen werden, daß Sie mich leztens ohne Abschied verlassen, und andre mir vorgezogen haben: so bald werde ich aufhören, von Ihnen übel zu reden. Thun Sie dieses: so will ich in allen Gesellschaften durch eben so viel gute Erzählungen meine ersten Nachrichten widerrufen. Thun Sie es nicht: so fürchten Sie alles von meiner Rache. Ich erwarte, was ich ferner seyn soll; Ihre Freundin oder Ihre Verläumderinn.

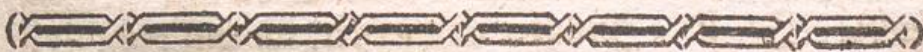




Zwey und vierzigster Brief.

Hochzuehrender Herr,

Sie versichern mich Ihrer Freundschaft, und ich weis für diese Ehre nicht dankbarer zu seyn, als wenn ich Ihnen sage, daß ich wünsche, sie zu verdienen. Fahren Sie mit Ihrer Gewogenheit gegen mich fort, ich bitte Sie darum, und ich werde diese Bitte um desto öfterer wiederholen, weil ich sonst kein Mittel habe, Sie zu überführen, wie hoch ich Ihre Freundschaft schätze. Aber was soll ich auf Ihren Glückwunsch zu meiner Beförderung antworten? Ich habe noch keine erhalten. Doch mein Schicksal mag über mich beschloffen haben, was es will, und mir eine Versorgung in Ihrer Vaterstadt geben, oder nicht: so habe ich doch Ursache, Ihnen den verbindlichsten Dank zu sagen, daß Sie an meinem noch ungewissen Glück zum voraus Theil nehmen. Es ist Vergnügen genug für mich, daß Sie mirs vor andern gönnen, und daß Sie mirs, wenn ich es erhalten sollte, durch Ihren Umgang noch schätzbarer machen werden. Ich bin &c.



Drey und vierzigster Brief.

Hochzuehrende Jungfer Schwester,

Ich suche Sie durch diesen Brief von meiner Hochachtung und Freundschaft zu überführen, und der Beweis wird mir sehr leicht werden, wenn Sie mir auf mein Wort glauben wollen, daß das Verlangen, Sie zu sehen und zu sprechen, beynähe die einzige Ursache von meiner

ner

ner Reise nach B = = = gewesen ist. In Wahrheit, liebe Jungfer Schwester, so sehr ich ihren Versprochen und meine übrigen Freunde, die um ihn sind, liebe: so würde ich mich doch ohne die Hoffnung, Sie zugleich zu finden, nie zu einer Reise von vierzig Meilen entschlossen haben. So weit bin ich in meinem Leben noch nicht gereist, und ich kann mir auch nicht einbilden, daß ich jemals wieder so weit reisen werde; ich, der ich alle mögliche Krankheiten befürchte, wenn man nur von einer Spazierfahrt spricht, und eine Zeit von Tag und Nacht brauche, ehe ich Ja sagen kann. Aber stellen Sie Sich auch vor, wie sehr ich erschrocken bin, da ich Sie nicht fand; da ich hörte, daß sie noch vierzehn Meilen von B = = entfernt wären. Ich hätte lieber geweint, und ihr Bräutigam hatte genug an mir zu trösten. Bedauern Sie mich immer ein wenig, ich verdiene es; und wenn auch das zu viel gefordert ist: so belohnen Sie mich wenigstens dadurch für meine Reise, daß Sie nicht daran zweifeln, daß ich sie in der Absicht unternommen habe, Ihnen meine Hochachtung zu bezeugen, mir Ihre Freundschaft zu verdienen, an dem Vergnügen Ihrer Liebe Theil zu nehmen, und Ihnen alle das Glück zu wünschen, das nur ein Bruder seiner Schwester gönnen kann. Ja, liebe Jungfer Schwester, ich bin recht stolz auf die Ehre, mit Ihnen verwandt zu seyn. Ein Frauenzimmer, das S = = r zu seiner Frau wählet, muß außerordentlich gute Eigenschaften haben. Vergeben Sie mir diesen Lobspruch, es geht mir von Herzen, und ich sehe ihn als eine Pflicht an, die ich der Tugend schuldig bin. Leben Sie wohl, liebste Jungfer Schwester. Ich weis es gewiß; Sie sind zeitlebens glücklich, mit Ihrem S = = r glücklich etc.

Vier



## Vier und vierzigster Brief.

Meine liebe Mademoisell,

Ich will Ihnen etwas im Vertrauen sagen. Einer von meinen Freunden, der Sie nicht weiter, als aus Ihren Briefen an mich kennt, und aus etlichen kleinen Beschreibungen, die ihm Herr L = = von Ihnen gemacht, hat sich in Sie verliebt. Nehmen Sie sich in Acht, meine liebe Freundin; der Mensch sieht bald, wie Ihr lieber Opitz, aus, dessen Bild und dessen Poesie Sie so wohl leiden können; und was wäre leichter, als daß er Ihnen in dieser Mine gefiele, und wenn er Ihnen gefallen hätte, daß Sie ihn am Ende liebten? Gleichwohl weis ich, daß Sie die Liebe für eine beschwerliche Sache halten. Ich will Sie also recht aufrichtig gewarnt haben, meine werthe Aemilie, hüten Sie sich vor meinem Freunde. Er wird nach S = = kommen. Er hat allerhand Mittel gefunden, die ihm die Bekanntschaft Ihrer Frau Schwestern verschaffen werden. Durch diese will er die Ihrige erhalten, und unter dem Charakter eines guten Freundes will er sich unvermerkt in Ihre Liebe einschleichen. Wenn also ein Mensch mit einer halbfinstern Mine, mit ein paar himmelblauen Augen, wenn sich so ein Mensch vor Ihnen sehen läßt: so zweifeln Sie nicht länger, daß es eben der gute Freund ist, vor dem ich Sie warne. Ich will Ihnen noch mehr Merckmaale geben. Er redt wenig in großen Gesellschaften, und bemerkt lieber den Wis der andern, als daß er seinen eignen in Ansehen bringen sollte. Er sucht durch eine ungekünstelte Aufrichtigkeit zu gefallen, und er gefällt, weil es sein natürlicher Charakter ist.

ist.

160 Fünf und vierzigster Brief.

ist. Nunmehr werden Sie ihn nicht so leicht verfehlen; aber dem ungeachtet gehen Sie nicht oft allein mit ihm um. Die Liebe hat tausend Mittel, unsre Vorsichtigkeit zu hintergehen. Ich kenne ihren Liebhaber gar zu gut, ich kenne ihn von den ersten Jahren her. Er ist ein Poet, er ist eben so beständig, als er zärtlich ist; er redt von der Liebe, ohne die Liebe zu nennen; er scheint oft wider die Liebe zu reden, und macht ihr doch einen verdeckten Lobspruch. Dieses ist es alles, was ich Ihnen in der Eil rathen kann; aber vielleicht habe ich Ihnen schon zu viel gerathen? Vergeben Sie mir; es ist ein Fehler der Aufrichtigkeit, zu dem mich die Liebe für Ihre Ruhe verleitet hat. Machen Sie mich zu Ihrem Vertrauten, wenn Ihr Liebhaber erscheinen sollte. Ich verdiene diese Belohnung. Leben Sie wohl.



Fünf und vierzigster Brief.

Mademoisell,

Ihr unbekannter Liebhaber soll nunmehr nicht zu Ihnen kommen. Ich weis es selbst nicht recht, warum; aber das kann ich Ihnen gestehen, daß ich ihm eben so sehr von dieser Reise abgerathen habe, als ob ich etwas dabei verlöre. Ich habe ihm auch Ihren letzten Brief nicht vorgelesen, so gern ich sonst mein Vergnügen mit ihm theile. Er ist freylich mein Freund, aber Ihr Brief war so schön, daß er mich nur allein vergnügen sollte. In Wahrheit, Mademoisell, Sie vermehren durch Ihren Briefwechsel alle Tage mein Verlangen, Sie von Person kennen zu lernen, und Ihnen meine Hochachtung mündlich zu bezeugen; ja, ich frän-

te

## Sechs und vierzigster Brief. 161

ke mich, daß mir meine Umstände nicht so viel Freyheit lassen, dieses unschuldige Verlangen zu befriedigen. Siebt es denn wohl ein grösseres Vergnügen, als mit einem vernünftigen Frauenzimmer umzugehen? Fahren Sie fort, mir den Verlust Ihres Umgangs durch Ihre Briefe zu ersetzen, und Ihrem Geschlechte Ehre zu machen. Es wird gewiß, weil Ihnen doch dieser Charakter so wohl gefallen hat, es wird gewiß noch ein Steeley in der Welt seyn, der sich freuen wird, ein Herz, wie das Ihrige ist, zu belohnen. Ich bin &c.



## Sechs und vierzigster Brief. An den Herrn Sekretär R.

Sie sehen wohl, wenn man einen Autor zum Freunde hat, so ist man keine Stunde sicher, daß er uns nicht ein Buch dedicirt, oder uns doch mit einem beschenkt, wir mögen es nun haben wollen, oder nicht. Es kann, zum Exempel, seyn, daß Ihnen nicht viel an dem zweyten Theile = , gelegen ist, aber das verschlägt mir nichts; ich schicke Ihnen dieses Buch dennoch, und bilde mir zu meiner Ruhe fest ein, daß Sie es mit Vergnügen lesen werden. Mit diesem unverschämten Irrthume muß sich ein Autor für seine Mühe bezahlt machen; und je weniger ihm die Welt ihren Beyfall geben will, destomehr muß er sich den seinigen geben. Ja, mein lieber R = = hätten Sie das damals wohl gedacht, als wir noch in der Fürstenschule ganz demüthig in der letzten Classe sassen, daß ich ein so fruchtbarer Scribent werden sollte? Nein, Sie haben es gewiß nicht gedacht,  
gestes

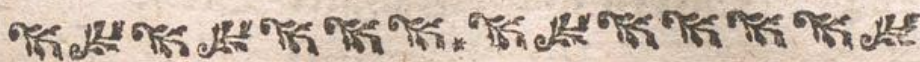


gestehen Sie es nur. Aber Sie hätten es denken können. Habe ich nicht in Tertie alle Periodos simplices und compositas, adversativas, concessivas, cet. in Verse gebracht? Habe ich nicht in Secunde mehr als eine apthonianische Ehre in ganz hübschen Versen gehalten? Sind dieß nicht alles Vorbedeutungen von der Autorschaft gewesen? Ich wollte, daß ich das jetzt wäre, was wir uns damals zu seyn einbildeten, wenn wir beide bey dem Examen einen öffentlichen Lobspruch bekamen; oder daß ich jetzt so vergnügt wäre, als wir wurden, wenn wir auf dem Spazierplane nach einem langen Jahre den Ball einmal schlagen durften. Es waren mit alledem gute Zeiten, und ich wiederohle das Sprüchelchen oft:

Fliehet der ersten Jahre Morgen:  
 O so geht es nicht mehr an,  
 Daß man die bestimmten Sorgen  
 Durch den Ball verschlagen kann.

Endlich komme ich zu meiner Bitte. Seyn Sie so gütig, mein lieber Freund, und übergeben Sie dem Herrn Grafen meinen Brief, nebst der Beylage, und wenn Sie Sich um mich verdient machen wollen, so suchen Sie mir seine Gnade zu erhalten, und mein Glück seiner Vorsorge zu empfehlen. Aber, werden Sie sagen, warum bitten sie ihn nicht selbst? Es ist wahr, es ist ein Fehler von mir; doch ich kann mir nicht helfen. Ich bin zu verschämt, die Zahl der Supplicanten zu vermehren, und einen grossen Herrn mit meinen Angelegenheiten zu beschweren. Leben Sie wohl, bleiben Sie mein Freund, und glauben Sie gewiß, daß ich der Ihrige bin.

Sieben



# Sieben und vierzigster Brief.

An den

## Herrn von E\*\*.

Sie denken etwan, ich werde es in Gedult erwarten, bis Sie Ihr Versprechen, an mich zu schreiben, erfüllen? Aber, Sie sehen doch wohl, daß sie falsch gedacht haben? Ja, ich mahne Sie, ich verlange ohne Aufschub Briefe von Ihnen. Und wenn Sie mir binnen acht Tagen nicht schreiben: so ist nichts gewisser, als daß ich Sie noch einmal mahne, und so von einem Posttage zum andern, bis Sie Ihr Wort halten. Ich habe viel zu thun, höre ich Sie sagen! Das glaube ich. Ich muß oft in Gesellschaft seyn; oft verreisen; oft meine Mama, meinen Papa unterhalten! Das kann alles seyn; aber deswegen fällt mein Recht nicht weg; und das mindert mein Verlangen nach Ihren Briefen nicht, daß Sie weniger Zeit übrig haben, als ich wünsche. Bedenken Sie nur, wie lange ichs gewohnt gewesen bin, alle Tage einmal mit Ihnen zu sprechen, und wie viel ich seit Michael verlohren habe, da ich Sie nicht mehr sehe, Sie nicht mehr durch meinen Besuch bey Ihren Büchern überraschen, nicht mehr fragen kann: Was machen Sie, mein lieber E?? Ich gehe oft recht betrübt bey Ihrer ehmaligen Wohnung vorbei. Ich sehe in die Fenster, nicht anders, als ob es möglich wäre, daß Sie noch heraus sehen könnten. Habe ich ein klein Vergnügen gehabt: so rühret es mich schon weniger, daß

164 Sieben und vierzigster Brief.

ichs Ihnen nicht erzählen, daß ich Ihre freudige Mine darüber nicht sehen kann; und wenn ich niedergeschlagen bin, so werde ich schon mehr, weil ich Ihnen nicht sagen kann, warum ichs bin. Ersetzen mir wohl etliche Briefe, binnen einem Monate, diesen Verlust? Und diese Briefe wollten Sie mir noch dazu versagen, oder doch sparsam damit seyn? Nein, das können Sie in die Länge nicht! Ihr Herz ist eben so freundschaftlich, als das meinige. Sie lieben mich eben so sehr, als ich Sie liebe. Und wenn auch das nicht gewiß wäre: so werden Sie mich doch mit leichter Mühe in diesen süßen Gedanken erhalten können, wenn anders Briefe, wie Sie dieselben schreiben, eine leichte Mühe sind. Wie lieb ist mirs, daß ich Ihnen darinnen zuvor gekommen bin! Sie haben mir also wider Ihren Willen zu einem Vergnügen geholfen, indem Sie mir ein anders entzogen haben. Ich sehe schon, wie weh es Ihnen thun wird, sich zu entschuldigen. Doch ich will Ihnen diese kleine Strafe gern erlassen, wenn Sie mir bald und recht viel schreiben. Leben Sie wohl.

\* \* \* \* \*

Acht und vierzigster Brief.

Hochzuehrender Herr,

Sie haben mich durch einen sehr schönen Brief mit Ihrer Freundschaft und mit Ihrem Beyfalle beehrt, und ich würde mich für dieses doppelte Geschenk schon lange bey Ihnen bedankt haben, wenn ich nicht durch eine Menge kleiner Arbeiten und andre Hindernisse von diesem Vergnügen wäre abgehalten worden  
Aber

Aber heute soll mich nichts stören; ich will mit Ihnen reden, und Ihre Freundschaft geniessen, ohne zu untersuchen, ob ich sie genug verdient habe. Ein jeder neuer Freund ist mir ein neues Glück, für das ich dem Himmel danke. Ich weis mir überhaupt kein edler Vergnügen zu machen, als wenn ich meine Freunde in Gedanken sammle, und mich mit diesen rechtschaffnen Männern so betrachte, als ob wir eine eigne Familie in der Welt ausmachten. Wie freue ich mich, wann ich von einem zu dem andern gehe, bey jedem verschiedene Gaben und Verdienste, und doch bey allen einerley guten Geschmack, bey allen ein empfindliches und grosses Herz antreffe! Und wie stolz werde ich endlich, wenn ich mich als ein Mitglied dieser Versammlung ansehe, und wie erweitert sich meine Seele durch das Verlangen, aller dieser Freunde werth zu seyn!

Dieses Geständniß soll die Stelle der Danksagung vertreten, die ich Ihnen für Ihre mir freywillig geschenkte Freundschaft schuldig bin. Und um gleich die Pflicht eines Freundes zu beobachten; so will ich Ihnen aufrichtig sagen, was ich von Ihren Poesien urtheile, ohne deswegen das Amt eines Richters auf mich zu nehmen, das Sie mir aus gar zu grossem Vertrauen aufgetragen haben. Sie sind schön, und sie würden noch schöner seyn, wenn Sie alle die kleinen Regeln hätten beobachten wollen, aus welchen die Kunst zu erzählen besteht. Kurz, die Poesie scheint Ihnen zuweilen einigen Zwang verursacht zu haben, und Sie scheinen sich dadurch an ihr gerächt zu haben, daß Sie manchmal von ihren eingeführten strengen Gesetzen abgewichen sind. Vielleicht würden Sie mich und viele andre im Erzählen zurück lassen, wenn Ihnen Ihre Umstände eine sorgfältige Uebung und Ausbesserung

## 166 Neun und vierzigster Brief.

verstatteten, und wenn Sie einige Kunstverständige Freunde bey Ihren poetischen Arbeiten zu Rathe ziehen könnten. Meine Anmerkungen bestehen in Kleinigkeiten, die sich mündlich sehr bald, schriftlich aber desto übler sagen lassen. Indessen bin ich Ihnen für die Mittheilung Ihrer Poesien gehorsamst verbunden. Bleiben Sie stets mein Freund und Gönner, und glauben Sie, daß ich mit der größten Hochachtung bin &c.



## Neun und vierzigster Brief.

An einen vertrauten Freund.

Tausend Thaler wollte ich darum geben, wenn ich Dich in dem Augenblicke mit Deiner Louise überfallen, und nur zwei Stunden bey Dir seyn könnte: : : Ob ich die tausend Thaler gleich habe? Nein, ich habe sie nicht; aber mein Nachbar soll funfzig tausend Thaler haben, und sein Kammerfenster geht in meinen Hof, und ich wollte: : Du verstehst mich doch? Ja, das wollte ich thun, wenn ich Dich und Deine liebe Frau dadurch gleich könnte zu sehen bekommen. Lebst Du denn recht vergnügt, recht zufrieden mit ihr? Und ist Louise überzeugt, daß Sie keinen bessern Mann, als Dich, hätte bekommen können? Ganz gewiß! Aber würdet Ihr nicht eine Freude haben, wenn ich die Eurige mit ansehen, sie genießten, und Euch Euer Glück in meinen Augen könnte lesen lassen? Gewiß, mein lieber G : : r, Du mußt besser seyn, als ich; weit besser, weil die Liebe so sehr für Dich sorgt, und

und für mich gar nicht. Bald wirst Du Dich von einem kleinen Sohne geliebt, nachgeahmt, gelesen, und künfrig hergestellt sehen. Bald wirst Du eine liebe Tochter, der Mutter ähnlich, in ihrem Reize heran wachsen, und Dich von einem zärtlichen Poeten mit Thränen gebeten sehen, sie für ihn allein aufzuheben. Alle diese Freuden soll ich nicht haben. Was muß ich doch begangen haben, daß ich keine Louise finden kann? Sage mirs nur, bin ich denn gar nicht lebenswürdig? Die verzweifelte finstre Mine: ! aber ich sehe ja nicht stets finster aus. Ich bin ja nicht stets stumm, und ich bin es nie weniger, als bey einem Mädchen, das mir gefällt. Woran liegt es denn? Daß ich nicht so gar jung mehr bin? Das ist noch die Frage. Wenigstens glaube ich noch, daß ichs bin, oder doch zu seyn verdiente. Ich habe doch mit alle dem, wie mir verständige Leute sagen, ein paar hübsche blaue Augen, und eine vernünftige Stirne. Wenn es nur die Schönen wissen sollten, wie sehr ich sie allezeit gelobt habe, und noch lobe, ich wette, daß sie mir gewogner seyn seyn sollten, als Dir. Weißt Du denn kein Frauenzimmer, die mir recht gut ist, und der ich wieder recht gut seyn könnte? Schade für das Glück, be- rühmt zu seyn, wenn es nicht beliebt macht! Ich schreibe keine Zeile mehr für die Welt, wenn ich ohne Frau sterben soll. Das kannst Du allen Leuten sa- gen; vielleicht hören sie diese drohende Nachricht gern.

Grüße Deine liebe Frau von Herzen von mir.

Ich bin Dein ic.

Es No 22

\*

L 4

Fünf=

\* \* \* \* \*  
\* \* \* \* \*

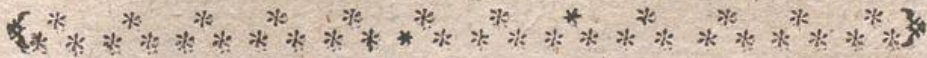
## Fünfzigster Brief. An eine Freundin.

Mademoisell,

Soll ich es gewiß glauben, daß Sie seit meiner Abreise vier Briefe an mich geschrieben haben, und daß alle diese Briefe verloren gegangen sind? Sie sagen mirs, und da mirs unmöglich fällt, in Ihr Wort den geringsten Zweifel zu setzen: so will ich mich für die verlorren Briefe eben so nachdrücklich bedanken, als ob ich sie wirklich erhalten hätte. Nur erlauben Sie mir, daß ich den Postbedienten von hier bis B === alles Unglück wünschen darf. Es ist billig, daß es den Leuten etliche Wochen nicht wohl geht, die Ursache sind, daß ich seit ganzen Monaten keine Zeile von Ihnen habe lesen können. Aber, liebste Freundin, bey wem soll ich mich beklagen, daß die nunmehr erhaltene Zuschrift von Ihnen nicht so zärtlich ist, als ich wünsche? Fragen Sie mich ja nicht, worinnen ich das Zärtliche suche. Fragen Sie vielmehr Ihr Herz, ob es nicht bald anfangen wird, gleichgültig gegen mich zu werden. Sie wollen mir ihr Portrait nicht eher, als mit künftiger Messe, schicken. So lange soll ich noch warten? So lange noch? Und warum soll ich das Vergnügen nicht haben, es mit der ersten Post zu erhalten, da es bloß auf Sie ankömmt? Wundern Sie sich ja nicht über meine ungestüme Anforderung. Untersuchen Sie vielmehr bey dieser Gelegenheit Ihre Neigung gegen mich. Denn wenn Ihnen die Hef-

tigkeit

tigkeit gefällt, mit der ich Ihr Bildniß fordre: so wird es ein Beweis seyn, daß ich Ihnen noch nicht gleichgültig geworden bin. Sie fragen mich in Ihrem Briefe, wenn Sie mich wieder sehen würden. Was soll ich Ihnen hierauf antworten? Wollen Sie zufrieden seyn, wenn ich Ihnen sage, daß ich mir dieses Vergnügen alle Minuten wünsche? Meine Absichten dürften mich wohl diesen Sommer noch in G = = = zurück halten; doch können Sie mir ohne Bethörung glauben, daß ich Niedersachsen nicht verlassen werde, ohne die angenehmste Person noch einmal zu sehen, die ich in diesem Lande angetroffen habe. Ich werde die Ehre Ihrer Bekanntschaft stets als den größten Vortheil meiner bisherigen Reisen ansehen, und mich selber zu hassen anfangen, wenn ich jemals aufhöre, zu seyn 2c.



Ein und funzigster Brief.

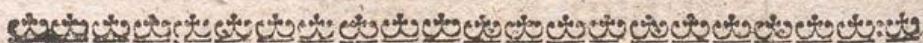
An einen Freund.

Sie sind ganz gewiß der Unbekannte, in dessen Namen mir Herr N = = eine so ansehnliche Belohnung für eine geringe Arbeit überbracht hat. Er hat mir es zwar nicht gestehen wollen, und Sie werden mir es auch nicht gestehen; allein ich kann nicht irren, wenn ich Ihnen den Dank dafür abstatte. Wer könnte sonst eine so kleine Mühe so reichlich belohnen, und zugleich so bescheiden? Sie haben der Belohnung die Gestalt der Wohlthat benommen, um mich ihr Vergnügen, ohne die Unruhe der Verbindlichkeit, fühlen



170 Ein und funfzigster Brief.

zu lassen. Soll ich Ihnen auch dafür nicht danken? Längnen Sie es nicht länger, daß ich Ihnen das Geschenk schuldig bin. Sie haben Ihre Absicht erreicht; ich bin völlig überzeugt, daß Sie mir eine Freude haben machen wollen, ohne mich dadurch verbindlich zu machen; allein es gehört nunmehr selbst zu meiner Freude, daß ichs wissen muß, daß ich sie niemanden anders schuldig bin, als Ihnen. Ihr Geschenk ist mir nicht so wohl durch sich angenehm, als weil Sie mirs gemacht haben. Und so verbräucht auch dieser Gedanke ist: so empfinde ich doch seine Wahrheit zu sehr, als daß ich ihn nicht für die aufrichtigste Dankfagung halten sollte. Eben jetzt erfahre ich, daß es sich mit Ihrem schon so lange sterbenden Freunde etwas gebessert hat. Möchte ich doch der erste seyn, der Ihnen diese freudige Nachricht gäbe! Ich wünsche Ihnen, nebst Ihrer eignen Gesundheit, sein Leben zum neuen Jahre, und bin 2c.



Zwey und funfzigster Brief.

An eben denselben.

Also haben Sie Ihren besten Freund, Ihren L., verloren? Sie dauern mich endlich, und ich wünschte, daß selbst diese Versicherung etwas zu Ihrer Beruhigung beytragen möchte; denn was habe ich sonst, womit ich Sie aufrichten könnte? Gott! wer hätte das vor wenig Monaten bey unsrer Zusammenkunft in Merseburg denken sollen, daß dieser so muntre und vor uns allen belebte Freund der erste und nächste zum

zum Tode seyn sollte! Und er war es in diesem Jahre noch. Vater der Menschen! Wie flüchtig ist das Leben, das wir so sehr lieben, und als dein Geschenk auch lieben müssen! Ich weine, indem ich dieses schreibe; ich weine mit Ihnen, mein lieber B:: und ich wünsche, daß mich niemand diese Stunde in meinen Thränen und in meinen menschlichen Empfindungen stören mag. Wie könnte ich die letzten Augenblicke vom Jahre, die noch übrig sind, glücklicher anwenden, als wenn ich sie dem Mitleiden, dem Gedanken des Todes, und der Seele des Verstorbenen schenke! :: Er ist also in dem Schooße der Ewigkeit und der unaussprechlichsten Ruhe ::? Was muß ein Geist, von der Erde weggenommen, bey dem ersten Eintritte in das Land der Vollkommenen fühlen; welche göttliche Wollust! :: Geleitet von der Hand des Allmächtigen, überschaut er die Welten der Seligkeiten; entzückt von den Stralen der Gottheit, preist er den Tag der Geburt und des Todes zugleich, und fühlet, daß der Herr Gott ist. :: Nun sieht er den göttlichen Erlöser, und verliert sich in dem Meere seiner Liebe, und wird trunken von den Geheimnissen der Erlösung. :: Er fängt die ewigen Loblieder Gottes und der Tugend an. :: Die kleinste gute That auf Erden stellt sich ihm nunmehr im heiligen Lichte vor, und eine jede edle Absicht wird ihm zur Belohnung vor dem Allwissenden, und bleibt ihm ein ewiger Ruhm in dem Angesichte der Vollkommenen. ::::

Nehmen Sie, mein lieber B::, diese Bilder der Einbildung zu Hülfe, wenn Sie mit Ihren Gedanken dem Seligen folgen. Sollte er nicht so glücklich seyn, als ich gesagt habe? Er ist es gewiß, und ich preise Gott in diesem Augenblicke, daß ers ist. Woll-

ten

ten Sie wohl Ihren  $\text{L} = \text{L}$ , wenn es bey Ihnen stünde, von diesem Glücke auch nur eine Stunde zurück halten? Heben solche Gedanken die natürliche Empfindung, in den Stunden der Wehmuth, und das Verlangen nach denen, die wir lieben und lieben müssen, nicht auf: so machen sie unsre Betrübniß doch zur Tugend, indem sie ihr die gehörigen Schranken geben. Und welcher Trost ist stärker und erhabner, als der: Der Herr hat ihn gegeben, der Herr hat ihn genommen! Er erhalte Sie in dem Jahre, das wir anfangen, gesund und zufrieden, und schenke Ihnen diese Wohlthat noch in vielen folgenden. Er lasse Sie die Freude der glücklichsten Väter erleben, und Sie, in den Sitten und Handlungen Ihrer Söhne, das liebenswürdige Herz einer nicht mehr vorhandenen Mutter, und stets den Lohn einer sorgfältigen Erziehung erblicken. Ich wünsche dieses mit dem aufrichtigsten Herzen, und bin zeitlebens  $\text{rc}$ .



## Drey und funfzigster Brief.

Hochzuehrender Herr,

Ich müßte sehr unempfindlich seyn, wenn mich der Beyfall nicht vergnügen sollte, mit dem Sie unlängst meine Poesie beehret haben; allein ich bin auch zu gerecht, als daß ich ihn ganz für mich behalten sollte. Ich will vielmehr die Lobsprüche, die Sie mir beygelegt haben, mit Ihnen theilen. Ihr schöner poetischer Brief überzeugt mich, daß Sie ein näher Recht dazu haben, als ich. Das Geschenk ihrer Freundschaft

schaft hingegen nehme ich mit der größten Dankbarkeit an. Und wenn man sie durch Liebe für den guten Geschmack, und durch ein gutes Herz verdienen kann: so hoffe ich derselben unaufhörlich werth zu seyn. Ich bin unzufrieden, daß mir die weite Entfernung das Vergnügen Ihres Umgangs entzieht, und ich wollte wünschen, daß Sie mir diesen Verlust durch Ihre Briefe ersetzen. Ich bin &c.

\*\*\*\*\*

Vier und funfzigster Brief.  
An eine Freundin.

Also sind alle Hindernisse gehoben, die Ihre Wünsche so lange aufgehalten haben? Ihr Geliebter ist mit einem ansehnlichen Glücke versorgt, und Sie sind binnen wenig Wochen die Seinige? Keine Nachricht in der Welt hat mich so vergnügt, als diese. Ich kann mich an Ihrem Briefe, gar nicht satt lesen. Wer ist glücklicher, als ich? fangen Sie ihn an. Ja, wer ist glücklicher, als Sie? Aber, wer hat auch mehr verdient, es zu seyn, als Sie? Wer hat zärtlicher, tugendhafter und beständiger geliebt! Ich sage es Ihnen zur Ehre, daß Sie unter allen Frauenzimmern, die ich zeitlebens gekannt, die größte Liebe, und zugleich den größten Heldenmuth bewiesen haben. Auf einen entfernten Liebhaber in dem Frühlinge der Schönheit länger, als acht Jahre, warten; einem Liebhaber mit einem noch ungewissen Glücke die vortheilhaftesten Gelegenheiten aufzuopfern, ohne sie erst anzuhören; ja, meine Freundin, wer kann das? Ich möchte  
Ihren

Ihren ersten Umarmungen zugefehen haben! Doch Sie haben mir ja diesen zärtlichen Auftritt fo befchrieben, daß ich ihn gefehen und gefühlt habe. Umarmen Sie Ihren Geliebten, indem Sie dieses lefen, und danken Sie ihm in meinem Namen mit tauſend Küffen für das Vergnügen, das er mir durch das Ihrige gemacht hat. Ich komme gewiß auf ihre Hochzeit; gewiß; denn der Himmel iſt zu gütig, als daß er mir die Freude entziehen ſollte, die größte Liebe und Tugend beſohnt, kurz, Sie und Ihren Mann, nach ſo langen Wünfchen, glücklich zu ſehen. Wie wird er mir in den Armen ſeiner Braut danken, daß ich der erſte geſeſen bin, der ſie ihn hat kennen lehren! Alſo iſt durch meine Freundschaft die zärtlichſte, und endlich auch die glücklichſte, Liebe entſtanden? Stolzer Gedanke! Ich küffe Ihnen die Hand, liebſte Braut, und bin in acht Tagen ſelbſt bey Ihnen. Da will ich Ihnen durch mein Vergnügen über Ihr Glück beweifen, daß ich vor tauſend andern bin &c.



## Fünf und funfzigster Brief.

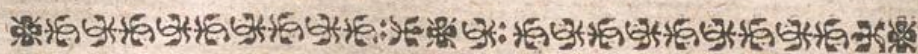
An die Frau von P.

Gnädige Frau,

Ob mich gleich Ihr Herr Gemahl verſichert hat, daß Sie es gern ſehen würden, wenn ich in Verſen an Sie ſchriebe; und ob ich gleich nichts lieber thue, als was Sie gern ſehen: ſo kann ich mich heute doch nicht überwinden, poetiſch an Sie zu ſchreiben. Vor einigen Wochen würde ichs ohne Bedenken gewagt haben;

ben; denn damals hatte ich Ihre Gedichte noch nicht gelesen. Ich wußte, daß Sie eine Liebhaberinn von der Poesie waren; aber ich wußte nicht, daß Sie selbst so schön dichteten. Jetzt weis ichs nicht allein, sondern ich fühle es noch. Und aus Furcht, keine solche Verse zu machen, als Sie verdienen, als Sie selbst machen, und als Sie vielleicht von mir hoffen, will ich heute lieber keine machen, sondern warten, bis eine Stunde kömmt, da ich mehr Herz, wenn gleich nicht mehr Glück, haben werde. Aber ich entschuldige mich nicht anders, als ob Sie etwas verlören, daß dieser Brief profaisch, und nicht poetisch ist. Ist dieser Fehler nicht fast eben so groß, als wenn ich ein schlechtes Gedichte gemacht hätte? Kann ich nicht von etwas wichtigen reden? Ja, Madam, erlauben Sie mir, daß ich frage, wie Ihr lieber Gemahl lebt, und ob Sie ihn nicht mit jedem Tage liebenswürdiger finden? Ganz gewiß; und dieses ist die Frucht Ihres Umgangs. Wenns Sies nur hören sollten, wie glücklich er sich preist, daß er Sie besitzt! Ich dürfte bey nahe sagen, daß er mir jetzt gewogner ist, als jemanden, blos weil er sieht, wie hoch ich Sie schätze, und wie sehr ich überzeugt bin, daß er keine bessere Wahl hätte treffen können. Ich sehe, daß ich in der Gefahr stehe, mehr zu sagen, als es Ihre Bescheidenheit erlaubt, ja ich fürchte, daß ich diesen Fehler, in den die eifrigste Hochachtung am leichtesten verfällt, schon begangen habe. Ich will also lieber schliessen, und Ihnen durch mein Stillschweigen die Grösse der Ehrerbietung zu erkennen geben, mit der ich vor allen andern bin &c.

Sechs



## Sechs und funfzigster Brief.

Mein lieber Freund,

Ich bin krank. Kann man sich denn etwan gesund schreiben, wenn man an Sie schreibt? Sonst konnte ich mich zuweilen gesund lesen; aber jetzt hilft es auch nicht mehr. Ich habe gestern alle Ihre Schriften hervor gesucht, ich las so gar meine eignen, und ich blieb immer noch mattherzig, immer noch schwergeistig. Ja, ja der Wis mag freylich nicht vor alles helfen. Wenn ichs gleich versuchen wollte, ob ich mich an Ihrem Christianchen gesund küssen könnte. Was meinen Sie? Es kann mir wenigstens nichts schaden, und Sie verlieren nichts dabey. Ich habe mir immer sagen lassen, daß ein Kuß von einem lieben Mädchen eine halbe Universalmedicin seyn soll. Ach, was müssen nicht tausend, nicht noch einmal tausend, für Stärkung geben! Ich will es also immer wagen, und Sie sollen der Erste seyn, dem ich meine Gesundheit melden will, wenn das Mittel anschlägt. Was thut man nicht der Gesundheit wegen? Und was läßt sich nicht ein guter Freund gefallen, um dem andern dazu zu verhelfen? Machen Sie sich keine Sorge, es soll keine Gewohnheit daraus werden; Sie sollen auch nicht dabey vergessen werden. Ach, will ich sprechen, noch eins, Christianchen, nur noch eins, nicht für mich, für ihren Freund, für ihren lieben Damon . . . Sehen Sie, so küßt Ihr Damon . . . doch nein, er küßt nicht ganz so; aber so . . .  
Ich

## Sieben und funfzigster Brief. 177

Ich will gleich zu ihr gehen, denn es wird mir über dem Schreiben immer schlimmer. Jetzt tritt mirs recht ans Herz. Leben Sie wohl.



## Sieben und funfzigster Brief.

Madam,

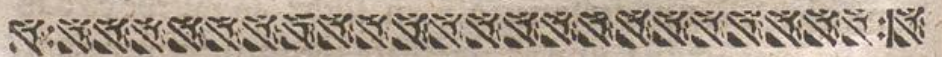
Sie verlangen, daß ich die Mütter durch eine öffentliche Schrift zu einer sorgfältigen Erziehung der Töchter ermuntern soll. In der That ist Ihr Verlangen sehr gerecht; aber würde ich auch Gehör finden? Und wenn ichs fände, würden die armen Mädchen nicht dabey zu kurz kommen? Stellen Sie sich einmal vor, daß die Mütter meinem Rathe folgten, und ihre Töchter auf eine recht feine Art erziehen ließen; daß sie sie eben so wohl denken und reden lehrten, oder lehren ließen, als nähen und kochen; was würde daraus entstehen? Unter hundert Mädchen würden kaum ihrer zehn einen Mann bekommen, und unter diesen zehn Ehen würden kaum zwei glückliche seyn. Nein, Madam, so lange die meisten Mannspersonen albern sind: so würde es das größte Unglück für unverheirathete Frauenzimmer seyn, wenn sie alle klug wären. Entweder die Männer würden sie nicht haben wollen, weil sie den Fehler hätten, klüger, als sie, zu seyn; oder die Mädchen, wenn auch mein Rath Gehör fände, würden sie nicht haben wollen, weil sie ihnen zu albern wären. Aber könnte denn nicht ein kluger Mann zehn kluge Weiber nehmen? Ja, das läßt sich ganz wohl denken; aber die Polygamie hat zu viel Beschwerlichkeiten, als daß wir sie wieder einführen sollten. Ich, zum Exempel, komme auffer mir, wenn

M

ich



ich nur ein kluges und liebenswürdiges Frauenzimmer um mich sehe; was würde mit mir werden, wenn ihrer zehn mein Herz an sich zögen? Nein, Madam, die Liebe kann ohne die Gleichheit der Gemüther nicht bestehen; lassen Sie also immer die meisten Mädchen ohne Wiß aufwachsen, damit sie ihren künftigen Männern gleichen. Es ist genug, wenn eine kleine Anzahl Schönen in jedem Lande sorgfältig erzogen, und durch den guten Geschmack recht liebenswürdig, und zur Liebe fähig gemacht wird, damit die Klugen gute Weiber bekommen. Für Christianen bin ich unbesorgt, so lange sie unter den Händen ihrer vernünftigen Mutter und ihrer lieben Tanten ist. Ihr gutes Herz wird bey so vielen Beyspielen, die besser lehren, als alle Regeln, leicht ausgebildet, und mit allen den Vorzügen erfüllt werden, die ein Frauenzimmer von der Unschuld, der Klugheit, und der Wohlständigkeit zu erhalten pflegt. Aber wo wird das gute Kind einen Mann finden, der ihrer werth ist, wenn sie so wird, wie sie uns hoffen läßt? Das weis ich Ihnen nicht zu sagen, wenn ich auch noch so lange herumsänne. Leben Sie recht wohl.



## Acht und funfzigster Brief.

### An einen guten Freund.

Ueber Ihren unwizigen Capellan habe ich mich sehr geärgert, noch mehr aber über Ihre boshafte Erzählung, und endlich noch mehr über mich, daß ich albern genug gewesen war, mich über jenes Unwissenheit, und über Ihre Bosheit zu ärgern, da beides mein  
Mitlei-

Neun und funfzigster Brief. 179

Mitleiden hätte erwecken sollen. Was ist es denn nun, ob mich dieser unbekante Mann kennet und lieft, oder nicht? Und was ist es denn nun mit des andern seinen Spöttereien? So dachte ich, da ich wieder zu mir selber kam. Er will dir ungefähr sagen, daß du kein vortrefflicher Autor wärst. Gut, laß ihn reden! Er glaubt es freylich nicht,

Sed qui te vendit, Bibliopola, putat.

Ist das nicht genug? Nachdem ich dieses Gedachte gesagt habe: so fühle ich sehr genau, daß ich nicht mehr böse auf Sie bin. Aber dem ungeachtet, soll mein Brief nicht länger werden, als der Ihrige, weil ich nicht sehe, warum ich mehr an Sie schreiben soll, als Sie an mich, da ich, wo nicht vornehmer, doch eben so viel bin, als Sie. Ihr Brief ist fünfundzwanzig Zeilen lang, und meiner, wenn Sie den Pentameter für zwei Zeilen rechnen, hat eben so viel Zeilen. Also leben Sie wohl. Es kömmt nicht blos darauf an, daß Ihnen meine Briefe lieb sind; nein, Sie müssen sie durch die Ihrigen verdienen. Gefällt Ihnen diese Schmeicheley?



Neun und funfzigster Brief.

Madam,

Sie haben an mich geschrieben, und ich bin über diese Höflichkeit mehr als einmal roth geworden. Man kann die Nachlässigkeit nicht höher treiben, als ich sie getrieben habe. Zehn Jahre vorbei zu lassen, ohne an eine Person zu schreiben, die man hoch schätzt,

M 2

das

das ist ein unglaublicher Fehler, und gleichwohl habe ich ihn begangen, und ich würde noch einen grössern begehen, wenn ich unverschämt genug wäre, den ersten zu entschuldigen. Sie haben mir in Ihrem Briefe nicht den geringsten Vorwurf gemacht, und das hat mich am meisten geschmerzt. Lassen Sie es an dieser Strafe genug seyn, und wenn Sie daran denken, daß ich in zehn Jahren nicht an Sie geschrieben habe: so denken Sie auch daran, daß ich zwey Jahre lang bey nahe alle Wochen einigemale an Sie geschrieben, und Sie vielleicht alle Monate einmal besungen habe. Lassen Sie die Frau Commissionrätthin mit der Phyllis abrechnen. Denn diesen Ruhm können Sie mir doch nicht nehmen, daß ich ein rechter sorgfältiger und gewissenhafter Liebhaber gewesen bin. Aber, was muß ich Ihnen doch in allen den vielen Briefen und Gedichten gesagt haben? Das möchte ich gern wissen. Steht denn in allen nichts, als daß ich liebe? Das kann nicht möglich seyn. Bringen Sie mir doch meine Briefe auf die Messe mit, ich bitte Sie recht inständig darum. Sie werden die Ihrigen in meinem Schreibetische so sorgfältig aufgehoben finden, als kein Gelehrter sein kostbarstes Manuscript aufhebt; aber das versteht sich, daß sie ziemlich abgenutzt sind. Ich trug sie das erste Jahr aus grosser Liebe meistens bey mir. Im andern machte ich sinnreiche Anmerkungen dazu, und im dritten schloß ich sie mit vieler Bekümmerniß in meinem Schreibetisch ein, weil ich hörte, daß Sie heiratheten. Wird Ihr Herr Liebster nicht lachen, wenn er sieht, wie grausam Sie mich haben seufzen lassen! Wie lange habe ich Sie bitten müssen, daß Sie nicht mitten unter meinem kläglichen O und Ach davon liefen? Ich glaube ein ganzes Vierteljahr. Eine solche Anekdote findet

findet man in allen Romanen nicht. Dennoch küsse ich Ihnen nach zehn Jahren noch die Hand, und bin mit der größten Hochachtung &c.

---

## Sechzigster Brief.

Liebster Freund,

Also bin ich Ihr Beförderer, und geschickter, meine Freunde zu versorgen, als mich selbst? Reisen Sie ins Gebürge, und nehmen Sie Ihr Amt als ein Geschenk Ihres günstigen Schicksals an, das Sie so lieb gehabt hat, es Ihnen durch die Hand eines Freundes, und nicht eines Gönners, zu überreichen. Schreiben Sie oft an mich, und erzählen Sie mirs, wenns Ihnen wohl geht. Dieses soll die Belohnung für eine Freundschaft seyn, für die ich eigentlich gar keine zu fordern habe. Ich bin Ihr lieber &c.

---

## Ein und sechzigster Brief.

Madam,

Ich will Ihren letzten Brief nicht so wohl beantworten, als Ihnen nur sagen, daß ich ihn erhalten habe. Ich setze gern hinzu, daß ich ihn mit dem größten Vergnügen gelesen hätte, wenn ich dieses ohne Eitelkeit von einem Briefe sagen dürfte, der größtentheils mit meinem Lobe angefüllt ist. Doch, was soll ichs läugnen? So bescheiden ich auch bin, oder zu seyn wünsche: so sehe ich mich doch von niemanden lieber gelobt,

Lobt, als von einem Frauenzimmer, wie Sie sind: und ohne die Begierde, Ihrem Geschlechte zu gefallen, würde ich nicht nur überhaupt weniger, sondern auch weniger Gutes, geschrieben haben. Die beiden Gedichte, von welchen Sie reden, sind von mir. Eins davon hat mir gefallen; aber ach! wie selten erlebe ich dieses Glück! Ich habe so vielmal ohne Liebe von der Liebe singen müssen, daß es ein Wunder wäre, wenn diese Gedichte etwas mehr, als die Melodie der Liebe, enthielten. Soll ich Ihnen denn nicht zum neuen Jahre gratuliren? Beynahe möchte ich Ihnen das alles hersehen, was ich Ihnen gönne, und was Sie verdienen; aber, nein, Sie haben mir ja nichts gethan! warum wollte ich Sie mit einem langen Wunsche bestrafen? Leben Sie, nebst Ihrem Herrn Liebsten, glücklich und zufrieden. Ich empfinde es, daß mir dieser Wunsch von Herzen geht, und daß mich schon der bloße Gedanke von Ihrem künftigen Glücke vergnügt.



## Zwey und sechzigster Brief.

Mademoisell,

Ich wills Ihnen recht aufrichtig gestehen, warum ich Ihnen so lange nicht geantwortet habe. Ich bin = was dächten Sie wohl! Krank gewesen? Nein. Verreist gewesen? Auch nicht. Mit Geschäften überhäuft gewesen? Noch weniger. Ich sehe es wohl, Sie errathen es nicht; aber könnten Sie es denn nicht errathen, wenn Sie wollten? Bedenken Sie nur, ich bin, ohne mich zu loben, ein Poet, und von Natur = Nicht wahr, nun wissen Sies? Ja, meine liebe Mademois

demois

demoisell, Sie haben Recht, ich bin verliebt geworden, und deswegen habe ich Ihren Brief, und wohl noch dreysig andre seit vielen Monaten unbeantwortet gelassen. Allein, damit ich mich gleich für meine Aufrichtigkeit bezahlt mache: so verlange ich, daß Sie mir in Ihrem künftigen Briefe meine Nachlässigkeit nicht vorwerfen sollen. Die Ursache, die mich darzu verleitet hat, ist ja so menschlich, als eine seyn kann. Ja Mademoisell, wenn Sie nur das liebe Mädchen sehen sollten! Wenn Sie nur ihre grossen blauen Augen, die unschuldige und zugleich witzige Mine: : Doch ich darf nicht weiter an sie denken, sonst vergesse ich das Schreiben. Wie sie heißt; wollen Sie wissen? Das ist beynah zu viel gefordert. Soll ich Ihnen denn das ganze Geheimniß sagen? Doch ich nenne den Namen gar zu gern. Sie heißt, wie Sie, wie Sie, Nemelie. Werden Sie nicht roth, ich will kein Wort mehr sagen, ausser daß ich Ihr beständiger Freund und Verehrer bin.



## Drey und sechzigster Brief.

An eine Anverwandte.

Meine liebste Freundin,

Ich bedaure es alle Tage, daß ich Sie noch nicht von Person kenne, und zuweilen bin ich so eitel, daß ich mir einbilde, es könnte ihnen auch nicht gleichgültig seyn, daß Sie mich noch nicht kennen. Stören Sie mich ja nicht in dieser süßen Einbildung. Sprechen Sie nicht, daß Sie Ihr Verlangen dadurch befriedigen, weil Sie von Ihrem Manne, als meinem andern Ich,

auf mich schlößen. Der Einfall ist sehr sinnreich; aber er gefällt mir doch nicht ganz. Es ist wahr, ich und Ihr Mann, wir haben vieles gemein; allein wir gleichen einander doch nicht in allem. Zum Exempel, ich habe keinen von seinen Fehlern; ich lasse mich weit besser lenken, als er; ich mache keine Spöttereyen, und rede meinen Freunden nichts Böses nach. Ich bin ein vortrefflicher Wirth, und blos das, was ich in meinen jüngern Jahren erspart habe, beläuft sich sehr hoch. Er hingegen wird Ihnen aus dieser Zeit nicht das Geringste aufweisen können. Hundertmal habe ich zu ihm gesagt: Liebster Freund, legen Sie doch etwas zurück; wenn Sie einmal heirathen, alsdann ist dieses Geld gefunden. Aber es half nichts. Er blieb immer leichtsinnig. Freylich wird ers leugnen, wenn Sie ihn darüber zur Rede setzen; denn wer gesteht gern seine Fehler? Verliebt ist er auch Zeit seines Lebens gewesen. Hat er Ihnen denn nichts von einem Frauenzimmer erzählt, die Calliste hieß? = = Doch ich mag nicht reden. Sie möchten böse auf ihn werden, und das wollte ich doch auch nicht gern. So viel kann ich Ihnen im Vertrauen sagen, daß er mit meiner Schwester noch bis auf diese Stunde eine heimliche und verbotne Correspondenz führt. Sie ist freylich schon funfzig Jahre; allein wozu ist das viele Schreiben nütze? In der That ist's wahr, er schreibt sehr schön, und hat auch eine bef're Hand, als ich; er macht bef're Verse, als ich; er kann sehr tiefsinnig denken. Aber bey allen seinen schönen Versen, bey aller seiner Tiefsinnigkeit, ist er (nehmen Sie mirs nicht übel, daß ich mich wieder selber loben muß) ist er, sage ich, im Umgange doch nicht so munter, so artig, so gefällig, so gesellschafftlich, wie ich. Es sagte nur letzstens  
noch

noch eine Französin zu mir, daß ich unter allen deutschen Gelehrten, die sie gesehen hätte, die meiste Vivacité (es ist ihr eignes Wort) besäße, und am wenigsten ein Pedant wäre. Leider hängt es den meisten Leuten aus der Studierstube an, daß sie in Gesellschaften stumm sind; ich hingegen, ob mir gleich meine Feinde das Gegentheil zeitlich nachgesagt haben, und mit vieler Wahrscheinlichkeit noch immer nachsagen, ich bin so wenig zu diesem Fehler geneigt, daß ich so gar in der Gesellschaft der Schönen unsrer Stadt immer das letzte Wort habe; und dazu gehört gewiß viel Beredsamkeit. = Ob ich so schön aussehe, wie Ihr Mann? das will ich eben nicht gesagt haben. Indessen habe ich mich vorigen Sommer in Miniatur abmalen lassen, und alle Welt gesteht, daß mein Gesicht im Bilde recht angenehm aussieht. Ich werde mir die Freyheit nehmen, es Ihnen mit der ersten B = = = Messe zu überschieken, damit Sie wenigstens die Bildung Ihres Verehrers und besten Freundes kennen lernen, und damit ich den kleinen Fehler nicht mehr begehen darf, mich selber zu loben, um ein Verlangen nach meiner Bekanntschaft in Ihnen zu erwecken, und Sie zu einer Reise nach Obersachsen zu bewegen. Im Vorbeygehen gesagt, meine liebste Freundin, es sollte Ihnen bey uns so wohl gefallen, daß Sie wohl gar die Rückreise vergäßen.

Ich könnte hier meinen Brief mit gutem Gewissen schließen, wenn ich Ihnen nicht nach sagen wollte, daß das beygelegte Präsent von mir herrührte. Nicht, als ob Sie mich deswegen zu Gevattern bitten sollten. Nein. Ich sagte zu meines Bruders Frau unlängst: Frau Schwester, ich möchte unsrer Freundin in B = = = gern ein klein Präsent machen, wozu rathen Sie mir? Das



will ich Ihnen bald sagen, feng sie an. Bitten sie die Madam S : : : daß sie ihnen ein Taufmützchen oder Häubchen (ich weis selbst nicht, wie es heißt,) macht, und schicken sie es Louisen; vielleicht braucht sie es bald. Ihr Mann ist viel zu unbedachtsam, als daß er an solche Sachen denken sollte. Dieses waren ihre Worte. Kurz, was man mir sagt, das thue ich. Ich schicke Ihnen also dieses Zeichen meiner Vorsorge, ohne daß es eben ein Beweis von der Liebe und Hochachtung seyn soll, mit welcher ich bin &c.



### Vier und sechzigster Brief.

An den Herrn von S\*\*.

Mein lieber kleiner S : : :

Ich weis Ihnen nichts zu schreiben, als daß ich Ihnen nichts zu schreiben habe. Denn daß ich Sie liebe, daß ich Sie hochschätze, dieses habe ich Ihnen nun schon zehn Jahre nach einander geschrieben. Die Comödien kann ich Ihnen nicht schicken, und wenn Sie mir die Wache wollten setzen lassen. Ich denke aber bald mein Wort zu erfüllen. Leben Sie wohl, und kommen Sie recht gesund aus dem Bade wieder. Ich bin wieder krank, und dennoch schreibe ich noch. Ja, mein lieber S : : :, wenn Sie einmal merken, daß ein Sohn von Ihnen ein Autor werden will: so lassen Sie ihm die rechte Hand lähmen. Es ist ein Unglück besser, als das andre. Ich bin Ihr lieber &c.

Fünf

## Fünf und sechzigster Brief.

An eben denselben.

Sie haben mir einen recht schönen Brief geschickt, für den ich Ihnen nicht besser zu danken weis, als daß ich ihn gleich in der ersten Stunde beantworte. Ich vergebe mirs nun recht gern, daß ich mein Wort nicht gehalten, und Ihnen nicht zuerst geschrieben habe; denn vielleicht hätte ich diesen Brief nicht. Ich will Ihnen also auch nicht einmal sagen, daß ich im Gebürge gewesen bin, daß ich meine Mutter besucht, und also mehr, als ein Hinderniß, gehabt habe, nicht an Sie zu schreiben. Das aber muß ich Ihnen sagen, daß ich auf meiner ganzen Reise recht erbärmlich krank gewesen bin; denn ihr Mitleiden ist mir lieber, als die kluge Regel, daß man nicht immer klagen soll.

Sie muntern mich im Namen der fränkischen Schönen auf, bald den dritten Band von meinen F. und E. herauszugeben; aber sagen Sie diesen witzigen Kindern nur getrost, daß so leicht keiner kommen wird. Ich will lieber ihren Zorn unschuldig ertragen, als vielleicht durch einen dritten Band ihren Beyfall verlieren. Ich habe von den Stücken, die ich Ihnen einmal vorgelesen, wenigstens schon die Hälfte vertilgt; und ich bin mir diese Grausamkeit schuldig. Unfruchtbar seyn, ist immer noch besser, als die Welt mit mittelmäßigen Geburten beschweren. Sie wissen es, daß ich jetzt den größten Theil der Zeit ganz andern Arbeiten schenken muß, als denen, die mich der Welt, oder doch den Buchhändlern, bekannt gemacht haben;  
und

und wer gut schreiben will, kann nicht immer, und soll auch nicht viel schreiben. Schreckliche Wahrheit! Bitten Sie nur bey diesen Schönen für mich! Ein gut Wort von Ihnen kann mehr ausrichten, als ein Band von meinen Schriften. Sagen Sie ihnen endlich, was Sie selbst schreiben könnten, wenn Sie wollten; so werden diese Frauenzimmer die Fortsetzung von allen meinen Werken entbehren können. Und noch einmal endlich, kommen Sie bald wieder. Sie sind nicht allein für die Schönen in Darmstadt gemacht; nein, es warten in  $\text{L} = =$  und wenigstens drey Meilen im Umkreis viele auf Sie; auch viele Freunde und besonders Ihr lieber  $\text{rc}$ .



## Sechs und sechzigster Brief.

Gnädige Frau,

Wenn Sie mir auch nicht die Ehre erlaubt hätten, an Sie zu schreiben: so würde ich mir sie selbst genommen haben, um Ihnen von Leipzig aus zu sagen, wie viel ich Ihnen Dank schuldig bin. Sie haben mich nicht allein acht Tage in Ihrem Hause geduldet, sondern mir zugleich so viele Gnade erwiesen, als ob ich Ihr eigener Gast gewesen wäre. Womit habe ich das alles verdient, gnädige Frau? Womit? Doch genug, daß es Ihr Charakter ist, auch gegen die gefällig zu seyn, die keinen Anspruch darauf machen können. Kann ich dadurch dankbar seyn, daß ich die Ehre niemals vergesse, die Sie mir erwiesen haben: so werde ichs zeitlebens seyn. Ich werde es wenigstens so oft seyn müssen, als ich  $\text{B} = =$  nenne, oder nennen höre,

## Sieben und sechzigster Brief. 189

höre, und Ihnen allemal in Gedanken die Hand küssen. Dieß Gesetze will ich mir machen; und o wie leicht wird es mir zu halten seyn! Ich könnte Ihnen nunmehr eine sehr klägliche Beschreibung von meiner Rückreise machen; aber es wird genug seyn, wenn ich Ihnen sage, daß ich erst Donnerstags Abends um elf Uhr in Leipzig angekommen bin. Also habe ich über zwey und zwanzig Meilen vier Tage und drey Nächte gereiset. Der böse Kutscher! Mit ihm soll niemand, als mein Feind, niemand, als der fahren, der was Böses im Sinne hat. Vergeben Sie mir diesen kleinen Eifer. Ich weis nichts mehr zu sagen, als daß ich mit der vollkommensten Ehrerbietung und Erkenntlichkeit bin &c.



## Sieben und sechzigster Brief.

### Eines Frauenzimmers.

Machen Sie sich keine Sorge, Ihr Freund hat weder eine Belohnung zum voraus, noch eine bey der Ueberbringung Ihres Briefes erhalten. Ich kann mich auch nicht besinnen, daß ich ihm eine versprochen hätte; und wenn es auch geschehen wäre, so will ich mich nicht besinnen, weil er damit geprahlt hat. Ueberhaupt haben Sie Recht, er ist ein bischen tückisch; so eine ehrliche Mine als er sich auch geben kann. Was verliert er denn, wenn Sie an mich schreiben? Nichts, auf der Welt nichts. Und wenn er ja ein Recht zu haben glaubt, Sie zu hintergehen, muß er es denn zu meinem Schaden thun, und Ihnen den giftigen Rath geben,

geben, daß Sie nicht mehr an mich schreiben sollen? Aber der gute boshafte Rathgeber hat sich betrogen, und er soll unsern Briefwechsel nicht aufheben, wenn er auch zaubern könnte, und das kann er doch gewiß nicht. Ich sage es Ihnen also, daß mir Ihre Briefe recht angenehm sind, und ich traue dieser Versicherung so viel zu, daß ich bald wieder einen von Ihnen erhalten werde. Und wenn die meinigen dazu dienen, Ihnen einen zufriednen Augenblick mehr zu machen: so wüßte ich nicht, warum wir nicht zeitlebens an einander schreiben wollten. Ja, wir wollen es thun, wir wollen uns schreiben; und wenn es den schlauen Freund verdriest, wollen wir uns gar gut seyn, und er soll unsre Briefe bestellen, und unsre Freundschaft immer wachsen sehen müssen, damit er nicht ohne Ursache böse ist. Ich kann ihn gar nicht mehr leiden, und ich habe große Lust, ihn zu hassen; wenn Sie meynen, daß man sich an ihm eben nicht sehr versündigt. Doris will ich mit der Bedingung für Sie aufheben, wenn Sie als Mann noch so artig und fromm seyn wollen, als Sie als Jüngling sind. Unser boshafter Freund kömmt; ich will ihm den Brief dreist vorlesen, er kann mir doch kein finstres Gesicht machen, als er schon mitbringt. Da sieht er kaum, daß ich recht sehr Ihre gute Freundin bin 26.



**Acht und sechzigster Brief.**

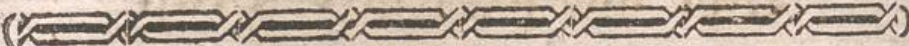
**Hochzuehrender Herr,**

Es thut mir leid, daß ich die Ehre, die Sie mir anbieten, nicht annehmen kann. Eine Frühlingscur, und eine Reise, die ich deswegen vornehmen muß, und zwar noch diese Woche, verwehren mir, eine Vorrede vor Ihre Gedichte zu machen, und kommen meiner Bescheidenheit und Furchtsamkeit in diesem Falle zu Hülfe. Indessen danke ich Ihnen von ganzem Herzen für das besondre Vertrauen, dessen Sie mich würdigen, und ich will es den Augenblick durch eine freundschaftliche Erinnerung zu verdienen suchen. Ich wünschte nämlich, Hochzuehrender Herr, daß Sie Ihre Gedichte vor dem Drucke noch mit einigen guten Freunden und Kennern durchgehen, und hin und wieder bessern, auch etliche gar weglassen möchten. Ich finde überhaupt viel schönes darinnen; aber auch vieles, das mir nicht gefällt; vieles, das mir in Ansehung Ihres Charakters zu frey scheint, zumal wenn ich bedenke, daß diese Schrift einem großen Gottesgelehrten dediciret ist. Doch ich kann irren, und es kommt nicht auf meinen Ausspruch an, sondern auf das Urtheil der Kenner. Haben Sie dieses schon zu Rathe gezogen: so will ich mit Freuden Unrecht haben. Alles dieses sage ich Ihnen aus wahrer Aufrichtigkeit, und nicht im geringsten aus einem kritischen Stolze. Ich wünsche mir Ihre Freundschaft, und rede mit Ihnen als Ihr Freund. Nehmen Sie mirs also nicht übel, wenn ich bey meiner Erinnerung die Worte

te

## 192 Neun und sechzigster Brief.

te nicht sorgfältig genug gewählt habe. Ich bin mit der größten Hochachtung &c.

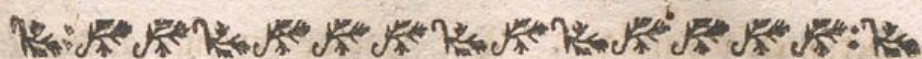


Neun und sechzigster Brief.

Meine liebe Jungfer Muhme,

Ich habe Ihr doppeltes Geschenke erhalten. Es herrscht in Ihrer Art, zu sticken, eben der gute Geschmack, der in Ihren Briefen und Gesprächen herrscht, und ich würde ungerecht handeln, wenn ich Ihnen diesen Lobspruch länger verschweigen wollte. Genug, Sie haben mich mit Ihrer Geschicklichkeit beschenkt; und was ist billiger, als daß ich Sie wieder mit der meinigen beschenke? Für zwei Stickeren von Ihren Händen, schicke ich Ihnen zwei Bücher von den meinigen; einen Catechismus und einen Roman. Wenn Sie der letzte verderbt, so soll Sie der erste unmittelbar wieder bessern. Sie lachen? Wollen Sie mir etwan dadurch sagen, daß ich mir diese Sorge nicht machen dürfte; daß mein Roman selber ein Catechismus wäre? Ey, ey, Jungfer Muhme, das war zu boshaft gelacht! So beißend hat mich noch kein Mensch kritisiret. Ich vergebe es Ihnen, weil ich nicht gleich ein Mittel weis, mich zu rächen. Wir sind nahe Freunde und = ja; und wer weis, ob Sie ganz Unrecht haben? Wir wollen nicht mehr daran denken. Leben Sie wohl. Grüßen Sie Ihre liebe Mama und Jungfer Schwester hundertmal von mir.

Sieben:



Siebenzigster Brief.

An eine Freundin.

Meine liebe Madam,

Ghe wir noch mit einander reden, so erlauben Sie mir, daß ich Ihnen in Gedanken etliche Duzend Mäulchen geben darf; denn das kann Ihr Mann nicht sehen, und wenn ers auch nach seiner Scharfsichtigkeit sähe: so kann ers uns doch nicht wehren. Auf die Mäulchen will ich Ihnen nunmehr sagen, daß ich Ihnen recht herzlich gut bin, und daß ich von Ihrer freundschaftlichen Seele eben dieses erwarte. Ach wenn doch der May schon da wäre! Den ganzen May will ich bey Ihnen zubringen; da wollen wir mit einander reden, mit einander lesen, mit einander scherzen und spazieren gehen, und uns freuen, daß wir leben, und gute Freunde sind; da wollen wir uns ins Grüne setzen, und Blumen pflücken, und einander Kränze winden, und dem Himmel für den ganzen Frühling danken. Alles das wollen wir thun! Aber wo soll denn Ihr Mann bleiben? Ihr Mann? Der kann auch mitgehen, wenn er nicht zu studiren hat. Er kann aber auch zu Hause bleiben, und unterdessen etwas poetisches oder profaisches arbeiten, damit er uns bey unserer Zurückkunft etwas vorlesen, und sich unsern Beyfall verdienen kann. Wer gesund ist, der muß arbeiten, und wer so viel Geist hat, wie ihr Mann, der muß für zwo Personen arbeiten; ein kranker Poet aber, und eine liebe junge Frau müssen sich für drey

N

Pere



Personen vergnügen. Der Doctor hat mir ausdrücklich gerathen, daß ich den Brunnen in Ihrer Gesellschaft trinken soll, und wenns der Doctor nicht gewesen ist: so ist's mein eignes Herz gewesen, und beiden folge ich gern. Sie können unmaaßgeblich immer die jungen Hüner gut füttern lassen. Gemästete Kälber sollen auch ganz gesund seyn. Noch eins, liebe Madam, wo soll ich schlafen? Nur in keiner Kammer, wo Mäuse sind. Ich will lieber etliche kleine Bären und Rhinoceros um mich haben, als diese geschwindfüßigen Unholde. Es geht doch auf Ihrem Landgute nicht etwan um? Nun, wenns auch wäre! Ich bringe einen ganz hübschen Vorrath von schlechten Gedichten mit, mit denen ich die Gespenster auf zehn Meilen Wegs fortlesen will. Es haben sich schon verschiedene gute Freunde zu meinen Reisegefährten angeboten; es ist mir aber immer, als wenn ich keinen mitnehmen würde. Ich kann nicht sagen, warum; aber ich fühle es, daß wir sie nicht brauchen. Ihr Mann möchte auch verdrießlich werden, wenn viele Leute unsre Vertraulichkeit mit ansähen.

Nun, das wird recht hübsch seyn! Aber meine liebe Freundin, es sind noch zween Monate bis dahin, wenn es doch nur so viel Tage wären! Nehmen Sie mirs nicht übel, ich muß Ihnen wieder ein Mäulchen geben. Denn ich bin von dem vielen Schreiben ganz entkräftet. Sie können mirs ja wieder geben, wenn ihr Mann Umstände machen will. Grüßen Sie ihn, und sagen Sie ihm, daß ich seine Schriften so gern, als Mosheims Werke, läse, damit er mir nicht gram wird. Ich bin zeitlebens Ihr rechter sehr guter Freund.

Ein



Ein und siebenzigster Brief.

An einen guten Freund.

Sie wissen doch, daß heute schon der fünfte May ist, und daß Sie mir versprochen haben, den May bey mir auf dem Lande zuzubringen? Ich erinnere Sie also an Ihr Versprechen, oder vielmehr an das Vergnügen, das Sie sich selbst schuldig sind. Ich lasse Sie von neuem ein, im Namen meiner lieben Frau, im Namen der lösen Doris, im Namen der Freundschaft, der Liebe und des Mays.

Das Herz der Edlen zu entzücken,  
Lachst du, o May, mit heitern Blicken  
Aus der verschönerten Natur;  
Schmückst Freunden, die dich zu genießen,  
Und dankbar zu gebrauchen wissen,  
Vor andern Fluren meine Flur.

Kommen Sie, Sie sollen alles finden, was Sie von dem Frühlinge und einer gastfreyen Wirthinn erwarten können. O was machen Sie für eine unschlüssige Mine! Das ist die Mine des Unterthanen, dem der gnädige Herr einen Hoftag ansagen läßt, und nicht die Mine eines Geselligen, den seine Freunde zum Vergnügen rufen. Mit ihren traurigen Büchern! Ob Sie nun in Ihrem Leben vierzehn Tage mehr oder weniger studiren, dabey wird die beste Welt nicht viel verlieren. Sie und viele andre wissen zu viel, als daß ich glauben könnte, daß Sie noch aus Liebe für die Wissenschaften und für die Welt, und nicht viel-

mehr aus einem weisheitsvollen Stolze studiren sollten. Im Vertrauen geredt, diese ganze Stelle von dem, O was machen Sie, an, hat mir meine Frau eingegeben. Ich wollte es beschwören, daß es zugleich eine Satyre auf mich seyn soll, und ich wollte gern böse auf meine Frau werden, wenn ich nur könnte. Aber wo kann ich? Sie hat mir, da sie mir die Spötteren vorsagte, eine Mine gemacht, in der mehr Freundlichkeit war, als in zehn Satyren Bosheit seyn kann. Sie bleibt die Frau, die ich mir nicht besser wünschen kann, und die Sie, als Ihren Bruder, liebt; aber unter der Bedingung, daß Sie zu uns kommen. Sie hat unserm Christoph schon anbefohlen, daß er auf den Sonnabend nach L = = fahren, daß er sein bestes Kleid anziehen, daß er die Kutsche abputzen, daß er heute und morgen den Pferden viel zu gute thun, daß er Sie abholen, daß er nicht viel mit Ihnen reden, daß er Ihnen alles an den Augen absehen, und sich ja in Acht nehmen sollte, daß Sie nicht mitten auf dem Wege aus der Kutsche sprängen, und zu Fuße nach L = = zurück kehren. Christoph fragte, ob denn der Herr so eigensinnig wäre. Ja doch, sagte meine Frau, er ist eben so eigensinnig, als gutwillig, um desto aufmerksamer müßt ihr seyn; kurz, es ist der Herr, in dessen Büchern ihr Sonntags immer lest. Hier verbeugte sich Christoph, und sagte, daß ihm ein ganzes Jahr Lohn nicht so lieb wäre, als daß er diesen Herrn fahren sollte. Er wird also auf den Sonnabend zu Mittage in vollem Staate, und in tiefer Ehrfurcht, vor Ihrem Hause erscheinen, und wir wollen Sie gegen Abend in der kleinen Allee, mit offenen Armen und gedeckter Tafel, erwarten. Herr N = = läßt Sie ganz weichmüthig grüßen. Es ist mit dem Frühlinge

linge eine große Veränderung in seinem Charakter vor-  
gegangen.

Der Stolze, der vor unsern Ohren  
Die Liebe tausendmal verschworen,  
Verseuzt jetzt seinen Tag betrübt;  
Hast, die ihn suchen aufzuwecken;  
Flieht einsam in die finstern Hecken.  
O Man! wo ist sein Stolz? Er liebt!

Im Ernste, er liebt. Rathen Sie, wen? Sie erras-  
thens nicht. Die junge Wittwe. Diese hat durch  
Hülfe des Lenzes das ganze System seines hagestolzi-  
schen Herzens über den Haufen geworfen. Es ist sein  
Ernst, daß er sie heirathen will, und ich habe nicht viel  
dawider einzuwenden; Sie vielleicht auch nicht. Unter-  
dessen ist sie noch zu sehr Wittwe, als daß sie ihn unter-  
acht Tagen anhören sollte. Kommen Sie, bringen  
Sie uns was zu lesen, ein offnes Gesicht, und ein off-  
nes Herz mit. Ich bin &c.



## Zwey und siebenzigster Brief.

### Ein Frauenzimmer an ihren Liebhaber.

Ich habe mir alle Mühe gegeben, Sie zu vergessen,  
und ich hatte es, ohne Ruhm zu melden, schon weit  
gebracht; aber Ihr letzter Brief hat alles wieder ein-  
gerissen. Ich weis nicht, ob mein Herz zu gut ist,  
Sie zu vergessen, oder ob Sie zu gut sind, vergessen zu  
werden. Genug, ich fühle, daß Sie mir noch nicht  
gleichgültig geworden sind, und es würde mir gar nicht  
zuwider seyn, wenn ich eine Stunde um Sie seyn, und

## 198      Zwey und siebenzigster Brief.

Ihrem profaischen und poetischen Gewäsche zuhören sollte. Allein verlassen Sie sich nicht zu sehr auf diese Versicherung. Ich stehe nicht für mein Herz. Woher weis ich, ob es den Eindruck von Ihren Verdiensten in die Länge behalten wird? Andere Leute haben auch Verdienste, und ein Verdienst kann ja wohl das andre auslöschten. Wenn ich Ihnen also recht ehrlich rathen soll, mein Geliebter, so schreiben sie mir ja fein oft, damit ich Gelegenheit habe, mich an Sie zu erinnern, und mein Herz mit Ihnen von neuem anzufüllen. Loben Sie mich ein bischen, reden Sie von meiner Geschicklichkeit in der Musik, im Zeichnen, in der Poesie. Sagen Sie, daß Ihre Verse unter den meinigen sind, daß Sie mir viel zu verdanken haben, daß Ihnen jede Stunde noch kostbar ist, die ich Ihnen aufgeopfert habe. Dieses ist das, was Sie mir schreiben sollen. Die Art, es zu sagen, überlasse ich Ihrem feinen Witze. Nun will ich Ihnen auch sagen, was Sie mir nicht schreiben sollen. Erstlich überhaupt nichts von meinen Fehlern; denn wenn ich auch welche hätte, so haben Sie, als mein Verehrer, doch kein Recht, sie wahrzunehmen. Ferner, schreiben Sie mir nichts von Charlotten, weder im guten, noch im bösen, denn sie geht Sie nichts an. Ich habe es ihrem Manne gesagt, daß Sie Briefe mit ihr wechselten, und er will deswegen an Ihre gnädige Herrschaft schreiben. Wenn ich gewußt hätte, daß er die Sache so weit treiben würde: so hätte ich wohl schweigen können. Endlich schreiben Sie mir keine solche Verschen mehr, als in Ihrem letzten Briefe stehen, sondern warten Sie, bis ich Sie um solche traurige Neuigkeiten bitte. Und noch einmal endlich, fangen Sie meine Briefe nicht mehr durch: Mein liebes Christianchen, an, oder, wenn Sie dieses Wort ja nicht lassen können; so setzen sie wenigstens;

Drey und siebenzigster Brief. 199

nigstens: Hochedelgebohrnes, Hochzuehrendes  
Christianchen! Unter diesen Bedingungen sollen mir  
Ihre Briefe allezeit lieb seyn.



Drey und siebenzigster Brief.

An den Herrn Baron Gr\*\*.  
Vom Lande.

Wären Sie immer mit mir gefahren. Es gefällt mir  
ungemein wohl auf dem Landgute der Frau von  
K = =, und es würde mir noch besser gefallen, wenn ich  
weniger bedient würde, nicht so weich schlafen, und weni-  
ger vornehm speisen dürfte. Meine Wirthinn ist die ge-  
fälligste Frau von der Welt. Ihr Gesicht ist so heiter,  
wie die Gegend auf ihrem Landgute, und ihre Fräulein  
Tochter könnte die Hälfte ihrer Reizungen und liebens-  
würdigen Eigenschaften entbehren, und darum doch noch  
die Mißgunst der Schönen, und die größte Hochachtung  
unsers Geschlechts verdienen. Soll ich Ihnen erzählen,  
wie ich meinen Tag hier zubringe? Aber warum frage  
ich noch? Sie haben mirs ja befohlen; ich habe es Ih-  
nen versprochen, und es würde mir zu viel an meinem  
Vergnügen fehlen, wenn ichs Ihnen nicht beschreiben  
dürfte. Machen Sie sich also immer zur Gedult gefaßt,  
Herr Baron! denn ich habe heute überaus große Lust,  
zu schwätzen.

Ich schlafe in einem Zimmer, das auf der einen Sei-  
te in den Hof, und auf der andern in den Garten und  
in das Feld geht. Meistens um sechs Uhr des Morgens  
stehe ich schon an dem Fenster, und überschau mit einem

un:

unersättlichen Auge den Herbst, im Felde und Garten. Der weite Himmel, davon wir in der Stadt nichts wissen, ist mir aus meinem Fenster ein ganz neues Schauspiel. Hier stehe ich nun, und vergesse mich eine halbe Stunde im Sehen und Denken. Nach diesen glücklichen Augenblicken, und ganz berauscht von dem Geiste des Morgens, öffne ich die Thüre, um einen Bedienten zu haben; aber so glücklich wird mirs nicht. Nein, es kommen ihrer wenigstens drey auf einmal, die sich mir zu Ehren aus dem Athem gelaufen haben, und mit aller Gewalt zu meinem Befehle seyn wollen: und wenn ich den einen etwas bitte, so nimmt es der andre übel, daß ich weniger Vertrauen zu ihm habe. Kurz, ich muß mich anziehen lassen, ich mag wollen, oder nicht.

Unter dieser Beschäftigung besuchen mich fünf bis sechs freundliche Windhunde, mit denen ich mich in ein kleines Gespräch einlasse, weil ich weis, daß sie mir nicht antworten. Indessen erzählt mir der Jäger ihre Thaten von Jagd zu Jagd, beschreibt mir das ganze Revier, und kränkt sich, daß ich kein Liebhaber vom Hetzen bin. Weil ich ihm einigemal zu verstehen gegeben habe, daß man auch gegen die Thiere barmherzig seyn müßte: so hat er sich heimlich bey der gnädigen Frau erkundigt, ob ich ein Pietist wäre.

Nunmehr kömmt der Caffee; ich nehme ein Buch, mache eine gelehrte Mine, und den Augenblick fliehen meine Bedienten. Die Bücher, die ich zu mir gesteckt habe, sind der Terenz, der Horaz, und der Gresset. Sollten Sie wohl glauben, daß ich in diesen Dichtern auf dem Lande weit mehr Schönheiten finde, als in der Stadt? Doch warum sollten Sie sich wundern? Hier ist die Natur selbst ihre Auslegerinn, die sie begeisterte, als sie sangen. Und sie erklärt sie, wenn gleich nicht so  
gelehrt

gelehrt, doch angenehmer und deutlicher, als die angesehensten Commentatores. Die Beschreibung einer schönen Aussicht, die Gemälde von der Unschuld und Freyheit des Landlebens entzücken mich doppelte, wenn ich sie mit der Natur zusammen halten kann. Selbst die andern Schönheiten der Poeten rühren mich hier mehr, als in dem Geräusche der Stadt; hier, wo mein Verstand durch die Anmuth des Landlebens offner, und mein Geschmaack lebhafter und feiner gemacht wird. Diesen Morgen fiel mir der Eunuclus in die Hand, ich wollte ihn durchlesen; aber ich kam in der ganzen Stunde nicht weiter, als bis zu dem Ende der zwoten Scene; so oft bin ich durch die liebenswürdige Einfalt dieser Auftritte entzückt und aufgehalten worden. Ich kann mir nicht helfen, ich muß Ihnen ein Stück aus der Anrede des Parmeno an seinen verliebten Herrn aufdringen; es ist gar zu schön.

Et quod nunc tute tecum iratus cogitas:

Egone illam? quae illum? quae me? quae non?  
sine modo:

Mori me malim: sentiet, qui vir siem.

Haec verba me hercule vna falsa lacrumula,

Quam, oculos terendo misere, vix vi expresserit.

Restinguet: et te vltro accusabis, et ei dabis

Vltro supplicium.

So? höre ich Sie sagen, warum haben sie denn eben diese Stelle ausgezogen? Ist es etwan gar eine Bosheit, die mir gelten soll? Eine Bosheit? Nein, Herr Baron; aber fragen Sie nur Ihr Herz, ob etwas wahrers und richtigers seyn kann, als diese Stelle. Ja doch, rief ich überlaut, da ich sie las, ja doch, eine kleine falsche Thräne! ich sehe das Mädchen, jetzt reibe sie

sie



sie sich die Augen, und zwar erbärmlich. Vortreflich! Die kleine Thräne will nicht kommen; aber sie muß. Und jetzt löscht diese Thräne alle die hitzigen Reden des Phädria aus; alle auf einmal. So dachte und sprach ich mit mir, und schmählte auf mich, daß ich nicht auch so klug, wie Terenz, wäre. Vergeben Sie mir diese Schulepisode. Ich will gleich von meinen Büchern zu einem andern Zeitvertreiber eilen.

Wenn ich mich bald satt gelesen habe: so warte ich der gnädigen Frau und Fräulein Tochter auf. Ich trefse sie gemeiniglich bey einem Buche, oder mit dem Verwalter über einer Rechnung an. Alles lacht mir entgegen, und so gar der Verwalter, der zwanzig Jahre ein Wachtmeister gewesen ist, zwingt sich, aus seinem fürchterlichen Gesichte mir ein freundliches zu machen. In dieser Stunde (denn so lange halte ich mich ungefähr in dem Zimmer meiner Gebieterinn auf,) verdiene ich eigentlich die Erlaubniß, mich auf ihrem Landgute zu vergnügen. Ich rede mit ihr, und unser Gespräch betrifft gemeiniglich die Erziehung ihres Sohnes, der Hoffnung ihres Geschlechts. Wenn es bald Mittag ist, so setze ich mich mitten auf den Hof, dessen oberste Hälfte gepflastert, und mit einem Geländer umgeben ist. Ich klinge mit einem kleinen Glöckchen, und darauf kommt = = wer dächten Sie wohl? eine Heerde Federvieh, zu Fusse und im Fluge, herbey geschossen. Ich füttere also Hühner, Truthüner, Enten, Gänse, Tauben, alles unter einander, und überzähle meine Nationen. Der Tauben ist beynah ein unzählbares Volk. Darauf besuche ich die Rebhühner und Wachteln in ihrer Stube auf dem Taubenhause, und zugleich die jungen Tauben. Eine angenehme Scene! Hier füttert die Mutter ihre Kinder; dort brütet die andre eine  
noch

noch zukünftige Nachwelt aus, und wird von ihrem Gatten ermuntert, das Nest zu verlassen, ihm Platz zu machen, und sich mit der Mahlzeit zu erquicken. Erst bittet er sanft und liebeich, dann redt er ernsthafter, und wenn sie von ihrer Pflicht noch nicht weichen will: so gebietet er mit einem räuberischen Tone, und dreht sich zehnmal in den Kreis herum, als wollte er sie nicht mehr ansehen, und ihr doch auch die Freyheit lassen, sich, unbemerkt von ihm, aus dem Neste zu entfernen. Von da gehe ich in die Pferdeställe, und endlich von Stalle zu Stalle, und sehe die gute Ordnung, die Keinslichkeit der Ställe, und die Mühe, mit der die Menschen dem Viehe ihren Nutzen abverdienen müssen.

Um zwölf Uhr wird die Befindeglocke geläutet, und nie bin ich froher, als wenn ich, ohne bemerkt zu werden, eine grosse Tafel, voll gesunder und hungriger Mägde und Knechte, speisen sehe. Wenn diese Leute auch sonst nicht so glücklich sind, als ihre Herrschaft: so sind sie doch bey Tische gewiß glücklicher. Alles ist und redet zugleich an ihnen. An der einen Reihe sitzt das Mannsvolk, und an der andern sitzen die Dorfschönen. Ein Brodt, so breit, wie der Tisch, ist vor der halben Stunde verzehrt. Sie können leicht denken, daß es unter diesen beiden Geschlechtern auch Zärtliche giebt, und daß sich der Knecht, wenn er in die Schüssel sehen will, zuweilen vergißt, und seiner Geliebten in die schwarzen Augen sieht. Gestern war in einem benachbarten Städtchen Jahrmart. Sie hatten, von ein Uhr an, die hergebrachte Freyheit, den Jahrmart zu besuchen. Alle waren bey Tische in ihrem völligen Staate, und jeder Knecht triumphirte mit einem Bande auf seinem Hute, wie es seine Schöne um die Haare trug. Ihre Tafel war mit etlichen

Schüsseln Tauben besetzt. Alles gieng freyer und empfindlicher zu. Die Schönen scherzten mit ihren Geliebten, wer dem andern einen Jahrmarkt kaufen sollte, und brachen, um es durch das Glück auszumachen, das Schloßbein der Tauben mit einander entzwey. Die Chapeaus liessen den Schönen gemeiniglich die größte Hälfte, und diese bückten in währendem Spiele sich so vortheilhaft über die breite Tafel, daß ihre Galane entweder den Sieg vergassen, oder ihn doch am Ende vergessen konnten:

Denn Mädchen, wenn sie gleich das Dorf erzogen hat,  
Sind wie die Mädchen in der Stadt.

Unter diesen jungen Leuten sitzt zu oberst an der Tafel ein schon grauer Mann, seu pius Aeneas, welcher Nachtwächter von dem Herrnhofe ist, und doch den Tag über die sauerste Handarbeit verrichtet. Man ist nicht eher, bis er seinen Platz eingenommen hat, und so bald er aufsteht, folgt die ganze Schaar von zwanzig Personen nach. Wenn sie Fleisch haben, welches die Woche drey- oder viermal geschieht: so ist er nur die Hälfte von seiner Portion, und die andre Hälfte trägt er seiner neunzigjährigen Mutter nach Hause. Und eben um diese zu erhalten, ist er Nachtwächter, denn er bekommt für jede Nacht einen Groschen. Ein schreckliches Geld! Aber der gute Mann muß nicht nur von zehn Uhr bis zum Tage für diesen Groschen wachen, sondern auch beständig beten und singen, damit man weiß, daß er wacht. Kurz, der Mann muß für das ganze Dorf und alle umliegende Gegenden beten. Er kann auch wirklich alle Psalmen und das ganze Gesangbuch auswendig. Und in so weit dieses zu seinem Dienste nöthig ist: so glaube ich, daß man weit eher zehen gute Gerichtsverwalter, als einen tüchtigen Nachtwächter für

für

für diesen adlichen Hof finden kann. So wenig er schläft, so viel er arbeitet: so ist er doch gesund, zufrieden, und die Freundlichkeit selbst. Sie vergeben mirs gewiß, daß ich mich nicht lange bey der Beschreibung dieses Mannes aufgehalten habe. Denn sind Sie nicht auch meiner Meynung, daß er eher verewiget zu werden verdient, als mancher grosse Mann, der sich in seinem Kupferstiche bewundert, und dessen Leben einen ganzen dicken Quartanten anfüllt?

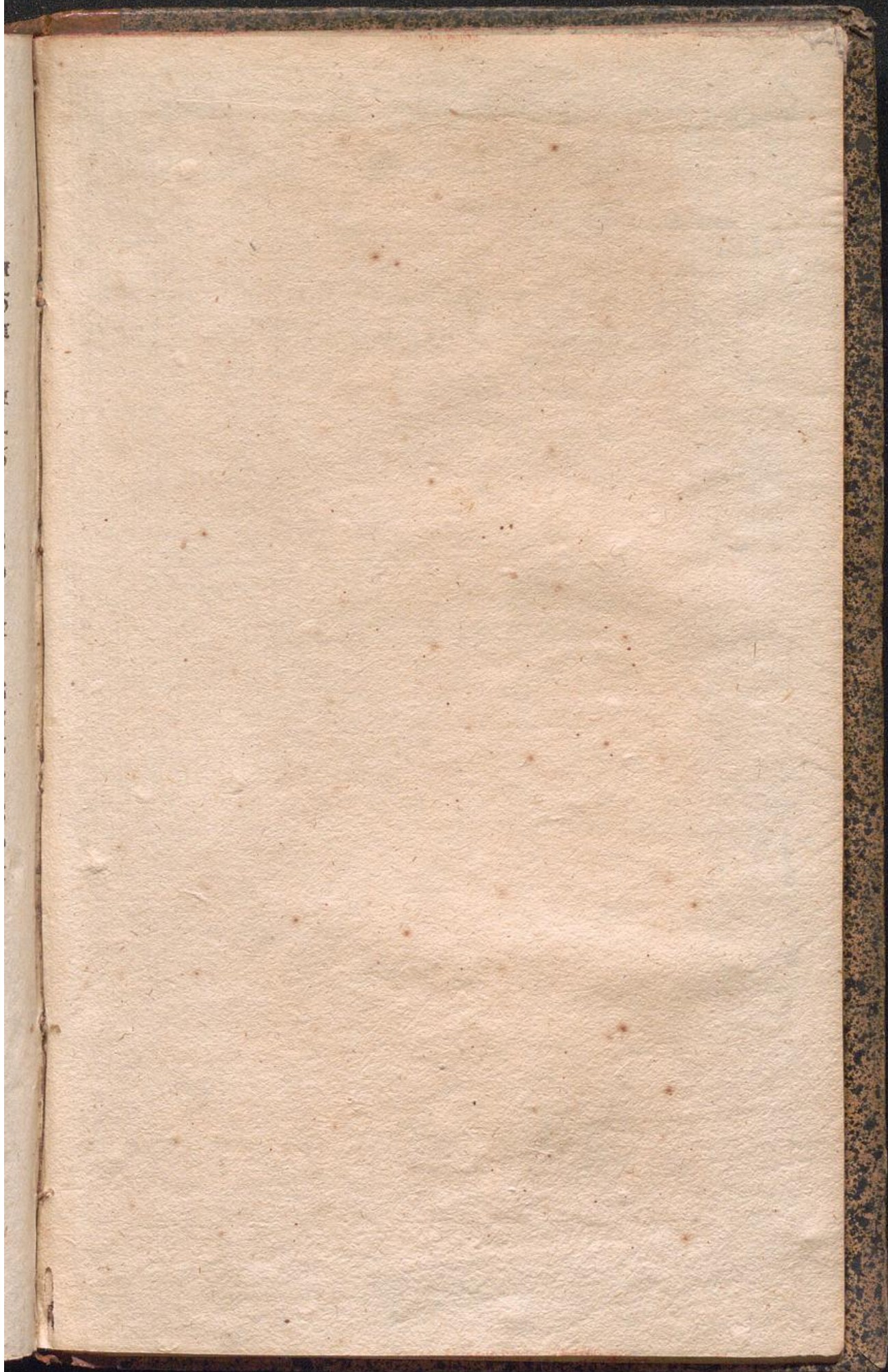
Wenn das Gesinde gegessen hat, so gehet unsre Tafel an, und ob gleich die gnädige Frau, mir zu Liebe, eine Stunde hat eingehen lassen, so sitzen wir doch noch immer zwo. Ueber der Tafel gehöre ich der gnädigen Frau an, und nach der Tafel, damit ichs kurz mache, dem Garten, dem Schache, und dem Clavecin. Der Abend, von acht Uhr an, ist für mich allein. Da lese ich noch eine Stunde, und so geht der Tag vorbey. Was das meiste ist, so bin ich die ganzen acht Tage gesund gewesen. Das ist viel Glück!

Mich deucht, Sie wissen nunmehr genug von meinem Zeitvertreibe auf dem Lande, und vielleicht mehr, als Sie haben wissen wollen. Dennoch muß ich Ihnen noch eine lustige Begebenheit erzählen, welche die Kirchenordnung in der hiesigen Gegend angeht. Diese ist sehr tyrannisch. Ich gehe am vergangnen Sonntage ganz allein in die Kirche, weil die gnädige Frau Fremde bey sich hatte. Ich setzte mich unbekannt neben den ersten den besten Bauer. Ein Student stieg auf die Kanzel, und sieng über das Evangelium von den Lilien auf dem Felde eine schreckliche Predigt an. Er war so philosophisch, daß er den Bauern erklärte, was säen und erndten wäre. Die Predigt that ihre natürliche Wirkung auf mich; ich schlummerte sanft ein. Aber  
in

in dieser Kirche hat man die Freyheit nicht, über einer schlechten Predigt einzuschlafen. Mein Nachbar weckte mich mit einem ziemlichen Stosse sehr geschwind auf, und rief: Der Junge kommt! Ich wußte nicht, was er wollte, und glaubte, weil der Prediger gleich mit einer Stelle aus dem Cicero bewies, daß niemand reich wäre, der nicht eine Armee aus seinem Vermögen unterhalten könnte, daß er mich dieser gelehrten Stelle wegen aufgeweckt hätte, und also schlief ich wieder ein. In kurzem erwachte ich zum andernmale von einem derben Schläge, und sah einen kleinen Bauernjungen mit einem ziemlichen langen Stecken vor mir stehen. Er gab mir einen Beweis mit der Mine. Nun wußte ich, was mein Nachbar hatte haben wollen. Dieser Junge hat das Recht, mit seiner Lanze in der Kirche herum zu laufen, und die Leute aufzuwecken. Ich schämte mich, und wollte lieber eine elende Predigt anhören, als mich noch einmal vor der ganzen Gemeinde auf den Kopf schlagen lassen. Muß der Junge nicht lachen, wenn er in wenig Tagen den Herrn in der Kutsche der gnädigen Frau, mit vier Pferden bespannt, durch sein Dorf wird fahren sehen, den er am Sonntage seine Gewalt hat fühlen lassen? Ich bin mit dem Ende dieser Woche gewiß wieder in Leipzig. Wollen sie aber noch zu uns kommen, so will ich bis künftige Woche hier bleiben, und mir in Ihrer Person ein neues Verdienst bey meiner Wirthinn und der Frau-  
lein erwerben. Ich dächte,

Sie kämen!



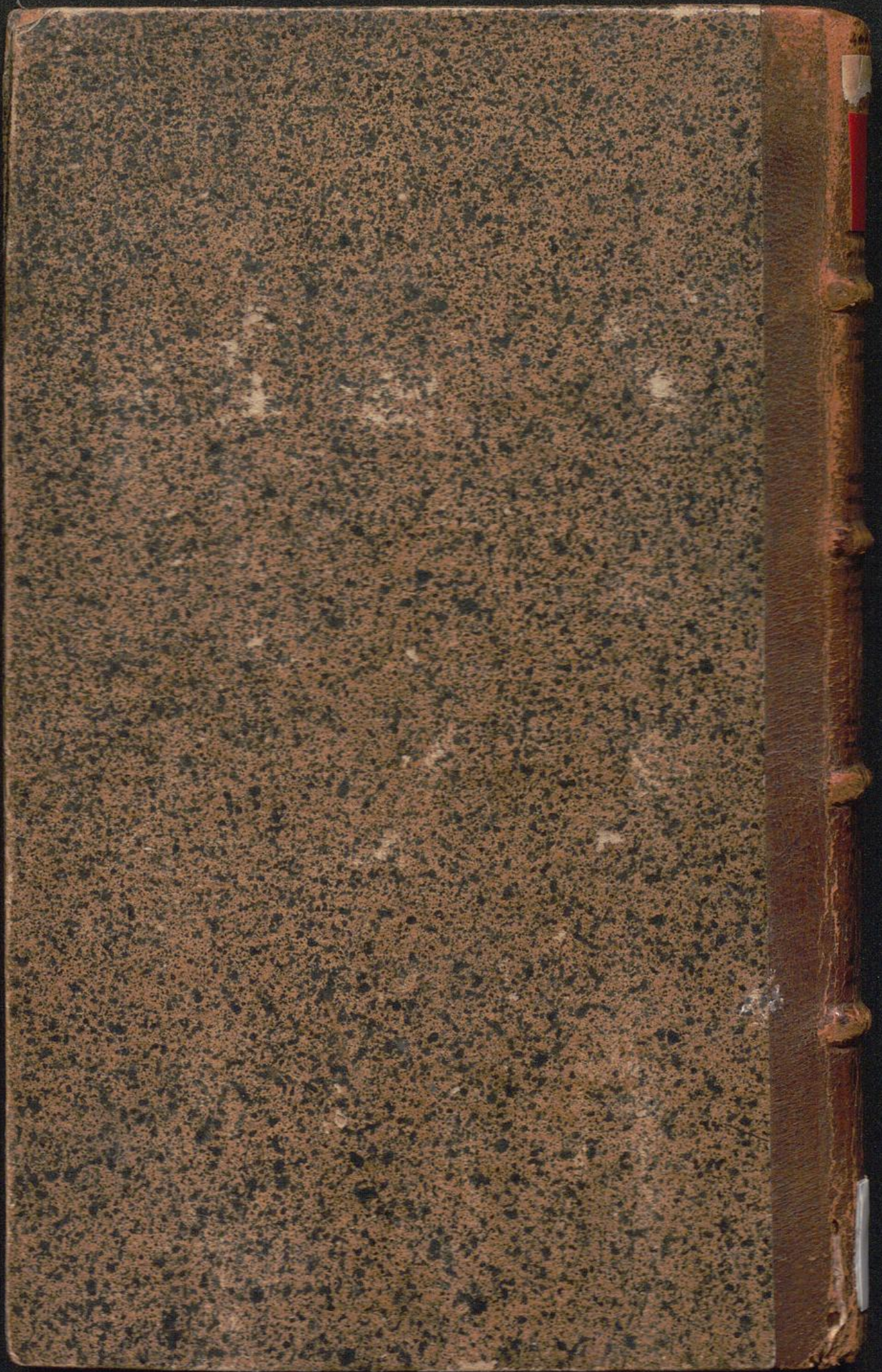


11. XII. 1946

664

1001687720  
C17+J0A508THNC7437490





P  
05

CLRG  
1720  
-2